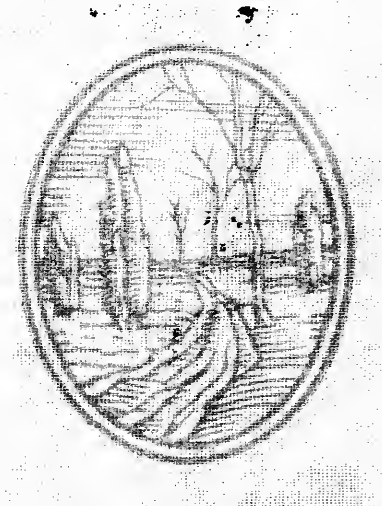
Heidjers Heimkehr
Die Heidklause



Leipzig / Hesse & Becker Verlag

Diedrich Speckmanns Heideerzählungen

Gesamtausgabe

Erster Band:

Heidjers Heimkehr
Die Heidklause

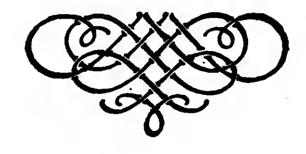


Leipzig 1921 / Hesse & Becker

Heidjers Heimkehr

Von

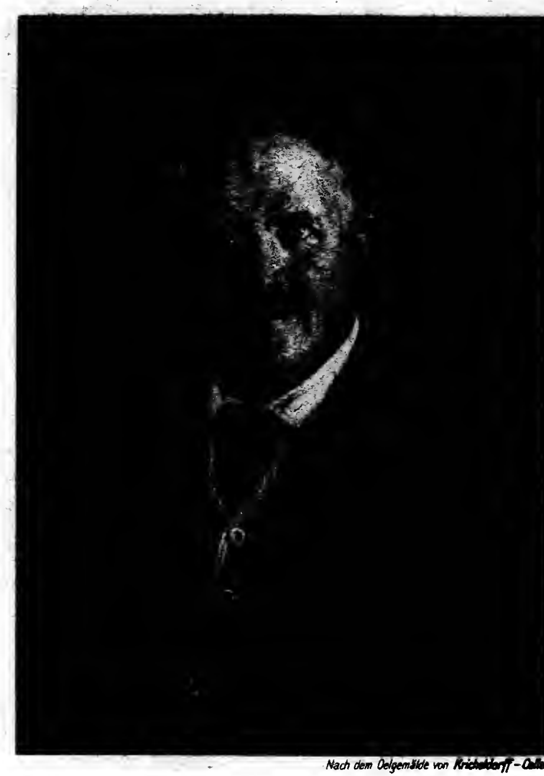
Diedrich Speckmann



Leipzig 1921 / Hesse & Becker

Erschienen 1918
Der Gesamtauflage 210. Tausend

Gedruckt in Stuttgart bei J. F. Steinkopf



Nach dem Oelgemälde von Krickeldorff-Celle

Diedrich Speckmann

Auf dem Snarshofe zu Vierhöfen erwachte mit dem ersten Morgengrauen das muntere Leben eines schönen Junitages. Das zierliche Hausrotschwänzchen, das in einem geschützten Winkel unter dem überhängenden Strohdach übernachtet hatte, flog einem der beiden Pferdeköpfe des Dachfirstes aufs Ohr, wippte mit dem Schwanz und sang sein bescheidenes Morgenlied. Majestätisch kam der Hahn die Hühnerleiter herabgestiegen und entbot seinem Volk und dem schlafenden Dorf einen heiseren Morgengruß. Davon erwachten die Kühe, die an den Seiten der geräumigen Diele träumten. Sie rasselten mit ihren Ketten und rafften die letzten vom Abend übriggebliebenen welken Grashalme auf. Dann ließen sie ein lautes Muh durch das morgenstille Haus dröhnen. Das weckte die dralle Hausfrau, die immer die erste war. Sie erhob sich von der Seite des noch fest schlafenden Snarsbuern, warf ihr Kleid über und klapperte in Holzpantoffeln über die Diele. Vor der Knechtekammer am Pferdestall rief sie: „Hinnerk, upstahn!" und vor der Mädchenkammer: „Doris! Trina! Et ward Tied!" — Als hier nicht sofort geantwortet wurde, packte sie mit fester Hand den Griff und stieß die Tür auf. Da raschelte es im Bettstroh, und schlaftrunken kam es aus dem dämmerigen Raum: „Ja, Fro, wi kamt ja all!"

Ihren Eheherrn ließ die resolute Frau etwas länger schlafen. Mit dem Snarshof war nämlich Gastwirtschaft und Posthilfsstelle verbunden, und da hatte Snarsbur abends die Post zu besorgen. Das heißt, er mußte von dem alten Postkutscher Jochen einen mageren Briefbeutel in Empfang nehmen und für Jochen und die etwaigen Fahrgäste einen „lütten Kloren" als Stärkung für die weitere Fahrt einschenken. Wegen dieser Arbeitsleistung am Abend durfte er morgens etwas länger schlafen. Nach einer kleinen Stunde war er aber auch zur Stelle. Er hatte im Gegensatz zu seiner kleinen Frau jenen langsamen, bedächtigen Schritt: „Kommste heute nicht, so kommste morgen."

Nun waren die Bewohner von Snarshof, Mensch und Tier, alle wach. Die Sonne, die auf den tauglitzernden Hof und durch die blanken Fensterscheiben schaute, freute sich, daß sie so munter an ihr Tagewerk gingen.

Plötzlich verhüllte sie ihr freundliches Gesicht mit einem leichten Wolkenschleier. Sie hatte von ohngefähr in das Fremdenschlafzimmer gesehen und einen Schläfer entdeckt, der noch gar keine Anstalten machte, sich des jungen Tages zu freuen.

Frau Sonne sandte einen hellen Strahl nach dem Langschläfer, — Fenstervorhänge verwehrten ihr das in Vierhöfen nicht — verfehlte aber ihr Ziel und traf nur die weiße Kalkwand hart unter der Decke.

Nach einer Weile schoß sie einen zweiten Strahl ab; der kam schon näher. Die Farben eines rohen Buntdrucks über dem Bett leuchteten grell auf.

Als sie sich abermals von einigen Wolkenschleiern frei gemacht hatte, traf sie endlich ihr Ziel und stach mit ihrer Strahlenlanze den Schläfer in beide Augen. Der Getroffene zuckte zusammen und vergrub sein Gesicht in die Kissen.

Nun tat die Sonne zu dem Glanz etwas Wärme. Da wurde es dem Mann unter der schweren, weiß und rot karierten Decke des riesigen Zweischläferbettes doch zu unbehaglich. Er wischte sich den Schlaf aus den Augen, erhob sich und begann langsam sich anzukleiden. Seine Bewegungen waren trotz seiner Jugend, trotz des langen Schlafes und der warmen Junisonne müde und lässig, wie die eines Mannes, an dem schlimme Krankheit nagt, oder den schwerer Kummer drückt. Wiederholt hielt er inne und setzte sich auf den Bettrand, als ob er sich von der Arbeit des Ankleidens ausruhen müßte. Dann blickte er mit toten Augen zum Fenster hinaus.

Währenddessen saß Frau Dreyer, die Snarsbuersche, nebenan in der sauberen Gaststube und schälte Kartoffeln. Ihr rundliches, rotbackiges Gesicht, das sonst von Zufriedenheit strahlte, hatte heute morgen einige Sorgenfalten.

Was war das doch mit dem Gast, den die Post ihr gestern abend ins Haus gebracht hatte!?

Sonst übernachteten bei ihr fast nur Viehhändler, die dann in der Frühe des anderen Tages zum Handeln auf die umliegenden Höfe gingen. Zu dieser Zunft durfte sie ihren Gast sicher nicht rechnen. Das Äußere stimmte dazu nicht; auch schrieben die sich nicht so

gewandt in das Fremdenbuch, wie jener da eingetragen hatte: „Franz Heim aus München." Und wenn sie von weit her waren, so kamen sie aus Hamburg.

Nun hatte die gute Frau schon mancherlei getan, um den apartigen Gast würdig zu empfangen. Sie hatte ihre Holzschuhe mit feineren Lederpantoffeln vertauscht und eine reine Schürze vorgebunden. Den Fußboden der Gaststube hatte sie nicht schlichtweg mit Sand bestreut, wie gewöhnlich, sondern so, daß die Sandfiguren einem langästigen Tannenbaume glichen. Und aus dem Glasschranke hatte sie das bessere Kaffeegeschirr genommen, das sonst eigentlich nur die Herren Offiziere im Manöver bekamen, und Pastor und Küster auf der Prömenfahrt.

Frau Dreyer sann, indem eine Kartoffel nach der anderen in den Eimer plumpste, darüber nach, was noch sonst geschehen könnte, und wer weiß, auf was für außerordentliche Ehrungen sie noch verfallen wäre, wenn der Gast jetzt nicht das Zimmer betreten hätte.

„'Morgen," sagte er tonlos und müde.

„Guten Morgen auch," antwortete sie lebhaft und munter. „Haben der Herr gut geschlafen in Vierhöfen?"

„Danke, es geht. Bitte, den Kaffee," sagte er kurz, ein Gähnen unterdrückend.

Frau Dreyer spülte sich hurtig die Hände ab und trocknete sie in der blauleinenen Schürze. Dann deckte sie ihrem Gaste den Tisch. Stolz setzte sie das gute, blau bemalte Geschirr vor ihn hin, und mit nicht ge-

ringerem Stolze einen Teller, der mit altbackenen Kaffeebrötchen und Zwiebäcken und einigen Streifen fossilen Butterkuchens vom Pfingstfest her hoch bedeckt war. Ja, sie hatte immer etwas im Hause, die Snarsbuersche. Aber der Fremde wußte das nicht zu schätzen. Er schob den Teller zurück und sagte verdrießlich: „Das Zeugs mag ich nicht sehen. Bringen Sie mir Butter und Brot!"

Ein wenig gekränkt trug Frau Dreyer ihre Schätze wieder fort. Als sie statt dessen einige tüchtige Runds ums ihres saftigen Hausbrotes und ein gutes Stück ihrer goldgelben Butter gebracht und ihren Platz am Kartoffeleimer wieder eingenommen hatte, versuchte sie eine Entschuldigung ihrer guten Absicht: „Ich meinte, unser Schwarzbrot könnten nur wir Heidjer vertragen."

„Sie können ja gar nicht wissen," entgegnete der andere, „ob ich nicht auch einer bin."

Die Frau musterte ihren Gast, seine städtische Kleidung und sein schmales, bleiches Gesicht, und schien das nicht recht glauben zu können. „Nee," dachte sie, „die sind von anderem Schlag."

Nach einer Weile fragte sie: „Wo will der Herr denn heute noch auf zu?"

„Ich bleibe heute hier. Und ich möchte Sie bitten, mich auch morgen und übermorgen zu behalten. Vielleicht auch noch länger."

Erstaunt blickte die Frau den Sprecher an, und die Kartoffel, die gerade unter ihren Händen war, verlor mehr Schale, als die Sparsamkeit der Hausfrau es

sonst zuließ. Das war noch kaum vorgekommen, daß ein Gast länger als eine Nacht blieb. Es paßte ihr auch durchaus nicht. „Da sind wir gar nicht auf eingerichtet," meinte sie. „Im Dorf is man slecht was ßu haben. Nich mal einen Slachter haben wir und müssen alles aus das Kirchdorf Wrieloh holen. Das ist beinahsten ßwei Stunden ßu gehen."

Aber der Fremde beruhigte sie: „Frau Dreyer, Sie brauchen gar keine Umstände zu machen. Sie geben mir einfach Hausmannskost, wie Ihren Leuten. Wenn ich mal eine dicke Erbsensuppe und ein tüchtiges Stück Schinken kriege, und dann mal einen dägten Buchweizenpfannkuchen, da bin ich ganz zufrieden. Sie können es getrost mit mir wagen."

Die Frau machte noch immer ein bedenkliches Gesicht. Mit dem Kartoffelschälen hatte sie innegehalten.

„Nicht wahr, Sie behalten mich?" fragte der Gast. Jetzt lag in seinem Ton zum erstenmal etwas Leben, und er sah die Frau bittend an.

„Na ja," meinte Frau Dreyer endlich zögernd, „wenn Ihnen denn so viel darum ßu tun is, und Sie wollen vorlieb nehmen, denn man ßu."

Sie hätte jetzt gern ein längeres Gespräch angeknüpft. Aber des Fremden Art war wieder so kurz und abweisend, daß sie die Versuche bald aufgab. Nicht einmal wagte sie zu fragen, was er wäre und was er in Vierhöfen wollte. Ihre Neugierde wurde aber wenigstens zum Teil befriedigt, als sie das Zimmer ihres Gastes in Ordnung brachte. Sie sah einen Briefumschlag aus der Tasche seines Sommerüberziehers her-

vorlugen, und als sie ihn mit spitzen Fingern neugierig etwas weiter herauszog, entzifferte sie: „Herrn Kunstmaler Franz Heim, München." Nun atmete sie beruhigt und erleichtert auf. — Ja, bald wurde sie sehr froh. Im Nachbardorf war eine Gastwirtschaft, in der Hamburger Sommerfrischler alljährlich viel Geld ließen. Ob vielleicht nicht mit dem heutigen Tage auch ihr Haus als Sommerfrische in die Konkurrenz eintrat? Wenn's der erste Gast gut hatte, zog er wohl andere nach sich! Frau Dreyer beeilte sich, in die Küche zu kommen, um gleich mit dem ersten Mittagessen auf den ersten Sommergast einen guten Eindruck zu machen.

Während sie am Herde schaffte, ging Franz Heim daran, sich in seinem Zimmer einzurichten. Unter die Fensterbank rückte er eine alte Holztruhe, deren geschnitzter Deckel in verschnörkelten Buchstaben die Inschrift trug: „Selbst gesponnen, selbst gemacht, reyn dabey ist Bawerntracht." In diese legte er seine Kleidung und Wäsche. Auf den mit Hausmacherlinnen gedeckten Tisch packte er einige Bücher und allerlei Siebensachen. Er verfuhr dabei mit solcher Unlust und Gleichgültigkeit, als läge ihm an der Wohnlichkeit seines Zimmers gar nichts. Unachtsam und zerstreut ließ er eine zierliche alte Porzellanvase zur Erde fallen, daß sie klirrend zerbrach. Aber er ärgerte sich nicht einmal darüber, sondern warf die Scherben gleichgültig zum Fenster hinaus in den Appelhoff, wo sie die an der Hauswand sich sonnenden Hühner in wilde Aufregung versetzten. Als Frau Dreyer nachher in das

Zimmer kam, wunderte sie sich nicht wenig, daß ein so feiner junger Herr so gar nicht auf Ordnung hielt. Sie konnte es nicht unterlassen, mit leiser Hand nachzuhelfen.

Um halb eins hatte Frau Dreyer das lecker bereitete Mittagessen aufgetragen und nötigte zu Tisch. Als der Gast Platz genommen hatte, blieb sie ein Weilchen stehen, um eine wohlverdiente kleine Anerkennung zu hören. Sie wartete vergebens. Ja, mit großer Betrübnis mußte sie sehen, daß der einsilbige Gast ihren Speisen nur wenig Ehre antat.

Nach dem Essen nahm Franz Heim seinen Hut und schlenderte mit lässigen Schritten unter den mächtigen Eichen hin über den Hof. Sein Ziel war ein Fuhrengehölz, das durch eine Steinmauer vom Hofe getrennt war. Dicht an der Mauer lag ein Häuslingshaus mit moosgrünem Strohdach, bescheiden und niedrig, aber sauber und freundlich, als wollte es sagen: „Ich beherberge kleine Leute, aber glücklich und zufrieden sind sie unter meinem niedrigen Dach."

Vor der Haustür auf einer Holzbank saß in Hemdsärmeln und Holzschuhen ein Achtzigjähriger. Seine welken, steifen Finger bewegten langsam, aber stetig die Strickstricken. Er strickte sich ein Paar Socken aus grober, grauer Heidschnuckenwolle für den Winter. Als der Fremde näher kam, hielt der Alte mit seiner Arbeit inne und blickte groß auf, als erwartete er, angesprochen zu werden. Aber er bekam nur einen müden, gleichgültigen Blick und ein frostiges „Guten Tag". Dann sah er den jungen Mann mühsam am

überstieg über die Hofmauer klettern und im Walde verschwinden.

Seine Alte steckte den greisen Kopf mit dem zusammengetrockneten Gesicht zum Fenster heraus und fragte: „Vader, wat wör dat för'n Kirl?" — „Ick weet nich," antwortete der Gefragte, „is 'n Frömden. Schient' so 'n hochnäsigen Stadtminschen to wän, de unsereenen knapp gon Dag seggt. Kann abers ok wän, dat he krank is," fügte er nachdenklich hinzu, da sein hartes Urteil ihm schon leid tat. „He hett keen Muck in de Knaken." — Dann strickte er an seinem Strumpfe weiter.

Der junge Mann, dem Arnsvader und Arnsmudder — so hießen die beiden Alten im Dorfe — mit solchen Gedanken nachsahen, war inzwischen, dem sandigen Fußwege folgend, tiefer in den Wald gekommen. In den sanft rauschenden Wipfeln der Fuhren zirpte die Schwanzmeise, tiefer im Walde gurrten die Wildtauben. Zuweilen kreischte ein Häher auf und strich in schaufelndem Fluge durch die Baumkronen. Grüne Sandlaufkäfer surrten vor dem Wanderer auf und ließen sich einige Schritte vorwärts nieder, bis der nahende Fuß sie wieder aufscheuchte.

Nach einer Weile mündete der Weg in die Heide. Die Fuhren wurden spärlicher und niedriger, und wechselten mit Wacholdern ab. Zwanzig Schritte abseits vom Wege hatte sich eine kleine Gesellschaft dieser dunkeln Heideeremiten angesiedelt.

Unter ihrem Schatten legte der Wanderer sich in das hohe Heidekraut, das sich fast über ihm zusammenschloß. Die Blütezeit der braunen Erika war noch fern;

die Glockenheide fing eben an, mit sanftroten Glöckchen dem Wonnemond der Heide vorzuläuten.

Franz Heim hatte den Kopf schwer in die Hand gestützt, und sein Blick war auf einen fernen Kirchturm gerichtet, dessen stumpfes Dach zwischen den Fuhren und Wacholdern über die Horizontlinie emporlugte. Und wieder zog, wie in den letzten Tagen so oft, sein Leben in bunten Bildern an ihm vorüber.

Die ersten und ältesten Bilder zeigten hellen Glanz. Wie leuchtete selbst in dem trüben Dunkel der Gegenwart die Erinnerung an die schöne Jugendzeit im traulichen wiesenumgrünten Pfarrhaus da drüben zu Füßen des alten Kirchturms! In dieser glücklichen Zeit war ganz schüchtern und leise die erste Neigung zur Kunst erwacht, und wie hatten die ersten Lorbeeren ihn beglückt! — Ach, sie waren so willig von Onkeln und Tanten und Nachbarpastoren und später von dem alten Zeichenlehrer des Gymnasiums gespendet worden!

Dann wurden die Bilder, die dem einsamen Grübler vor die Seele traten, dunkler und dunkler. Es kam das schreckliche Jahr 1881; da waren ihm beide Eltern gestorben. In dem Schatten des Kirchturms drüben lagen ihre Gräber.

Von da an hatte er einsam im Leben gestanden. Nach langem Drängen ließ der Vormund ihn auf die Malerakademie nach München ziehen. Dort hatte er nun fünf Jahre studiert und gemalt und es sich dabei fürwahr sauer werden lassen... Aber umsonst... Er war doch in der breiten Masse der Kunstproletarier untergangen. — Vor wenigen Tagen war ein grö-

ßeres Gemälde, die Arbeit eines halben Jahres, vollendet. Auf dieses hatte er die schönsten Hoffnungen gesetzt. Aber wieder war das Werk von der maßgebenden Kritik totgeschwiegen oder verworfen. Das hatte ihn tief getroffen.

In verzweifelter Stimmung war er zur Stadt hinausgestürzt an das Isarufer. Der Fluß war gerade hoch geschwollen und führte schmutzig gelbe Wassermassen von starken Regengüssen im Hochgebirge mit sich. Am schäumenden Wehr stand er lange und schaute in die wilden Fluten hinab, und es war ihm, als ob eine dunkle Macht ihn in die Strudel hinabziehen wollte. — Was sollte er noch auf der Welt? — Seine Kunst, die ihm alles war, hatte sich ihm aufs neue als treulos erwiesen. Das kleine väterliche Erbe war bis auf einen geringen Rest draufgegangen. War es nicht am besten, wenn er da unten in der schäumenden Tiefe ...

Da waren die kleinen stahlblauen Schwalben über die Fluten dahingeschossen und hatten gezwitschert — gerade wie einst über der Werle, die durch die Wiesen der Heimat rieselte. Und mit dem Schwalbenlied waren Worte aus dem alten Liede in ihm lebendig geworden, das einst Lehrer Bartels in der Dorfschule ihn gelehrt — wunderbar hatte der alte Mann es lesen und deuten können:

„O du Heimatflur,
Laß zu deinem heil'gen Raum
Mich noch einmal nur
Entfliehn im Traum."

Und da war sie vor ihm aufgetaucht, die stille Heimat fern im Norden, mit ihren weiten Heideflächen, ihren ernsten Fuhrenwäldern, mit ihren heimeligen Dörfern und Gehöften. Mit einem Male war es ihm zum Bewußtsein gekommen, daß er noch etwas auf der Welt hatte, was eine Macht auf ihn ausübte, eine Heimat. Heimat war sie ihm geblieben, obgleich Vater und Mutter nicht mehr vor dem efeuumrankten Pfarrhause standen und dem heimkehrenden Sohne die Arme öffneten. Aus dem Untergrunde seines Wesens war das geheimnisvolle Grundgefühl, die Liebe zur Heimat, das Heimweh, aufgetaucht und hatte ihn mit sanfter Gewalt von dem letzten, schrecklichen Schritte zurückgehalten. „Laß zu deinem heil'gen Raum mich noch einmal nur entfliehn" — und mit dem Nachtschnellzug war er gen Norden gereist, nachdem er seine wenigen Habseligkeiten schnell zusammengepackt hatte. Und nun lag er in der Vierhöfer Heide, anderthalb Stunden von seinem Heimatdorfe Wrieloh. Dahin hatte er nicht gehen mögen, weil er die tausend Fragen seiner alten Bekannten fürchtete.

Was wollte er nun eigentlich hier? Das wußte er selbst nicht. Unter der dumpfen Betäubung, die seit jener schweren Enttäuschung auf ihm gelegen hatte, war es ihm unmöglich gewesen, darüber nachzudenken.

Um ihn summten die Bienen in Glockenheide und Thymian. Jedes dieser Tierchen hatte seine Lebensaufgabe schön erfaßt: von Blüte zu Blüte zu fliegen, in die duftigen Kelche zu tauchen, den süßen Honig zu sammeln, schwirrenden Flugs heimzutragen und in die

schimmernden Waben zu kleben. Und drüben auf dem Felde die derben Knechte und Mägde bei ihrer schweren Arbeit — zuweilen trug der Wind ein Lachen oder einen Zuruf herüber — die waren auch an ihrem Platze und froh und zufrieden dabei. Franz Heim beneidete die kleinen Arbeiter in den Blumen und die großen auf dem Felde. Die wußten, wozu sie auf der Welt waren.

Was wollte denn e r hier? — Diese Frage drängte sich ihm nun doch mit Gewalt auf. „Wenn ich nicht verhungern will," sagte er bitter zu sich, „bleibt mir nichts übrig, als daß ich mich als Knecht vermiete und den Pinsel mit der Forke vertausche." Oder doch noch einmal die Palette zur Hand nehmen? Nein, nein, um alles in der Welt nicht! Der Gedanke verursachte ihm geradezu körperliches Unbehagen. Die Malgeräte lagen ganz zu unterst im Reisekorb und sollten in ihrer Ruhe gewiß nicht gestört werden. Aber was denn? Der einsame Grübler fand keine Antwort. Eine bitterböse, verzweifelte Stimmung kam über ihn. Ein unvorsichtiger Laufkäfer, der sich auf seine Weste verirrte, mußte es schwer büßen, indem er durch einen ärgerlichen Schlag der Hand zerquetscht wurde. Als das Tierchen zuckend im Heidekraut hing, tat es aber dem unbedachtsamen Mörder schon leid, daß er dem harmlosen Geschöpf sein bißchen Lebenslust geraubt hatte. Aber, dachte er, das Schicksal schlägt auch mit derber Faust zu, wenn eins von uns Menschenkindern sich dahin verstiegen hat, wohin es nicht gehört...

Die Schatten des Wacholderbusches wurden länger.

Das Bienengesumm verstummte nach und nach. Nur einige ganz fleißige Arbeiterinnen hingen noch an den Blüten; die meisten hatten schon Feierabend gemacht. Die Leute auf dem Felde legten die Ackergeräte über die Schulter und gingen heim. Aus der Heide stiegen leichte, weiße Nebel auf. Wie alte Leute in stillen Abendstunden vergangener Zeiten gedenken, so feierte die Heide in abendlicher Stille die Erinnerung uralter Zeiten, da das Meer noch die norddeutsche Tiefebene bedeckte. Die wallenden Nebel ließen sie wie den weiten, endlosen Ozean erscheinen, in dem blaue Fuhrenwälder als ferne Inseln schwammen. Der einsame Träumer hatte in diesem Nebelmeere das Gefühl des Schiffbrüchigen, der nichts gerettet hat als das nackte Leben. Und war dieses es noch wert, so ängstlich festgehalten zu werden? Waren die nicht viel besser daran, welche die Tiefe schon verschlungen hatte?

Ganz allmählich legte sich aber die tiefe, friedevolle Abendstille der Heimat auch auf seine Unruhe und schläferte die Bitterkeit und den Unmut sachte ein. So bringt wohl Mutters weiche, sanfte Hand des kranken Kindes Harm und Gram zur Ruhe, daß es ihn für eine Weile fast vergißt.

Über den Wäldern von Wrieloh tauchte der Mond auf. Der Einsame sah die silberne Scheibe größer und größer werden, und bald war sie zu einer feurigen Kugel geworden, die auf dem Nebelmeere zu schwimmen schien. Da plötzlich sprang er auf. Er hatte einen Entschluß gefaßt. Es war die erste wirkliche Willensregung an diesem Tage, den er in schlaffem, dumpfem

Grübeln zugebracht hatte. Wenn es in Vierhöfen und auf dem Snarshof still geworden wäre, wollte er sich aufmachen und der alten Heimat einen heimlichen nächtlichen Besuch abstatten. Der verschwiegene Mond sollte ihm noch einmal alle die lieben alten Stätten der Kindheit zeigen.

Vorerst kehrte er in seine Wohnung zurück. Bei dem Abendbrot bekam Frau Dreyer eine kleine Anerkennung, die ihr sehr wohl tat. Um neun Uhr hielt die Post wieder vor dem Hause, gegen halb zehn löschte der Hausherr das letzte Licht. Eine Viertelstunde später öffnete Franz Heim leise das Fenster, hob sich vorsichtig hinaus und schlich auf den Zehenspitzen über den Hof und am Häuslingshause vorbei. Dann schritt er wacker durch Wald und Heide auf Wrieloh zu.

Der Mond warf den wandernden Schatten nach rechts in die Heide und ließ ihn bald an einem Wacholder oder einer Fuhre emportanzen, bald in einer Sandmulde fast untertauchen. Wie glitzernde Wasserläufe zogen sich die gleichlaufenden weißen Fußpfade auf dem dunklen Grunde dahin, hier und da in einer Bodensenkung sich verbergend. Es machte dem einsamen Wandersmann Freude, tüchtig auszulangen und das gleichmäßige Tempo der eigenen Schritte und das Rauschen der Füße, die auf dem schmalen Wege das Heidekraut streiften, zu hören. Einmal blieb er stehen, um auf die Stille der Nacht zu lauschen. Irgendwo bellte ein Hund. Irgendwo klagte ein Nachtvogel. Ganz in der Ferne schlug eine Turmuhr. Es konnte nur die von Wrieloh sein, deren Klang die Flügel der

Nacht so weit in die Lande trugen. Dann war es ganz still. So still, wie nur eine Nacht in der Heide sein kann. Der einsame Horcher hörte das Klopfen seines eigenen Herzens. Das war der einzige Ton in dieser großen Stille.

Als Franz wieder eine Stunde gut ausgeschritten war, schlug die Turmuhr ganz nahe, dicht hinter dem Fuhrengehölz, in das er eben eintreten wollte. Er blieb stehen und zählte jeden Schlag mit. Elf lang nachzitternde Schläge! Es war noch der alte, feierlich-ernste Klang, den die ehrwürdige Turmuhr in die Spiele seiner Kindheit hineingerufen hatte. Ihm war's, als hätte er diesen Ton erst gestern gehört. — Nun führte der Weg an der rauschenden Mühle vorbei, deren weiße Sturzwasser im Mondlicht blitzten, über die verwitterte Holzbrücke, unter der die Wasser sich allmählich wieder beruhigten. Heim setzte sich auf das Brückengeländer und schaute sinnenden Auges auf das Dorf, das im weiten Kranze seiner Wiesen friedlich schlummerte, im Nebel, der über dem Flusse lag, wie eingebettet. Die Wasser der Werle sangen ein leises, verträumtes Schlaflied.

„Tuut! die Glocke hat jetzt elf geschlagen."

Das war Hinnerk Blom, der Nachtwächter, der seinen Rundgang machte. Franz Heim erkannte ihn an der schartigen Stimme. Scharf klappten seine Holzschuhe durch die lautlose Stille, und der Lauscher an der Brücke geleitete ihn mit seinen Gedanken durch die eichenüberwölbten Dorfstraßen. Nun stand er am Schulhause und tutete mit besonderem Nachdruck:

Tuut — tuut — tuut!
Die Glocke hat jetzt elf geschlagen.
Bewahret Feuer und Licht,
Daß kein Schaden geschicht!

Nun entfernten sich seine Schritte, aber noch immer blieb das grünumschimmerte, ruhige Licht im Fenster des Küsterhauses sichtbar. Was mochte den Alten, der dort hauste, zu so später Stunde, wo das ganze Dorf schlief, noch wach halten? —

Nahe an der Kirchhofsmauer, im Grün versteckt und von Weinlaub umrankt, liegt Herrn Bartels trauliches Heim. Drin hat er seines Amtes schon an die fünfzig Jahre gewaltet, und ist darüber ein ehrwürdiger Greis in langem Silberhaar geworden.

Fast die ganze Einwohnerschaft des Dorfes ist durch seine Hände gegangen. Angstvoll der kommenden Dinge harrend, haben fünfzig Jahrgänge kleiner blauäugiger Abcschützen zu ihm aufgeblickt, und wenn sie acht Jahre später kurz vor der Konfirmation von ihm geschieden sind, haben die kleinen Mädchen sich die Äuglein ausweinen wollen, und die Jungens sind weniger als sonst zu Dummheiten aufgelegt gewesen. Nach Jahr und Tag sind sie ihm paarweise wiedergekommen, und er hat ihnen auf seiner geliebten Orgel gespielt: „Jesu, geh voran." Und wieder nach Jahren haben sie ihm ihre Kinder gebracht, und die haben ihn auch ängstlich angestarrt, und ihn dann ebenso lieb gewonnen, wie einst Vater und Mutter in ihren jungen

Tagen. Aber manch einem hat er auch schon im hohen schwarzen Hut das letzte Geleit gegeben und ihnen mit den Singjungens als letzten Gruß ins Grab gesungen: „Jesus, meine Zuversicht." Seit sieben Jahren ist er Witwer. Da ist's einsam um ihn geworden. Seine Kinder sind längst erwachsen und haben in der Ferne eigene Familien.

Herr Bartels ist einer von den Altmodischen. Morgens pünktlich eine Minute vor sechs Uhr schreitet er über den Kirchhof mit langen, festen Schritten, wirft einen Blick auf das Grab seiner Eheliebsten, und zieht, wenn die Turmuhr ausgeschlagen hat, die Betglocke. Mittags um zwölf Uhr, wenn die Schule aus ist, wieder, und wenn er die Feierabendglocke gezogen hat, tritt er an den Kirchhofszaun, lehnt gemütlich drüber hin und wechselt freundliche Rede mit den Leuten, die vom Felde kommen.

Wenn Sonntags der Vers nach der Predigt gesungen wird, übergibt Herr Bartels die Orgel einem jungen Kollegen aus einem der Außendörfer, steigt die Empore hinab, geht würdig den Hauptgang entlang und tritt vor den Altar. Dort richtet seine gebeugte Gestalt sich auf, indem er die hohen Leuchter herabnimmt. Wenn er sie dann angezündet hat und mit zitternder Hand wieder an ihren Platz stellt, glänzt sein langes, weißes Haar im Widerschein des Lichtes. Dann sieht die Gemeinde voll Ehrfurcht auf ihren alten Küster, wie er des Dienstes am Heiligtum waltet.

Auch darin ist Herr Bartels ein Altmodischer, daß er ein treuer Hannoveraner ist. Die Bilder Ernst

Augusts mit dem grimmen, bärbeißigen Schnauzbart und des blinden Georg mit den stillen, edlen Zügen nehmen über dem altertümlichen Sofa der Wohnstube die Ehrenplätze ein. Freilich, wenn das jüngere Geschlecht mehr an 1870/71 denkt als an 1866, und manch einer von der Soldatenzeit Liebe zum Reich und zum alten Kaiser mitbringt, so regt er sich darüber nicht auf. Ein Verbissener ist Herr Bartels nie gewesen, und in der abgeklärten Ruhe seines Alters ist er davon weiter als je entfernt.

Ein Steckenpferd hat der alte Herr. Das ist die Beschäftigung mit der Vergangenheit und der Eigenart seines Dorfes und Stammes. Schon vor fünfzig Jahren hat er angefangen, bei den ältesten Leuten die alten Sagen und Geschichten, wie sie an Winterabenden auf der Ofenbank zum schnurrenden Spinnrad erzählt werden, zu sammeln. Sauber ins reine geschrieben liegen sie in seinem Schreibpult. An Veröffentlichung hat der bescheidene Mann niemals gedacht, obgleich seine Pastoren ihm öfters zugeredet haben. Aber wenn er in der Heimatkunde und in der Geschichtsstunde die alten Sagen und Geschichten, die sich an diesen Hof und an jenen Wald knüpfen, erzählt, dann ist selbst der dickfelligste Junge ganz Ohr. Die Reihenfolge der preußischen Könige mit ihren Jahreszahlen sitzt freilich nicht so gut, aber der verständige Kreisschulinspektor drückt ein Auge zu. So pflegt Herr Bartels von Geschlecht zu Geschlecht die Liebe zur schlichten Heideheimat, die er selbst so mit ganzem Herzen liebt. — Als zu Anfang des Jahrzehnts das Amerikafieber in

der Heide grassierte, hat es in Wrieloh nur ganz wenige ergriffen. Vielleicht kommt das auch mit daher, daß Herr Bartels den Leuten die Heimat zu lieb gemacht hatte.

Ein Festtag ist es jedesmal für den alten Herrn, wenn von der reichhaltigen Kirchenbibliothek in Celle das erwartete dicke Paket mit heimatlicher Literatur ankommt. Dann kann er nicht ins Bett finden. Da macht er's sich recht behaglich in seinem bequemen Armstuhl, raucht einen Pfeifenkopf nach dem anderen, blättert hin und her, liest hier ein paar Seiten und betrachtet da einen alten Stich, und freut sich auf die schönen Stunden, welche die Bücher ihm für die nächsten Wochen versprechen. Und Hinnerk Blom, der Nachtwächter, wundert sich bei jedem Rundgang, daß beim alten Küster noch Licht ist, und singt vorm Schulhause mit besonderem Nachdruck: „Die Glocke hat jetzt elf geschlagen!" — So eben ist's heute, und diesen Ruf hat der Einsame an der Werlebrücke gehört.

Aber der Alte, der tief in seinem Armstuhl sitzt, von dicken Tabakswolken umhüllt, hat nicht darauf geachtet. Was er da in der uralten schweinsledernen Lüneburger Chronik liest, fesselt ihn so, daß er über die Zeit entrückt ist. Und schon holt die alte Wanduhr über dem Sofa aus, um halb zwölf zu schlagen. Da — zugleich mit dem Schlage der Uhr — klopft es ans Fenster. Der alte Herr fährt von seiner Chronik auf, es ist aber wohl eine Täuschung gewesen. Nein, es klopft schon wieder! Nun geht Herr Bartels mit der Lampe ans Fenster, zieht den Vorhang in die Höhe und öffnet.

„Wer da?“ — „Ein alter Bekannter,“ antwortet draußen eine Stimme, die ihm bekannt vorkommt, die er aber im Augenblick doch nicht hinzubringen weiß. Er hält die Lampe so, daß ihr Schein dem draußen Stehenden ins Gesicht fällt und schaut scharf in dessen Züge. „Franz Heim, du bist das?“ ruft er erstaunt. „Wo kommst du denn auf einmal her? Ich schließe dir auf, geh vor die Haustür!“

Dort schüttelten sie sich wacker die Hände. Dann führte der alte Lehrer seinen nächtlichen Gast an der Hand in die Wohnstube. Indem er die Bücher forträumte — er konnte es nicht unterlassen, die interessante Chronik jenem schnell zu zeigen — sagte er: „Das ist mir noch nie passiert, daß mir so spät noch so lieber Besuch gekommen ist. Ist doch manchmal ganz gut, wenn man nicht so früh in die Federn kriecht. Aber warte, du bist gewiß durstig ...“ Er stand vor dem jungen Manne und sah ihn mit seinen großen Augen freundlich und väterlich an: „Du darf ich zu meinem alten Franz ja wohl noch sagen, nicht wahr? Das Umlernen fällt alten Leuten schwer.“ Als dieser mit Lebhaftigkeit versicherte, das vertrauliche Du aus dem Munde seines alten Lehrers habe ihn gleich so angenehm berührt, und selbstverständlich müsse es dabei bleiben, meinte er, sein „Fränzchen“ sei doch ganz der alte geblieben, und ging hinaus, um einen guten Tropfen von seinem Obstweinvorrat zu holen. Der andere blickte ihm nach und schüttelte traurig den Kopf.

Nach einigen Minuten kam der Lehrer mit einer

Flasche Stachelbeerwein wieder. Aus dem Glasschrank nahm er zwei Gläser, schenkte ein, und sie stießen an: „Willkommen in der alten Heimat!“ Als sie getrunken hatten, hielt Herr Bartels sein Glas gegen das Licht, schaute mit einem Auge hindurch, freute sich der durchsichtigen Klarheit des selbstgekelterten Weines und meinte behaglich: „Vierjähriger! Aus dem großen Stachelbeerjahr 1883. Ich hatte selbst über die Maßen viel, und Herr Pastor hat mir noch abgegeben, weil er seinen Überfluß durchaus nicht lassen konnte. So ist der Wein mit von den Stachelbeerbüschen, die du mit deinem Vater gepflanzt hast. Weißt du noch?“

„Ja, ganz genau, als ob es gestern gewesen wäre. — Das war eine schöne Zeit,“ setzte Franz Heim leise hinzu.

Der alte Herr bot seinem Gast eine Zigarre, die jedoch zurückgewiesen wurde. Er selbst steckte die Pfeife wieder an, setzte sich recht behaglich zurück und sagte, nachdem er sie durch einige kräftige Züge in Gang gebracht hatte: „So! Nun mußt du aber erzählen. Wie ist es dir denn alle die Jahre ergangen? Ich dachte, du hättest wohl mal von dir hören lassen. — Und wo kommst du so spät her? Du siehst mir etwas bekümmert aus. Oder sollte das davon kommen, daß du vielleicht lange im Mondlicht gewandert bist?“

„Ich bin seit gestern abend in Vierhöfen. Die schöne, stille Mondnacht lud mich ein, die alte Heimat einmal zu besuchen. Sie, Herr Bartels, haben ja auch geholfen, sie einem so lieb zu machen, daß man sie nie vergessen kann. Und als ich hier ins Dorf komme, sehe ich,

daß bei Ihnen noch Licht ist. Da habe ich's gewagt und angeklopft, um meinem alten Lehrer mal eben die Hand zu geben. Setzen wollte ich mich eigentlich nicht erst. Nun will ich aber auch gleich weiter gehen."

„Das wäre noch schöner!" lachte Herr Bartels. „Du glaubst doch wohl selbst nicht, daß ich dich so schnell los lasse. Erzähle, bitte, weiter! Wie ist es dir ergangen?"

„... Wie es mir ergangen ist? Das ist leicht gesagt: Herzlich schlecht... Ich weiß nicht, wie es mir schlechter hätte gehen können. — Aber Sie wollen Genaueres hören. Es hat ja wohl keinen Zweck, darüber zu reden, aber wenn Sie es durchaus wünschen... Sie wissen, daß ich Maler werden wollte. Da hängt ja noch das Bildchen von Ihrer Orgel, das ich als Junge für Sie zeichnete. Meine Eltern würden wohl schwerlich ihr Jawort zu meiner Berufswahl gegeben haben. Der Vormund, der mir nach ihrem Tode bestellt wurde, ließ mich aber nach langem Bitten und Drängen nach München ziehen. Es ging mir da wie so vielen, die daheim für große Lichter galten. Da, wo die vielen kleinen und großen Lichter sich vereinigen, verlor das eigene kleine Licht sehr bald seinen Schein. Ich tauchte vollständig in der breiten Masse der Dutzendkünstler unter. Und es gibt kein elenderes Los auf Erden, als ein Pfuscher in der Kunst zu sein. So ist es mir ergangen. Ich darf sagen, daß ich mir redlich Mühe gegeben habe. Aber obgleich ich nun schon eine Reihe von Jahren male, habe ich noch nichts zustande gebracht, was mir Hoffnung geben könnte, daß ich je es zu etwas bringen werde... Das wenige, was meine

Eltern mir hinterlassen haben, ist beinahe verbraucht. Und ich hatte immer gehofft, wenn dieses auf die Neige ginge, würde meine Kunst mich nähren. Ich weiß nicht, was aus mir werden soll. Es ist zum Verzweifeln! — Es ist nicht leicht, wenn ein junger Mensch allein in der Welt steht, ohne Vater und Mutter. Es ist aber noch viel schwerer, wenn einer in meinen Jahren, wo es so schwer, ja unmöglich ist, von vorne anzufangen, zu der Einsicht kommt, daß er seinen Beruf verfehlt hat."

So legte Franz Heim dem väterlichen Freunde offen dar, wie es um ihn stand. Nun schwieg er und blickte tiefbekümmert vor sich hin.

Herr Bartels hatte die Pfeife zur Seite gestellt und blickte voll Teilnahme auf den jungen Freund. Er schwieg. Hier war es nicht leicht, zu trösten und zu raten, und allgemeine Redensarten liebte er nicht. Endlich brach er das Schweigen und fragte: „Was hast du denn gemalt?"

„Zuletzt habe ich mich an einem Stoff aus der griechischen Mythologie versucht. Aber die gestrengen Herren Kritiker sagten, man vermisse bei dem Künstler die schaffende Phantasie. Die Auffassung sei zu kleinbürgerlich, zu hausbacken. Überall gucke der steife norddeutsche Philister heraus."

Wieder entstand eine längere Stille. Dann wiegte der alte Lehrer bedächtig das Haupt und sagte langsam und mit Nachdruck: „Ich glaube, Franz, deine Beurteiler haben recht, und ich fürchte, sie werden immer recht behalten, wenn du dich an solche großen Dinge

wagst. Soweit ich dich kenne, meine ich, — nimm es mir nicht übel, wenn ich dir das ganz offen sage — du bist solchen Stoffen nicht gewachsen. Sieh, Franz, du bist ein Kind der Heide. Die Heide aber ist schlicht, ernst, einfach. So sind wir Heidjer meist auch. Eine gewisse Schlichtheit und Einfachheit, ich kann dafür auch sagen: Phantasiearmut, ist unser mütterliches Erbteil. Uns Niedersachsen fehlt der leichte, freie Schwung der Phantasie. Wir sind steif, schwerfällig, dickblütig. Darum hat ja auch unser Land dem weiteren Vaterlande kaum einen größeren Dichter geschenkt. Wir haben wohl unsere heimischen Dichter, die uns erfreuen, indem sie unsere Eigenart pflegen und in unserem gemütlichen Platt zu uns sprechen, aber über die Grenzen unserer niedersächsischen Gaue ist ihr Name selten hinausgedrungen. Und nun hast du, der Junge aus der Heide, dich an die griechischen Sagen gemacht, die auf einem ganz anderen Boden und unter einem ganz anderen Himmel gewachsen sind. Das konnte ja nichts geben. Du lebtest nicht darin und konntest dich mit der angeborenen Schwerfälligkeit unseres Stammes auch nicht so hineinleben, wie der Künstler es doch wohl muß, wenn aus seiner Arbeit etwas Tüchtiges werden soll.

„Aber gibt es denn sonst nichts zu malen als griechische Helden und Götter und leuchtenden südlichen Himmel und majestätische Berge? Gibt es denn hier bei uns zulande nichts, gar nichts? Ich glaube, ihr Maler habt das bloß noch nicht entdeckt. Es zog euch die alte Gewohnheit in den farbenprächtigen Süden,

und für unseren schlichten, keuschen Norden hattet ihr kein Auge.

„Manchmal, wenn ich so durch das Dorf gehe, oder durch unsere stillen Fuhrenwälder, über die braune Heide oder das dunkle Moor, dann bleibe ich wohl stehen: Könntest du doch dieses eigenartige Bild festhalten, könntest du doch malen! Zum Beispiel so eine sturmzerzauste Birke, die am tiefen Moor einsam trauert, und deren reines Weiß sich so wundervoll gegen das dunkle Wasser abhebt. Oder wenn der Sonnenschein um die schlanken, roten Fuhrenstämme spielt, oder wenn der Tag, über der weiten Heide in wunderbaren Farbentönen verdämmert, was sind das manchmal für Bilder! Oder unsere alten gemütlichen Bauernhäuser aus Fachwerk mit den Pferdeköpfen auf den Giebeln und der weiten, dunklen Missentür, umgeben von Speicher und Backofen und Schafstall im heimeligen Schatten der sturmfesten Eichen — gibt es traulichere Heimstätten in der ganzen Welt als solche Lüneburger Heidgehöfte? Oder denke an die wortkargen, ernsten Menschen, die in unserem Lande wohnen, bei ihrer sauren Arbeit und ihren einfachen Freuden! Ich denke, die stillen, gefurchten Gesichter hätten der Menschheit noch manches zu sagen, was in den Steinhaufen eurer Städte sich nur noch selten findet: von stiller Sammlung der Seele, von einem Herzensfrieden, der besser ist als alle die quälende Unruhe, die ihr da draußen in der großen Welt euch macht, von einem Leben, das nicht Leben h a s c h e n, sondern Leben h a b e n ist. — Freilich, die Kunst, die für das alles

uns die Augen öffnet, schläft noch. Wie Dornröschen schlief, im Märchen! Wenn doch ein Königssohn käme, so einer mit hellen, starken Augen und festem, treuem Herzen, und weckte uns das schlafende Königskind!

„Lieber Junge, ich las neulich Ludwig Richters ‚Lebenserinnerungen eines deutschen Malers'. Ein schönes Buch; du wirst es ja auch wohl kennen. Da ist mir ein Wort besonders im Gedächtnis geblieben. Ludwig Richter sagt da einmal, die südliche Natur sei ihm immer erschienen wie eine Jungfrau aus königlichem Geschlecht, eine Iphigenie; die deutsche Natur dagegen als ein einfaches, tiefsinniges Bürgerkind, ein Gretchen im Faust. Den Adel der Königstochter habe er mehr und mehr bewundert, aber seine Liebe sei das schlichte Bürgerkind geworden. Sieh, darum ist auch seine Kunst eine so echt deutsche Kunst und spricht uns so warm zum Herzen, wie einst Mutter, wenn sie uns auf dem Schoß hatte und ein liebes, altes Märchen erzählte. — Franz, um die stolze Königstochter hast du lange genug geworben. Sie hat dich schnöde abgewiesen. Laß sie laufen! Wirb du lieber um das schlichte Kind deiner Heimat! Da hast du gewiß mehr Glück. Laß deine Muse das einfache Heidekind sein, mit blonden Zöpfen und lichtblauen Augen!"

Immer wärmer hatte der Alte gesprochen, und seine stillen Augen leuchteten, wie er von seiner Heimat sprach. Bei den letzten Worten hatte er die Hand seines jungen Freundes ergriffen und fuhr dann fort: „An die Hand möchte ich dich nehmen und dich durch deine alte Heimat führen und dir sagen: dies mußt du malen,

und hier ist ein Bild! Aber das würde ja wohl nicht viel helfen. Selbst ist der Mann! Alter Junge, mache deine wackeren Heidjeraugen auf, dann wirst du überall Schönes entdecken. Und du wirst es malen müssen. Daß es dir dann gelingen wird, darauf gebe ich dir getrost mein Wort. Da wirst du dich nicht mehr im Fremden quälen, sondern frisch und freudig im Eigenen schaffen."

Der andere zuckte die Achseln und sagte nichts. Der alte Lehrer fuhr fort: „Gestern abend bist du nach Vierhöfen gekommen, sagtest du. Wie lange wolltest du da bleiben?"

„Zunächst einige Tage," antwortete der andere. „Für längere Zeit habe ich noch keinen Entschluß gefaßt."

„Na, lege dich man da ordentlich vor Anker und mache es, wie ich gesagt habe! Oder, wenn du mir eine große Liebe erzeigen willst, so komme doch zu mir! Mein Haus hat Platz genug, seit Mutter tot ist und die Kinder fort sind. Es wäre für mich alten, einsamen Mann eine große Freude."

„Nein, Herr Bartels, ich danke Ihnen herzlich für Ihr freundliches Anerbieten. Aber ich kann es nicht annehmen. Ich bin hier zu bekannt und müßte auf hundert neugierige Fragen antworten. Darum will ich lieber in Vierhöfen bleiben, wo mich einstweilen noch niemand erkannt hat."

„Ach so ... Dagegen kann ich ja nicht viel sagen. In Vierhöfen hast du auch die beste Ruhe für deine Arbeit. Aber die Hauptsache ist nun: Nicht grübeln, sondern den Kopf hoch, die Augen auf, die Zähne zu-

sammengebissen und die Hand an die Arbeit, mit Lust und Freudigkeit!"

„Das ist ja alles recht gut und schön," sagte Franz Heim bitter. „Aber wer solche schweren Enttäuschungen erlebt hat, wie ich, dem predige einer nur Lust und Freudigkeit! Er predigt gewiß tauben Ohren. Ich könnte mich jetzt nur mit äußerster Willensanstrengung an die Arbeit quälen, ja, ich weiß nicht einmal, ob meine Willenskraft dazu ausreichen würde. Es wäre wirklich schade um die schöne Leinwand, die auf diese Weise verdorben würde."

„Freilich, ohne Lust und Freudigkeit geht es nicht...," sagte der Alte gedehnt.

„Aber woher die nehmen?"

„Lust und Freudigkeit kannst du nur gewinnen, wenn du Vertrauen hast... ja, Vertrauen!"

„Vertrauen — ja, ein schönes Wort! Sie haben gut reden: du mußt Vertrauen haben! Aber das ist's ja gerade, das Vertrauen zu mir, zu meiner Kraft, zu meiner Kunst ist gänzlich zum Teufel. Das ist's ja gerade!"

Diese Worte klangen so bitter und verzweifelt, daß der alte Herr den Sprecher erschrocken anblickte. Aber schnell kehrte die Ruhe in das würdige Greisenantlitz zurück, und er sagte, indem er dem Jüngeren mit tiefem Ernst in die Augen schaute: „Mein lieber Franz, wenn du kein Vertrauen zu dir haben kannst, so mußt du Vertrauen zu etwas haben, was größer und stärker ist als du. Du mußt Vertrauen zu Gott haben. Nicht wahr, du nimmst es von deinem alten Lehrer an, daß

er dir das sagt? Dem, der ihm vertraut, läßt Gott es gelingen. Du wirst mich genug kennen, um zu wissen, wenn ich dir das sage, so ist es keine Redensart, mit der einer sich hilft, wenn er sonst nichts zu sagen weiß."

Der Jüngere schwieg und sah seinem alten Lehrer fast scheu ins Auge. Dann senkte er den Blick und sagte: „Da haben Sie auch an einen wunden Punkt gerührt, Herr Bartels. Ich habe heute abend so offen zu Ihnen gesprochen. Lassen Sie mich auch in diesem Stück ehrlich sein! Sie meinten vorhin, ich sei der alte geblieben. Nein, das bin ich nicht, und am wenigsten in diesem Punkte ... Der Glaube an Gott, in dem Ihr Leben ruht, ist mir verloren gegangen. Wenigstens ist er so brüchig geworden, daß er mir keinen Halt mehr gewährt. — Ja, Sie sehen mich schmerzlich an. Es ist aber so, ich bin nicht mehr derselbe, der ich war, als ich zu Ihren Füßen saß und Ihnen auf alle Fragen nach Gott, Mensch und Welt aus Katechismus und Bibelwort frisch und munter Antwort geben konnte.

„Ich weiß nicht, ob Sie mich hier ganz verstehen können. Ihre Jugend, die Jahre Ihres Werdens, fielen in eine so ganz andere Zeit, als unsere unruhige, gärende Gegenwart ist. Und nun haben Sie hier fünfzig Jahre im Winkel gesessen, fernab von den Stürmen, die da draußen den Menschen fassen und bis ins Mark erschüttern. — Sie kannten ja den Geist meines lieben Elternhauses. Wir jungen Leute, die wir aus solchem Hause und zumal aus solchem Pfarrhause ins Leben hinaustreten, wir haben es nicht leicht. Wir haben uns gewöhnt, die Menschen darauf anzusehen

und danach zu beurteilen, ob sie kirchlich sind oder nicht. Wenn wir dann ins Leben hinauskommen, merken wir bald, daß dieser Maßstab nicht ausreicht, um den Menschen gerecht zu werden. Und still legen wir ihn beiseite. Damit fängt es an. Aber dabei bleibt es nicht. Es drängt sich uns auf, daß zu dem, was wir aus dem Elternhause mitgebracht haben, nichts recht stimmen will: die Sitte nicht, die uns umgibt, die allgemeine Lebensanschauung und der Verkehrston nicht, die geistige Luft nicht, die wir atmen, mit einem Worte, eigentlich nichts. Viele meiner Altersgenossen, die ich kennengelernt, haben sich da nun sehr einfach geholfen. Sie haben das alte Kleid, das ihnen unbequem wurde, ausgezogen und sich eins nach der neuesten Mode gemacht. Das alte Mäntelchen wurde höchstens mal wieder übergehängt, wenn sie in den Ferien daheim waren und Rücksichten zu nehmen hatten. Anderen ist es gelungen, den Kindesglauben auf eine stille, abgeschlossene Insel ihres inneren Lebens zu flüchten. Dort wohnt er nun, gleichsam in der Verbannung, ohne rechten Einfluß auf den Menschen, auf sein Tun und Lassen und auf sein inneres Leben. Und doch, meine ich, muß die Religion, wenn sie überhaupt Wert haben soll, für den Menschen eine Lebensmacht sein. Endlich noch andere müssen schwere Kämpfe durchmachen. Einmal glauben sie, nun hätten sie ihre Vergangenheit endgültig hinter sich geworfen. Aber dann wieder beginnt es in ihrem Busen zu tönen, als ob da Glocken läuteten, die zu Heimat und Vaterhaus zurückrufen wollen. Diese Menschen sind wohl am schlimmsten dar-

an. Die anderen sind in ihrer Weise zufrieden. Diese aber müssen kämpfen, oft heiß und lebenslang. Und auf welche Seite sich schließlich der Sieg wenden mag, Narben werden sie alle ihre Lebtage behalten. — Vielleicht ist es die beste Kraft, die in diesen Kämpfen aufgerieben wird."

Franz Heim schwieg. Dem alten Manne waren diese Gedankengänge in der Tat etwas fremd. Doch verstand er so viel, daß sein alter Schüler zu der dritten Art Menschen gehörte. Nach einer Weile knüpfte er an das Wort von Heimat und Vaterhaus an. „Kann denn einer," so fragte er leise, „der dem Vaterhause und der Heimat fremd geworden ist, nicht dahin zurückkehren?"

„Sehen Sie," sagte der andere, „damit ist es gerade so, wie mit dem Pfarrhause da drüben. Wenn ich da jetzt hineinginge, würde eine Stimme mir sagen: ‚Franz, du bist in deinem Vaterhause.' Aber dann würden die unbekannten Möbel und die Bilder an den Wänden und die fremden Menschen mich fremd anschauen und mir zurufen: ‚Nein, Franz, dies war einmal dein Vaterhaus. Jetzt bist du hier ein Fremder und kannst dich in den alten Räumen nicht mehr zu Hause fühlen.'"

Wieder herrschte langes Schweigen. Endlich sagte der Alte in seiner schlichten Weise: „Lieber Franz, unser Herr Christus sagt einmal: In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. Er meint das wohl freilich vom seligen Himmelreich. Aber ich glaube, wir dürfen es auch schon von seines Vaters Haus auf Erden ver-

stehen. Darin sind auch viele Wohnungen. Und jede ist wohl nicht wie die andere eingerichtet und geschmückt. Ich glaube, du findest da auch noch deine Wohnung, in der du dich zu Hause fühlst. Ist's vielleicht nicht dieselbe Stube, in der ich alter Mann wohne, nun, so mag's nebenan sein. Wenn's nur eine Wohnung in des Vaters Hause ist! ...

„Du hast die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit gesehen, dennoch zweifle ich nicht, daß die alte, schlichte Heideheimat dir wieder lieb werden wird. Das ist schließlich der beste Dienst, den die Fremde einem leistet, daß sie uns die Heimat lieb macht. Und ich glaube sicher, auch in die andere Heimat, von der wir jetzt sprechen, wirst du dich schon wieder zurückfinden. Du hast dich in der Fremde immer fremd gefühlt. Ich habe zwar nicht alles verstanden, was du da von Kämpfen und Weltanschauung gesagt hast, aber das habe ich deinen Worten wohl angemerkt."

Beide schwiegen. In diese Stille rief die Turmuhr die erste Stunde des neuen Tages. Franz Heim erschrak und sprang vom Sofa auf: „Ich stehle Ihnen hier die Nachtruhe, und Sie müssen um sieben Uhr Schule halten!"

„Laß man gut sein," beruhigte der Alte, „in meinen Jahren braucht man nicht mehr so viel Schlaf. Aber willst du nun nicht doch lieber die Nacht hierbleiben? Das Fremdenzimmer steht bereit."

„Nein," wehrte der andere ab, „das geht nicht. Ich bin in Vierhöfen bei Nacht und Nebel ausgerückt. Was sollte Mutter Dreyer von mir denken, wenn sie

morgen das Nest leer und den Vogel ausgeflogen fände!" Den alten Lehrer freute es, daß sein junger Freund dies mit einer gewissen Munterkeit sagte. Inzwischen hatte dieser Hut und Stock genommen, „gute Nacht, Herr Bartels!" — „Gott befohlen, Franz!" und hinaus war er.

Als die Haustür sich hinter ihm geschlossen hatte, blieb er auf der Straße am Gartenzaun stehen. „War das alles ein Traum?" fragte er sich. Nein, da brannte noch das freundliche Licht des Küsterhauses. Aber wie war's denn gekommen, daß er, der verschlossene Mensch, der seit Jahren keinen mehr in sein Inneres hatte schauen lassen, dem alten Manne dort im Schulhause alles rückhaltlos offenbart hatte, was er sonst immer nur in sich bewegt hatte? War der fahle Mondschein daran schuld, — oder die linde Luft der Heimat — oder die väterliche, vertrauenerweckende Art des Alten? Er wunderte sich über sich selbst. Aber er freute sich zugleich. Es hatte wohl getan. Für den Augenblick wenigstens war es, als hätte er mit der offenen Aussprache eine schwere Last abgewälzt, als fühlte er nur noch ein klein wenig die Stelle, wo sie so lange gedrückt hatte. Er atmete erleichtert auf und sog mit vollen Zügen den weichen Odem der lauen Juninacht ein.

Als Herr Bartels den nächtlichen Besucher zur Haustür hinausgeleitet hatte und mit der Lampe in der Hand über den Flur zurückging, nickte er nachdenklich mit dem Kopfe und sagte für sich hin: „Der wird schon noch zurecht kommen. Und es wird auch noch etwas

aus ihm. Wenn jetzt Stürme den jungen Baum schütteln und zausen, so wird ihm das nur gut sein. Das wird ihn um so fester gründen, im Heimatboden." — Herr Bartels, der die vielen Menschengeschlechter hatte werden und wachsen sehen, war ein guter Menschenkenner. So leicht täuschte er sich in einem Menschen nicht.

Franz Heim schritt langsam am Küstergarten entlang und stand am Kirchhofszaun. Leise öffnete er die Pforte und ging den Hauptweg entlang. Das Mondlicht zeichnete scharf die kleinen Hügel und die schlichten Holzkreuze. Der nächtliche Besucher nahm die Richtung auf ein Fliedergebüsch, in dessen Schatten drei weiße Steinkreuze standen. Hier ruhten seine Eltern und der früh verstorbene Bruder. Die Gräber waren wohlgepflegt. Das besorgte ungebeten die Dankbarkeit des alten Totengräbers, der einst während der langen Krankheit seiner Frau viel Liebes von dem Pfarrhause erfahren hatte.

Lange stand Franz Heim an der Ruhestätte seiner Lieben, unbeweglich und gesenkten Hauptes. Erinnerungen zogen durch seine Seele. — Wäre er vor dem Besuch bei dem alten Freunde an die Gräber getreten, so würden diese Erinnerungen ihn mit heißem Schmerz erfüllt haben. Nun war der Schmerz der Erinnerung an eine ferne, glückliche Zeit gemildert durch ein ganz klein wenig Hoffnung, die ganz, ganz leise unter allem Schmerz die Flügel regte. Und es geschah, daß der große Schmerz und die kleine Hoffnung sich endlich auslösten in ein Gebet, das ihm ohne Worte, auch ohne

klare Gedanken, leise wie ein segnender, stärkender Engel durch die tiefste Seele zog.

Als er den stillen Ort der Toten verlassen hatte, blieb er vor dem Pfarrhause stehen und ließ die Augen an den geschlossenen Fensterläden hingleiten. Jedes Fenster weckte besondere Erinnerungen. Welche glückliche Stunden hatte er dort in dem Kinderzimmer verlebt! Und drüben in der Studierstube des Vaters hatte er abends mit seinem Bruder auf den Knien vor dem großen Tierbilderbuch gelegen, und der Vater saß im Lehnstuhl hinter ihnen und nannte ihnen die Tiere und erzählte von deren Leben, und wer die Lektion vom vorigen Abend am besten behalten hatte, der bekam ein Bildchen, das er sich dann in ein selbstgemachtes Bilderbuch klebte. Und dort die „beste Stube" — die Kinder hatten sie nur selten betreten dürfen, und doch knüpften sich an sie die schönsten Erinnerungen. Wenn die sehnlichst erwartete stille, heilige Nacht gekommen war, dann war die Tür aufgesprungen, und es hatte geschellt, und des Christbaums Lichter hatten sich in seligen Kinderaugen gespiegelt...

Die Gartentür war nur angelehnt. Sollte er hineingehen? Der Garten gehörte ja jetzt einem anderen, aber so viel Recht hatte Pastors Franz wohl noch, daß er einmal still durch sein früher unbestrittenes Reich schleichen durfte. Er trat leise ein. Im Blumengarten war mancherlei verändert. Nur das alte Rosenbeet war noch erhalten und stand eben in voller Blütenpracht. Heim fühlte die Versuchung, eine Rose zu brechen, aber er zog die schon ausgestreckte Hand zu-

rück und ging langsam weiter. Im Obstgarten war alles beim alten geblieben. Der hochbejahrte Prinzapfelbaum mit der tiefen Höhlung, in der jedes Jahr ein Meisenpärchen nistete, lehnte sich noch immer quer über den Weg und kam dabei dem wackeren Bergamottbirnbaum ins Gehege, der sich stolz zum Himmel reckte und seine reiche Last trug, wie immer. Und die ehrwürdige Linde streckte noch immer die dicke Wurzel über den Hauptweg, daß er fast darüber fiel, wie ihm das im dritten Lebensjahr passiert war. Das war fast seine älteste Jugenderinnerung, wie er da heulend, mit blutender Nase, zur Mutter gelaufen war.

Unten im Garten, hart an der Wiese, befand sich eine Tannenlaube, als das lauschigste Plätzchen ihm in lieber Erinnerung. Er trat hinein und setzte sich auf die wohlbekannte Bank. Seine träumenden Augen wanderten durch das Paradies seiner Kindheit, das von weichem Mondlicht umflossen vor ihm lag. Die tiefe nächtliche Stille hatte hier an der Stätte seiner Jugendlust fast etwas Fremdes, und doch sprach gerade durch sie die Vergangenheit so heimlich traut zu ihm.

In der dichten Laube herrschte tiefes Dunkel. Nur durch eine Lücke in dem Tannendickicht flutete ein breiter Strahl des Mondlichtes herein. Als der Einsame nach langem Sinnen erwachte, ruhte der Strahl gerade auf dem Steintisch der Laube. Da beleuchtete er einen Gartenhut, der einem jungen Mädchen gehören mußte.

Also jetzt herrschte hier im Garten ein Pfarrtöchterlein. Vor wenigen Stunden hatte es wohl an seiner

Stelle gesessen und mit hellen, frohen Augen in alle die blühende Herrlichkeit geschaut. — Er wünschte dem Kinde in stillen, warmen Gedanken eine ebenso schöne, glückliche Jugend, wie er sie hier verlebt hatte.

Im Osten begann das blasse Morgenlicht mit dem bleichen Mondlicht zu ringen. Der Rassehahn des Pfarrhofes kündete den nahen Morgen, und die Hähne der Nachbarschaft gaben ihm Antwort. Da schwang Franz Heim sich rasch über den Zaun und ging über die frischgemähte Wiese. Schnell war er an der Brücke und eilte mit lang ausgreifenden Schritten auf Vierhöfen zu. Die Turmuhr, die eben zwei schlug, hatte einen so ganz anderen Klang als vor drei Stunden. Es war ihm, als riefe sie zu einem neuen Tag und zu neuem Leben. Er erreichte Snarshof noch, ehe es dort lebendig geworden war, und tat nach der nächtlichen Wanderung einen langen, gesunden Schlaf.

Frau Dreyer begriff ihren Gast nicht. Daß Stadtleute länger schlafen als Dorfleute, wußte sie; denn sie hatte in jungen Jahren in der Stadt gedient. Aber daß ein junger Mensch den ganzen lieben Vormittag verschlafen und dem Herrgott die besten Stunden des Tages stehlen könnte, hätte sie nicht für möglich gehalten. Darüber stand ihr der Verstand rein still. „Is 'ne Sünde und Schande," dachte sie. „Was hat unsereins da schon alles beschickt! Leute geweckt, Kaffee gekocht, Diele und zwei Stuben gefegt, Frühstück für die Leute auf dem Felde besorgt, gebuttert ..." weiter kam sie nicht, der Tagedieb trat eben ein.

„Gut geschlafen?" fragte sie.

„Wie'n Bär," lautete die lustige Antwort.

„Wirklich? Hat Ihnen denn der Spektakel gar nicht gestört, der diese Nacht im Hause war?"

„Nein, nicht im geringsten," sagte Heim mit dem ehrlichsten Gesicht von der Welt. „Was war denn los?"

„Unsere Swarzbunte hat vor die Szeit gekalbt. Da gab's viele Unruhe und Hinundherlaufen im Haus. Ich sagte noch ßu die Leute, sie sollten die Toffeln ausziehen und die Türen nich so ßuballern. Aber mit die fange einer was an! Und von all das haben Sie nix gehört? Dausend noch einmal, haben Sie aber einen gesunden Slaf!"

„Ist denn alles gut gegangen?"

„Danke, ja. Man hat bei so was immer viel Angst. Und unsere Swarzbunte ist das beste Beest in unserem Stall. Wenn die erst milch geworden ist, gibt sie pro Tag über fünfundßwanzig Liter. Das kleine Kalb is ja man fein, abers das wird sich bei die fette Milch bald rausmachen."

„Na, das ist ja denn man gut. Aber ist's wirklich schon so weit, wie die alte Klocke da zeigt? Ich habe meine Uhr gestern abend nicht aufgezogen."

„Eine halwe Stund gehen unsere Uhren wohl vor, wegen die Leute. Die kann man dann besser aus dem Bett kriegen. Indessen, elf ist's gewiß."

„O weh, dann ist der halbe Tag schon wieder hin. Aber, hören Sie, von morgen an wird das anders! Sie wecken mich jeden Morgen um halb sieben, und Punkt sieben haben Sie den Kaffee auf dem Tisch. Verstanden, Frau Dreyer?"

Die gute Frau machte ein erstauntes Gesicht. Der Gast war ja gar nicht wiederzuerkennen. „Is recht," sagte sie, „ßu lange slafen is auch gar nich gut für junge Leute. Da wird das Blut dick von, sagte Mutter selig."

Der Maler hatte sich eben eine zweite Schnitte Brot gestrichen und sagte gemütlich: „Frau Dreyer, ich will Ihnen mal was sagen. Sie haben da ein Brot, das ist gar nicht mit Geld zu bezahlen. Ich war mehrere Jahre in München; da aßen sie immer nur so ein wabbeliges, schwabbeliges Weißbrot, das ich zuletzt gar nicht mehr sehen mochte. Da steckt in Ihrem Schwarzbrot doch ganz anders Kraft und Saft."

Frau Dreyer hatte bei diesen Lobesworten die Hände in die Seite gestemmt und sagte stolz: „Ja, unser Brot ist gut, das haben schon viele gesagt. Ich backe abers auch noch selbsten. Die Bäcker kriegen's auch nich so saftig und nahrhaft. Selbst backen kost ja ein büschen viel Feurung, abers ich sage und bleibe dabei: Hausbacken Brot geht über allens."

Wie gefiel der guten Frau heute ihr Gast! Jetzt konnte man doch mal einen ordentlichen Mundvoll mit ihm schnacken. Das tat sie für ihr Leben gern, zumal mit gebildeten Leuten, die hochdeutsch sprachen. Und die kamen doch so selten in ihr Haus. Na, das wurde nun wohl nächstens besser, wenn der Snarshof als Sommerfrische in Aufnahme kam. — Sie freute sich herzlich, daß ihre gute Küche, und ein klein wenig vielleicht auch ihre Unterhaltungsgabe, schon so schnell das Wesen des Gastes verändert hatten, und begann ein freundlich mütterliches Wohlwollen für ihn zu empfinden.

Als Franz Heim sich endlich von seiner redseligen Wirtin, deren Redestrom sich über ihn ergoß, wie das Stauwasser über die Mühlräder, wenn die Schleusen aufgezogen sind, losgemacht hatte, blieb noch eine kleine Stunde bis zum Mittagessen. Er trat auf den Hof. Es war ein wohlig warmer Tag. Im Sande sonnten sich so recht breit und behaglich die jungen Spatzen, und eine Sau führte zwischen dem Hühnervolk ihre urbehaglich grunzende Ferkelschar spazieren. Franz Heim hatte heute ein helles Auge für dieses gemütliche Hofleben, das er gestern überhaupt nicht gesehen hatte.

Bald suchte er aber die stillere Seite des Hofes auf und ging unter den hohen Eichen auf und ab, um über die Erlebnisse der letzten Nacht nachzudenken. Vor allem vergegenwärtigte er sich noch einmal das Gespräch mit dem alten Lehrer. Es hatte sich ihm fast Wort für Wort eingeprägt.

Als er einige Male lang ausschreitend und den Blick zu Boden senkend den Hofraum durchmessen hatte, merkte er, daß er weiter gegangen war, als er eigentlich wollte. Er blickte auf und stand dicht vor dem Häuslingshause. Auf seinem gewohnten Platze saß, wie gestern, der alte Strumpfstricker, der ihn verwundert anschaute. Der Maler war ihm so nahe gekommen, daß er nicht gut umhin konnte, ihn zu begrüßen.

„Na, ol' Vader, noch jümmer flietig?"

„Tjau! Wat helpt dat all! Wat een kann, dat mutt he noch dohn. Buten well dat nich mehr, de Rügg is all to stief. Abers dat Knütten geiht noch. Kiek, so veel hett dat hüt morrn all brocht." Er maß die Arbeit der Vormittagsstunden mit dem Zeigefinger ab. „Wat makt he hier denn?"

„Oh, ick gah hier so 'n beten up un dal."

„Hett he denn keen Geschäft?"

„Jo, ick bin Maler."

„So, dat mag. Denn hett he woll just keen Arbeit?"

„Nee."

„Hier in use Dörp is keen Maler, abers in't Kerkdörp, do wahnt 'n düchtigen Meister. Maak nennt sick de Mann. Den gräunen Kutschwagen dor vör de Mis-

sendör hett he körtens anstreken. Kiek, wo fein makt sick de roden Blomen up de Achtersiet! Kann wän, dat de Mann upstunns 'n Gesellen brukt."

„Nee," sagte Franz Heim lächelnd, „bi Meister Maak will ick nich arbei'n. Hett ol Vader denn keen Arbeit för mi?"

„Ick? Will he mi brüen?"

„Ick meente man. Nix för ungod! Denn will ick man 'n beten wieder gahn. Adjüs ok!"

Er war wieder einige Male unter den Eichen auf und ab gegangen, die unterbrochenen Gedankengänge fortspinnend. Da sah er, wie der Alte sich erhoben hatte, an seinem Stock auf ihn zuhumpelte und mit der linken Hand winkte. Er ging ihm entgegen, und schon von ferne rief jener ihm zu: „Ick hemw doch Arbeit för em funnen."

„Na, dat schall mi verlangen, wat denn?" fragte er neugierig.

„Unse Hus," antwortete der Alte fast atemlos und mit großem Eifer, „hett nudags... 'ne niege Swell öwer de Dör... kregen. Up de ole stünn so'n schönen Spruch ut ole Tieden... und dat hett mi all jümmer verdraten, dat de nu da nich mehr to lesen is... Will he mi den Spruch öwer de niege Dör setten?"

„Ick weet nich recht," begann Franz Heim zögernd, „eegentlich... ick woll man seggen..."

„Wat em billig is, schall em weern. Do bruckt he gar nich bange to wän," unterbrach Arnsvader eifrig. „Beter 'ne lütje Arbeit as gar keen Arbeit, beter wat as gar nix. Anners find't he hier up den Hoff doch nix,

wenn he ok den ganzen Dag up un dahl geiht. Will he oder will he nich?"

Franz Heim machte ein sauersüßes Gesicht, aber als er in das treuherzige Auge des Alten blickte, konnte er unmöglich nein sagen. „Na, Vader, wenn ick Se dormit'n Gefallen dohn kann, denn man to. Wenn ick wat eten heww, kam ick mit Farw un Pinsel wedder; un denn schall't gliek's losgahn."

„Den Tag muß ich mir im Kalender rot anstreichen," sagte Heim zu sich selbst, als er seiner Wohnung zuschritt: „Am 19. Juni 1887 erster künstlerischer Auftrag; feste Bestellung gegen Barzahlung." — Wie würden die Münchener Kollegen spotten, wenn sie ihn bei dieser Arbeit sähen! Aber was hier Künstlerstolz! War's schließlich nicht doch besser, dem Alten durch einige feste Striche mit dem großen Pinsel eine wirkliche Freude zu machen, als schlechte Bilder zu malen, die niemand gefielen, und über die nur kritische Jünglinge die spitzen Nasen rümpften? Ja, der eigenartige Auftrag bereitete ihm mit einem Male Freude. Er wollte mal sehen, was aus dem Ding zu machen wäre, wenn die Buchstabenform und der Farbenton mit künstlerischem Geschmack der Umgebung angepaßt würden. — Nun wußte er doch, was er den Nachmittag zu tun hatte. Er konnte den Rat des alten Lehrers befolgen: „Nicht grübeln, sondern die Hand frisch ans Werk!" — Schon vor dem Essen suchte er unter seinen Pinseln einige harte und starke aus. Bei Tisch dachte er über die Wahl der Farben nach. Und nach der Mahlzeit zog er seinen grauen Malkittel über und schritt

munter über den Hof zu der Stätte seines Schaffens, wo sein alter Arbeitgeber schon wartete. Lustig machte er gegen ihn mit dem Pinsel in der Luft die Bewegung des Streichens und fragte: „Na, wat schall't wän, Arnsvader?"

Der Alte hatte inzwischen aus dem Holzhaufen die alte Schwelle hervorgesucht und wies mit seinem Strickstrumpf auf deren Inschrift: „Just so, as dat hier steiht."

Der Maler entzifferte mühsam die von Rauch, Wind und Wetter fast unleserlich gewordenen, ins Holz geschnittenen Buchstaben und las:

„Wer Godt vertrawet
Hat wohl gebawet."
— Anno 1775. —

„Etwas möt wi woll ännern," meinte er. „Hüt schriewt wi: vertraut und gebaut. Und för de latinschen Bokstawen nehmt wi woll dütsche. Wi sünd hier ja in dütschen Lannen."

Der zäh am Alten hängende Arnsvader wollte erst nicht darauf eingehen. Als ihm aber bedeutet wurde, dann könnten Kinder und Kindeskinder den Spruch besser lesen, gab er nach.

Nun konnte die Arbeit beginnen. Arnsvaders Großsohn, Klaus Hinnerk, holte einen festen Brettstuhl aus dem Hause. Auf diesem stehend machte Franz Heim sich ans Werk.

Der Alte hatte seine Bank so gestellt, daß er das entstehende Kunstwerk sehen konnte, und war ein aufmerksamer Zuschauer. An dem Strumpf wurde diesen

Nachmittag so ganz viel nicht geschafft. Neben seinem alten Herrn saß Phylax, der bejahrte, steife Schäferspitz, dem man im Hause das durch viele Mühe hinter den Heidschnucken redlich verdiente Gnadenbrot reichte. Mit seinen tränigen, aber immer noch klugen Augen schaute er dahin, wohin sein Herr schaute, und dasselbe tat Klaus Hinnerk mit seinen großen, starren Augen. Auch andere Zuschauer fanden sich bald ein. Das große Ereignis hatte sich unter der Dorfjugend schnell herumgesprochen. Nun standen die Kleinen, den Kopf im Nacken, die Finger im Munde, und bewunderten sprachlos das bunte Kunstwerk, das die Hand des fremden Onkels da hinzauberte. Die größeren — die Deerns hatten die Hände unter der Schürze und die Jungens tief in den Hosentaschen — brachten ihre Schulweisheit an und wetteiferten, die entstehenden Buchstaben zuerst zu erkennen.

„Dat ward een M."

„Nee, ick glöw: een W."

„Jo, Trina hett recht."

„Kiek, nu makt he een e."

„W — e — r Wer."

„O, dat ward mal fein. De Kulör makt sick famos."

„Oh!"

„Heda," rief jetzt Arnsvader dazwischen, „hol he eben mal still! Dat geiht nich. In usen Herrgott sin Namen mutt he alle Bokstawen grot schriewen. So steiht dat in min ole Bibel un in dat Starkenbok."

„Schön, dat is licht ännert," rief der Maler von seinem Stuhl herab.

„Heini, ick weet all, wat da heten schall: wer Gott vertraut, hat wohl gebaut."

„Jo, Fritz, du bist de kläukste, so 'n richtigen Regenklauken."

„Mudder," rief der Alte ins Haus, „kumm doch ok mal rut und kiek di de Sak an!"

Die runzelige Arnsmudder kam heraus, wischte sich mit dem Schürzenzipfel die vom Herdrauch getrübten Augen klar und sagte bewundernd: „Dat is mal schön! Wat den Kirl dat von de Hand geiht! Nee, nee!"

Dem Künstler machte die allgemeine Bewunderung, die er von jung und alt erntete, viel Spaß.

So eilten die Nachmittagsstunden dahin. Als es anfing, unter den Eichen zu dämmern, leuchtete unter dem überhängenden Strohdach der alte Spruch in hellen, warmen Farben, und darunter die beiden Jahreszahlen: 1775 und 1887.

Arnsvader ging ins Haus, um den Lohn zu holen. Bedächtig schloß er eine wurmstichige Truhe auf und nahm aus ihrem tiefsten Grunde, unter dem schwarzen Abendmahlsrock weg, einen graufarbigen Strumpf, der seine Barschaft enthielt. Umständlich zählte er sich die Groschen aus der einen Hand in die andere und wiederholte das mehrere Male, bis er sicher war, daß es stimmte. Dann hielt er das Geld dem Maler entgegen, der eben vom Stuhl herabgestiegen war und sein Werk betrachtete, und sagte treuherzig: „Nu schall he ok bestens bedankt wän, und hier hett he föfteihn Gröschen. Is das genog?"

„Dohn Se dat Geld man wedder in den Büdel," sagte der Maler, indem er die Hand des Alten sanft zurückschob. „Dat beten Arbeit kost nix. Dat hewwt wi ton Plesier makt."

Aber damit war dieser nicht zufrieden. „Nee, dat gelt nich. Ein Arbeiter ist seines Lohnes wert." Mit Gewalt drückte er dem Maler das Geld in die Hand. Dann schlug er bedächtig wieder den Knoten in das lange Strumpfbein und brachte sein Vermögen in Sicherheit. Als er ins Haus gegangen war, rief Heim den Jungen heran und drückte ihm das Geld in die Hand. Der machte ein dummes, verdutztes Gesicht. „Dat gew ick di för din Sparbüchs. Dröwst abers Opa jo und jo nix davon seggen. Wutte ok nich?" „Nee," grinste jetzt Klaus Hinnerk seinen Wohltäter an und ließ die Groschen in der Hosentasche verschwinden.

Die Leute kamen mit Sensen auf den Schultern und mit dem Viehfutter auf der Schiebkarre vom Felde. Allen, die vorüber kamen, zeigte der Alte mit freudigem Stolz den neuen Schmuck seines Hauses. Die sparten das Lob nicht. Das war also endlich mal eine Arbeit, die allgemeinen Beifall fand. Der Künstler hatte aber auch selbst Freude an seinem bunten Werk. Die Farben wirkten gut, die schlichten Verzierungen fügten sich passend in den Rahmen des Ganzen ein. Arnsmudder faßte noch einmal ihre Bewunderung in ein staunendes „Nee, nee!" zusammen und meinte, besser hätte es selbst Meister Maak in Wrieloh nicht gemacht. Franz Heim kannte von seiner Kinderzeit her den Kollegen vom großen Pinsel und hatte starke Zweifel, ob der

den Hausspruch auch nur halb so nett ausgeführt haben würde.

Er setzte sich für ein trauliches Dämmerstündchen neben seinen Arbeitgeber auf die Bank. Zum Stricken war's zu dunkel, auch mochten die alten Finger wohl müde sein. „Klaus Hinnerk, stopp mi mal min Piep! Ick will noch mal een smöken," sagte er zu dem Jungen. Der brachte ein Stummelpfeifchen, auf dessen Kopf ein Dragoner hoch zu Roß dahersprengte. Der Alte entzündete das Schwefelholz an dem gewohnten Orte und setzte die Pfeife in Brand. Der Jüngere zog eine Zigarre heraus und brannte sie an der Pfeife an. Es war die erste, die er in Vierhöfen rauchte. Nach wohlgetaner Arbeit schmeckte sie ausgezeichnet. Der Tabakrauch stieg halbschräg in die Höhe und mischte sich mit dem Herdrauch, der aus der geöffneten Haustür langsam abzog und in dem Eichenlaub verschwand. Es war jetzt ganz still auf dem Hofe. Die kleinen Kinder waren ins Bett gesteckt und die großen an die Schularbeiten getrieben, und Phylax war zu den Füßen seines Herrn eingeschlafen. Es war die Stunde, in der die Alten gern rückwärts schauen. Die Vergangenheit wird lebendig, und alte liebe Schatten steigen auf, von vergangener Tage Lust und Leid zu erzählen. Arnsvader schaute nachdenklich vor sich hin, räusperte, tat einige kräftige Züge aus der Pfeife und begann endlich:

„Min lewe junge Mann, nu will ick em ok vertellen, worüm ick so girn wull, dat de ole Spruch dor wedder öwer min Dör stünn. Ick bin en olen Mann. As ick so 'n Jungen wör, as Klaus Hinnerk nu is, dor wör

hier in dütschen Lannen 'ne slimme, slimme Tied. Do harr de Kaiser von de Franzosen, Napolium, sin Hand swor up uns. De Landstrat, de hier dör geiht, hett he buen laten, för sin Soldaten. De olen witten Barken sünd all to de Tied plant't. Eenmal köm he ok sülwst hier dör. Ick kann mi noch genau besinnen, he seet in sinen Wagen. Et was man en lütten End, abers 'n Gesicht harr de Kirl as von Isen und Steen, und Ogen harr he in den Kopp as gläunig Füer. Veel frömd Kriegsvolk tög dunmals dör use Dörp, to Peer und to Foot, und 'ne Masse grote Kanonens, Attollerie nennt se dat ja woll. För uns Jungens was da veel to sehn. Wenn dat heet: Dar kamt wedder wecke, denn störteten wi an de Strat und harren use Plesier an de bunten Uniformen und de strammen Kirls und de statschen Peer. Aber use Land harr unner dat veele Kriegsvolk veel to lieden. Und am slimmsten wör dat mit dat verlarene Vulk, dat nich to dat Kriegsvolk hörte, abers in de willen Tieden up eegene Fust allerhand Röwereen utöwte. Use Dörp harr all veel utstahn. Abers wi in Vaders Hus harren doch use Veih noch tohopen und können uns helpen. Do seeten wi eens Abends so in de Schummertied bi use Buttermelk und Klüten, do sleit dat an de Dör, und fief wille, gräsige Kirls kamt rin. Fläukend und Schandal makend gaht se in den Stall und allens sleppt se weg: us ole Zick, dat Swien, dat wi us för'n Winderdag fettmakt hadden, de Höhner, kortum allens, wat se bruken können. Dann tögen se af, de Strat hendal. Vader und Mudder — Gott heww jüm selig — stünden up den Hoff und

keken jüm nah. Vadder makt 'ne ballte Fust achter jüm an und seggt: ‚Töwt ji man, Röwers, use Tied kummt ok noch mal.‘ Mudder nöhm de Schört und fing bitterlich an to weenen. Do sägt Vader to us Mudder und fate er üm: ‚Marie,‘ seggt he, ‚ween man nich! Süh, wi sünd beide jung und stark. Wi kamt woll wedder to Reeg.‘ Abers se weente noch jümmer ludhals. Dor, as se in dat utrümte Hus torügg güngen, wieste he ehr hen up den Spruch öwer de Dör: ‚Kiek, Marie, da baben steiht 'n schönen Spruch: Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut. Damit willen wi't man holen. Denn kann't us mindag nich slecht gahn.‘ — Dat hewwen de Ollern dahn und sünd ok wedder to Höchten kamen. Und ick, min lewe Herr, ick gah in't tweeundachtzigste und heww ok mannigen suern Schritt und Tritt dahn. Use ole Bur wör 'n harten Mann, up em paßte dat, as da schrewen steiht: ‚Er schnitt, wo er nicht gesät, und sammelte, wo er nicht gestreut hatte.‘ Und ok in de Fomilje heww ick veel Swares dörmakt. Dree Kinner sünd mi afftorwen. Een Deern harr de Lungensük und hett öwer'n Jahr legen. Min öllste Jung stünn bi de Kämbridschdragoners — düsse Piep hätt mi sin Kamerad mitbrocht, as he in den Schlacht bi Langensalz blewen wör. Abers ick heww dat Word nich vergeten: Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut. Et hett mi doch god gahn, ok in sware Tieden, und us Herrgott hett mi min ol fröhliche Hart laten. As Vader Luther segt: ‚Des Christen Herz auf Rosen geht, wenn's mitten unterm Kreuze steht.‘ — Nu steiht de ole Spruch dor wedder öwer de Dör, und Kinner und Kinnes-

kinner könnt ünner em ut und ingahn, und he kann jüm erinnern an dat, was bi usen Ut- und Ingang, usen Dohn und Laten de Hauptsak is und in alle Tieden bliwwt, dat wi Gott vertrut und fast up em but."

Der Alte schwieg, die Pfeife war ihm unter der bewegten Erzählung ausgegangen, er hatte sie neben sich auf die Bank gelegt. Franz Heim schwieg auch und blickte still auf den Nachbarn, auf dessen tiefgefurchten Wangen eine große Träne versickerte. Ja, eine solch kindliche Fröhlichkeit, ein so warmes Empfinden nach dem Tagelöhnerleben voll Mühe und Arbeit hatte der Alte sich doch wohl nur gewinnen und erhalten können durch sein starkes, kindliches Gottvertrauen. Ohne dieses wäre er jetzt nicht viel mehr als ein altes, verbrauchtes Arbeitstier, dem man mürrisch das Gnadenbrot gab. Nun aber war er ein ehrwürdiger Patriarch, von dem jeder etwas empfing, der ihm näher trat.

Franz Heim hatte öfter gelesen, der moderne Mensch müsse ein Lebenskünstler sein. Und mancherlei Meister dieser Kunst aller Künste waren ihm zur Nachfolge empfohlen worden. Ob dieser Alte nicht auch ein solcher Künstler war, vielleicht mehr als mancher, den man mit hohen Worten als solchen feierte?

Immer noch schwiegen beide. Leise rauschten die Eichen, noch leiser raunten die Fuhren hinter dem Hause mit dem Abendhauch. Franz Heim hatte das Rauschen und Branden des Meeres gehört. Im Hochgebirge hatte er auf das Donnern der Lawinen gehorcht, an den italienischen Seen in unvergeßlichen

Abendstunden dem Klang der Mandolinen gelauscht. Das war schön, interessant, großartig gewesen, aber jetzt merkte er: seiner Seele Grundton war gestimmt auf den Ton, der über der braunen Heide zittert, den die Fuhren flüstern, den die niedersächsischen Eichen rauschen, der ihm eben aus dem Munde des Greises entgegengetönt war, im treuherzigen Platt der Heide. Jetzt fühlte er es lebendig, wie fremd er da draußen immer geblieben war.

Er war aus der Heimat gewandert, um in der weiten Welt und in der großen, freien Kunst das Glück und ein volles, tiefes Menschendasein zu finden. An hohe, stolze Pforten hatte er angeklopft, aber keine Stimme hat ihm ein freundliches Herein gerufen. Man hatte ihn stehen und weitergehen lassen, von vielem Wandern war er müde geworden, hatte Freudigkeit und Vertrauen, hatte sich selbst verloren. Und nun klopfte er zu guter Letzt noch einmal an die bescheidene Tür, aus der er einst in die Welt hinausgezogen war. Und gleich antwortete ihm ein freundliches Herein. Gestern abend hatte der alte Lehrer ihn eingeladen einzutreten, und heute abend tat Arnsvader dasselbe, und, was noch merkwürdiger war, beide riefen ihn, ein jeder in seiner Weise, zu seiner Kunst, ohne die es für ihn ja kein Lebensglück gab. Der alte Lehrer hatte ihm fast mit der Kraft und der Sicherheit eines Propheten neue Wege und Aufgaben der Kunst gezeigt, und Arnsvader ihm heute geradezu den Pinsel in die widerwillige Hand gezwungen.

Er blickte wieder auf den ehrwürdigen Alten an

seiner Seite. Auf dem gebeugten Körper ruhte, ein wenig nach links geneigt, das von silberweißem Haar umwallte Haupt. In das Gesicht hatten viel Mühe und Arbeit tiefe Furchen gegraben, aber die großen Augen waren still, stark und friedevoll. Auf den Tag dieses Menschenlebens mit Sonnenhitze, Sturm und Regenschauern war der Abend still herabgesunken, ein lichter, freundlicher Abend.

Indem er diese Beobachtungen machte, fiel ihm plötzlich das Wort von Herrn Bartels ein: „Die stillen, treuen Gesichter unserer Heideleute haben den Menschen noch etwas zu sagen." Ja, dieses alte Gesicht hatte ihm in dieser ahnungsvollen Abendstunde etwas gesagt, — und als Künstler war er berufen, es durch seine Kunst anderen zu sagen. Er wollte den Alten malen. Urplötzlich war der Gedanke aufgetaucht, und sofort war er zum Entschluß gereift.

Am nächsten Morgen wollte er gleich mit Arnsvader darüber sprechen, heute abend ging es nicht mehr. Der Alte hatte seine Pfeife ausgeklopft und sich von der Bank erhoben, um ins Haus zu gehen. Der Maler drückte ihm warm die Hand und ging auch in seine Wohnung. Bald lag er in tiefem, erquickendem Schlafe. Er schlief wie ein Mensch, den seine Tagesarbeit zufrieden und müde gemacht hat. — —

Frau Dreyer brauchte am anderen Morgen nicht auf ihren Gast zu warten. Der war schon in der Wirtsstube und trommelte ungeduldig mit den Fingern auf den Schenktisch, als sie pünktlich um sieben Uhr, wie er es gewünscht hatte, den Kaffee brachte. Auf eine

Unterhaltung ließ er sich heute morgen gar nicht ein. Nachdem er schleunigst den heißen Kaffee getrunken hatte, nahm er seinen Hut und stürzte davon. Frau Dreyer schaute ihm verwundert nach und dachte bei sich: Sonderbares Volk, diese Maler! So ganz anders als andere Menschen.

Franz Heim traf den Alten, wie er sich gerade seinen Hausspruch bei Morgenbeleuchtung betrachtete. „In de vulle Morgensünn," meinte er, als sie sich begrüßt hatten, „makt he sick noch veel schöner als gistern abend. Wat lüchten de Farwen! Kiek he doch bloß mal an!"

Heim nickte: „Ja, et süht würklich fein ut. — Abers nu fragt sick, wat schall ick hüt malen?"

„Tjaa," sagte Arnsvader gedehnt, „dat weet ick ok nich; dat schall woll swar holen, hier up 'n Hoff noch wat to finnen."

„Oh, ick wüß woll wat."

„So, dat schall mi doch verlangen, wat dat is."

„Ick wull S e woll malen, Arnsvader."

„Snack he doch keen Narrenstüg! Mi will he anmalen?"

„Nee, Vadder," lachte der Maler hell auf, „a n malen nich, abers a f malen! Ick wull 'n Bild von em maken."

„Bild? Von mi?" fragte der Alte, der sich steil aufgerichtet hatte.

„Ja, Arnsvader. Se möt nämlich weten, ick bin eegentlich nich so 'n Maler, as Meister Maak, de Dören und Finster und Kutschwagen mit Farw ansmeert. In

Ehr Kark, nich wahr, do hangt an den Siet von den Altor so 'n Bild von eenen von de olen Pastorens? Verstahn Se, sökke Billers mak ik ok. Dor heww ick lange Tied up leert."

„Soo! Nu verstah ick. — Aber wat will he denn mit 'n Bild von mi, min lewe junge Fründ?"

„Weten Se, wenn so 'n Bild schön worn is, denn köpt dat de rieken Lüe, faken för swares Geld, und hangt dat in ehre Dönzen."

„Dat mag! — Abers denn mutt he sick smietige junge Lüe utsöken! So 'n olen verdrögten Knast, as ick bin, köfft keen Minsch."

„Ole Vadder, dat mutt ick nu beter weten. Up dütt Stück bin ick em öber. — Nich wahr, Se doht mi den Gefallen und gewt mir Verlöw, dat ick Se hier vor't Hus afmalen kann."

„Tja, wenn em dormit holpen is, man jümmer to! Weh deiht 't jo nich."

„Besten Dank. Ick mutt nu erst allerhand för de Arbeit torecht maken. Wenn ick dormit ferdig bin, fangt wi gliecks an."

Franz Heim lieh sich beim Snarsbuern das nötige Handwerkszeug, das in den kleinen Dörfern und auf den einsamen Gehöften jeder Bauer im Hause hat, und schlug sich aus Latten, die er auf dem Scheunenboden fand, eine notdürftige Staffelei zusammen. Dann zimmerte er einen Holzrahmen und spannte die Malleinwand darauf. Von dieser hatte er bei seiner Flucht aus München einen kleinen Vorrat, der ihm gerade zur Hand lag, eingepackt. Er freute sich nun doch, daß

er ihn damals nicht vernichtet hatte, was er in jener unglücklichen Stimmung zuerst hatte tun wollen.

Nach einer guten Stunde waren alle Vorbereitungen getroffen, und der Maler kehrte vollbepackt zum Häuslingshause zurück.

Dort bot sich ihm ein unerwarteter Anblick. Der Alte saß da im langen Abendmahlsrock. Auf dem weißen Kopfe trug er einen verbogenen, schwarzen Zylinderhut, auf dem rechten Knie das dicke Gesangbuch mit Messingbeschlägen und machte ein sehr feierliches Gesicht. Als der Maler fortgegangen war, hatte er sich das durch den Kopf gehen lassen: „He will mi afmalen, da bin ick gar nich nah antagen.“ Und Mutter, die er um Rat gefragt hatte, war auch der Meinung gewesen, er müsse sich wohl fein machen. Das hatte er denn getan.

„Aber Vadder, wat is mi denn dat?“ rief Heim, indem er die Staffelei niedersetzte. „Will he to Kark gahn? Is doch gar nicht Sünndag!“

„Nee. Ick dachte man, und Mudder möß mi beflichten, up so 'n Bild mößte een sin beste Tüg anhewwen.“

„Nee doch, jüstemang in Hemdsmauen und Holschen woll ick min olen Arnsvader malen. So gefallt he mi am allerbesten. Dat is sin Arbeitskleed, und dat Arbeitskleed is jümmer 'n Ehrenkleed. — Und denkt Se denn, so'n Bild wör so gau henmalt, als de Spruch öwer de Dör? Dat is nich 'ne Sak von een paar Stünnen oder Dag. Dat kann Weeken und Mande duern. Ja, wecke Malers hewwt bi een Bild Johre lang seten.“

„Dat sünd ja schöne Utsichten,“ meinte der Alte mit

bedenklichem Gesicht. „Denn kann ick dar ja noch öwer henstarwen.“

„Na,“ beruhigte der andere, „bange brukt Se nich to weern. So lange schall't bi uns nich duern. Abers dat Sitten in den swarten Rock und mit dat Gesangbok up dat Knee schöll Se doch woll lastig fallen. Nu man rin in 't Hus und rut ut de ole swarte Kledaschen, und denn sett he sick just weder so hen, as he jümmer hier setten hett. Dat giwt dat beste Bild!“

Arnsvader fügte sich und tüffelte ab. Als er nach einer Weile wiederkam, sagte der Maler: „So is 't recht. Nu kann't losgahn. Sett he sick man ruhig hen und knütt he, wat he knütten kann, und lat he sick man jo nich stören!“

Es folgten Tage und Wochen emsigen Schaffens dort vor dem Häuslingshause unter dem Schatten der hohen Eichen. Eine angenehmere Arbeitsstätte hätte einer sich gar nicht wünschen können.

Angenehm fand Heim es auch, daß er hier ganz ungestört arbeiten konnte, während in München die Freunde ihm die Arbeit jedes Tages einer scharfen Kritik unterzogen hatten. Für andere mochte solche fortwährende Kontrolle ihr Gutes haben, ihm hatte sie oft die Unbefangenheit und Freudigkeit bei der Arbeit gestört. — Die Kinder und Dorfleute, welche die Neugier heranlockte, hielten sich doch immer in respektvoller Entfernung, und wenn sie etwas äußerten, so war es Bewunderung, die wenigstens nicht schaden konnte.

Die Tagesstunden waren bald genau eingeteilt und

geregelt. Diese Ordnung ging freilich nicht von dem Maler selbst aus. Er hatte vielmehr bisher die Gewohnheit vieler seiner Kommilitonen von der Akademie geteilt, bald einige Tage, wenn er gerade Lust hatte, wild darauf los zu arbeiten, und dann wieder tagelang keinen Pinselstrich zu tun. Für solch unordentliches Treiben, das manche für genial hielten, war man in Vierhöfen nicht zu haben. Frau Dreyer hatte die Mahlzeiten zum Glockenschlage auf dem Tisch und konnte recht unangenehm werden, wenn ihr Gast die von ihr sorgfältig bereiteten Speisen kalt werden ließ. Und wenn die Arbeit sich gar zu lange hinzog, genierte sich Arnsvader nicht, seinen Strickstrumpf ruhig zusammenzulegen und freundlich nickend ins Haus zu gehen. Anfangs ärgerte Franz Heim sich über Frau Dreyers Dreistigkeit und über Arnsvaders Rücksichtslosigkeit. Bald jedoch fügte er sich, indem er sich sagte, die Snarsbuersche und der Alte seien nicht, wie die bezahlten Münchner Modelle, nur für ihn da. So kam eine ziemlich geregelte Tageseinteilung zustande. Franz Heim merkte bald, daß eine solche auch für den Künstler ihren Segen hatte.

*

In München hatte er die von der Arbeit freibleibende Zeit meist in dumpfen Cafés und qualmigen Bierlokalen zugebracht. In Vierhöfen verwandte er sie in der ersten Zeit zu planlosem Umherschweifen in Wald und Heide. Aber bald wurde ihm das langweilig. Und als eines Tages die Snarshofleute alle Mann hoch auszogen, um das Heu vor dem drohenden Regen einzu-

bringen, schloß er sich an und schwang die Heugabel wie ein Großknecht. Am Abend tat Frau Dreyer ihm etwas Besonderes zugute. Das Heu war wirklich vor dem Regen ins Haus gekommen. Als er erst einmal Geschmack an der Landarbeit gefunden hatte, ging er täglich einige Stunden mit hinaus. Bald empfand er den Segen körperlicher Arbeit in einem Wohlbefinden, das er früher nicht gekannt hatte. Frau Dreyer wunderte sich über den riesenhaften Appetit, den er abends, wenn er vom Felde kam, entwickelte. Man hörte ihn wieder einmal ein lustiges Lied pfeifen. Das hatte er lange nicht mehr getan. Es konnte nicht ausbleiben, daß diese Fröhlichkeit auch seine künstlerische Schaffensfreudigkeit hob.

Die Heimaterde, die bei der heißen Arbeit oft genug seinen Schweiß trank, wurde ihm immer lieber. Wenn sein Gesicht glühte, entdeckte er intime Reize, die ihm beim gemütlichen Schlendern verborgen geblieben waren.

Auch lernte er bei der Feldarbeit seine Landsleute besser kennen. Ja, hier ging ihm geradezu eine neue Welt auf. Er war ja auch ein Kind des Landes, aber ein Pastorenkind. Wenn die Leute früher in sein Elternhaus kamen, trugen sie auch alltags eine Art Sonntagsrock, der aber oft aus ziemlich starker Heuchelei gewoben war. In diesem Sonntagsrock waren die Leute ihm alle fast gleichartig und darum langweilig vorgekommen. Jetzt, wo die Menschen sich gaben, wie sie waren, entdeckte er plötzlich zu seiner großen Verwunderung, daß jeder dieser einfachen Heid-

jer sein besonderes und manchmal sehr eigenartiges Gepräge hatte. Sie wurden ihm mit einem Male interessant. Am meisten mußte er sich über den trockenen Humor wundern, der manchen von ihnen eigen war.

Nach der Arbeit auf Wiese und Feld und nach dem Abendbrot, das die Arbeit ihm gewürzt hatte, setzte Franz Heim sich meistens noch für ein Stündchen auf die Bank vor der Häuslingskate, um mit dem alten Freunde zur Feierabendpfeife zu plaudern. Wie hatte er sich geirrt, wenn er früher gemeint hatte, mit einem Bauer könne man nur über Wetter, Korn und Vieh reden! Klein war ja freilich die Welt, in der Arnsvader lebte. Eine Zeitung kam nicht in sein Haus. Außer den Hannoveranern, meinte er, gebe es eigentlich nur noch Franzosen, Preußen und „arme Heiden". Die Franzosen hatte er aus seinen Kinderjahren in böser Erinnerung und gönnte ihnen die derbe Lektion, die sie 1870/71 bekommen hatten. Den Preußen konnte er es nicht vergessen, daß sie seinem alten blinden König so übel mitgespielt hatten. Und für die „armen Heiden" betete er und opferte Geld für die Hermannsburger Mission. Aber wenn ihm die irdische Welt auch eng war, so war sie doch nicht arm. Sie war reich dadurch, daß eine reiche Welt des Glaubens und der Liebe überall Licht und Wärme in sie hineinstrahlte, wodurch auch das Kleine groß und das Unscheinbare bedeutend wurde. Dazu kam eine selten reiche Lebenserfahrung, die ihn über Höhen und Tiefen geführt hatte. Was er aus seinem Schatz von Altem und Neuem mitteilte, das war von abgeklärter Lebensweisheit ver-

goldet und von hellen Funken eines echten Humors durchblitzt, so daß dem jungen Manne diese Abendstunden niemals langweilig wurden. Manchmal kamen dabei köstliche Naivitäten zutage, zumal wenn der Alte, der nie eine Eisenbahn oder eine Dampfmaschine gesehen hatte, sich über die Grenzen seiner kleinen Welt hinauswagte. Manch einer würde dazu erhaben gelächelt und in wohlwollend herablassendem Tone eine Belehrung begonnen haben. Franz Heim tat das nicht. Er sagte sich, die echte Lebensweisheit des Alten sei doch viel mehr wert als das bißchen Schulweisheit und Welterfahrung, das ihm so zugeflogen war. Daher traf er auch den rechten Ton, wenn er es gelegentlich versuchte, Arnsvader aufzuklären und seinen Gesichtskreis zu erweitern, und dieser ließ sich das gerne gefallen und nahm es dankbar hin. „Kinners, Kinners," rief er einmal aus, „wat giwt dat allens in de Welt, wovon sön olen Schapper nix drömt hett!" „Min ole Scholmester," fügte er hinzu, „wör Snieder, und för dartig Daler möß he nebenbi us Kinner lehren. Ji jungen Lüe hewwt ut de Schol veel mehr mitkregen as wi Olen. Na, wi sünd ja ok ganz god dör de Welt kamen."

So gingen die Wochentage hin. Ein ganz anderes Gesicht zeigte das Leben in Vierhöfen am Sonntage. Da schrillte Frau Dreyers Stimme nicht im Morgengrauen durch das Haus. Wer durch die Macht der Gewohnheit um die gewohnte Zeit erwachte, der drehte sich schnell auf die andere Seite, mit dem wohligen Gefühl: Es ist Sonntag, und schon war er wieder eingeschlafen. Gegen acht Uhr machten sich die Kirchleute

auf den Weg. Aus den meisten Häusern der Bauer und die Frau mit Knecht und Magd abwechselnd. Arnsvader mußte wegen seiner Gebrechlichkeit daheim bleiben. Er faßte an diesem Tage kein Strickzeug an und saß unter der Kirchzeit, über die vom Großvater ererbte Postille gebückt, in der Dönze. Im Dorfe herrschte feierliche Stille, nur der Jubel der sonntäglich gekleideten Kinder war noch freier als sonst, da keine Schulsorgen ihn dämpften.

Dem Maler war der erste Sonntag, den er in Vierhöfen verlebte, sehr lang geworden, und am Nachmittag hatte er aus Langerweile einige Pinselstriche an seinem Bilde getan. Obgleich das in einem Nebenraume der Scheune geschehen war, war es dem Alten doch nicht entgangen, und am Montag hatte er gebrummt und allerhand über das dritte Gebot geredet. Daß am Sonntag nicht gearbeitet werden dürfe, war ihm eine Überzeugung, die ihm so fest stand als der dicke Eichenbaum vor seinem Hause.

Für den zweiten Sonntag nahm Franz Heim sich eine Tageswanderung über die Heide vor. Er war froh, als er nach angestrengter Wochenarbeit am Sonnabend abend den Pinsel niederlegen konnte, und freute sich sehr auf den Ruhetag.

Da er nicht wollte, daß Frau Dreyer sich seinetwegen den schönen Sonntagsschlaf abkürzen sollte, hatte er sie gebeten, ihm alles bereitzustellen, damit er sich den Kaffee selbst kochen könne. So stand er im ersten dämmernden Grau des Sonntags an der offenen Feuerstelle und ließ ein lustiges Reisigfeuer aufprasseln. Es

war eine wunderbare Stille auf der breiten Diele. Die alte graue Katze saß auf dem Waschkessel, schnurrte und wunderte sich über den merkwürdigen Koch.

Als die Schwarzwälderuhr im Gastzimmer, die immer eine halbe Stunde zu früh ging, drei Uhr schlug, verließ Franz Heim das Haus. Er ging die einsame Dorfstraße entlang und war bald auf der hohen Heide.

Hoch wölbte sich über dem einsamen Wanderer der Morgenhimmel, wie das unendliche Dach eines lichten Gottestempels, hier und da noch mit einem verglimmenden Sternlein geschmückt. Die kleinen Glocken der Moorheide läuteten mit feinen, hellen Stimmen, die kein Menschenohr je erlauschte, den Sonntag ein. Aber die Heidelerche, die tief ins Heidekraut geduckt schlief, hat den leisen Ton vernommen. Sie schüttelt den Tau aus dem Gefieder, schwingt sich tirilierend empor und jubelt ihre Sonntagslieder. Und der graue Heidepieper im Strauchwerk macht es auch so gut, als er's kann. Nun schaut der Sonne Strahlenauge über die fernen Höhen, als wollte sie sehen, wie in dem weiten Gottestempel gefeiert wird. Und all den feiernden Geschöpfen bringt sie einen Lichtgruß des Ewigen, vom winzigen Käferchen im Sande bis zu dem Menschenkinde, das da mit langen Schritten über die Heide wandert und mit großen, verwunderten Augen um sich schaut.

Das Kind hatte einst Worte eines alten Weisen, der helle, weitschauende Augen und ein feines, scharfes Gehör gehabt hatte, seinem Gedächtnis einprägen müssen. Da hatten sie manches Jahr in irgendeinem Winkel gelegen, wie wertloser Hausrat in der Rumpelkammer.

An diesem Sonntagmorgen kam der fast vergessene Besitz zu Ehren. Die alten Worte wurden lebendig. Heilige Morgenfrühe und ahnungsvolle Sonntagsstille hauchten ihnen Leben und Seele ein. Es waren die Worte des Psalmisten: Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Feste verkündet seiner Hände Werk. Ein Tag sagt's dem anderen, und eine Nacht tut's kund der anderen ... Der Sonne hat er eine Hütte gemacht, und dieselbe gehet heraus wie ein Bräutigam aus seiner Kammer und freut sich, wie ein Held zu laufen die Bahn.

Etwa zwei Stunden war Franz Heim gewandert, meist ohne Weg quer durch die Heide. Allmählich stellte sich eine gewisse Ermüdung ein. Da machte er auf einer Anhöhe Rast. Drüben lag, eine gute halbe Stunde entfernt, ein Kirchdorf. Nach seiner Kenntnis der Gegend mußte es Wendingbostel sein, das zwei Stunden flußaufwärts von Wrieloh lag. Die den weidenumbuschten Fluß begleitenden Wiesen zogen sich wie ein breites, lichtgrünes Band, das von dunkeln Tannenwaldungen umsäumt war, durch die braune Landschaft, und darüber spannte sich der blaue Himmel, an dem ein Kranz leuchtend weißer Schäfchenwolken hing.

Der Morgenwanderer setzte sich auf einen der mächtigen erratischen Blöcke, die dort zerstreut lagen, und sättigte seine Augen an den schönen Farben und Linien der weiten Landschaft.

Nach einer Weile griff er in seine Rocktasche und holte heraus, was er sich zum Lesen eingesteckt hatte.

Zuerst fiel sein Auge auf einige Zeitungsnummern

der letzten Tage, die er sich für den Sonntag aufgespart hatte. Sie paßten ihm nicht für diese Stunde. Was in der weiten Welt vor sich ging, war ihm für den Augenblick ganz gleichgültig. Er steckte sie wieder ein.

Ein Roman modernster Richtung, der in den Künstlerkreisen Berlins spielte, lag nun oben auf. Nein, am Sonntagmorgen in heimatlicher Heideeinsamkeit unerträglich! Schon die kreischenden Farben des Umschlags verletzten. Er ließ das Buch in der Tasche verschwinden.

Nun fiel sein Blick auf ein Heftchen, das eines bedeutenden Meisters Studien zur Farbenlehre enthielt. Er hatte es sich schon vor längerer Zeit angeschafft, war aber noch nicht zum Lesen gekommen. Er schnitt das Heft auf und begann zu lesen. Als er einige Male umgeschlagen hatte, schwand die Aufmerksamkeit, und bald folgte die Broschüre den Zeitungen und dem Roman. Er hatte eine Woche angestrengter Arbeit hinter sich und wollte heute durch nichts an sie erinnert sein.

Jetzt war nur noch ein kleines, arg zerlesenes Büchlein in seiner Hand, das er daheim ganz zuletzt, fast gedankenlos, eingesteckt hatte. Der Goldschnitt war verblaßt, manche Blätter waren lose, und auf dem stark mitgenommenen Rücken stand mit einiger Mühe zu lesen: „Neues Testament und Psalmen.“ Arg zerlesen war das Büchlein, doch nicht von dem gegenwärtigen Besitzer, der es in der Hand hielt und halb neugierig, halb mißtrauisch betrachtete. Es war das Handexemplar seines Vaters gewesen und mit dessen Namen und einigen Zeichen seiner Hand noch versehen. Er schlug

das Buch auf und las den Titel für sich hin: „Das Neue Testament unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi.“ Ob er darin lesen sollte? Nun, es war ja keine weitere Auswahl. Es war ihm auch, als ob er dazu wohl Lust hätte.

Aber w a s sollte er lesen? Er ließ die Blätter des Buches von der letzten Seite an langsam durch seine Finger gleiten. Die Psalmen? Nein, es mußte etwas aus dem Neuen Testament sein. — Offenbarung Johannis? Ein Buch mit sieben Siegeln! — Die Briefe Pauli? Etwas schwere Speise! — Nein, es muß etwas aus den Evangelien sein. Da fällt ihm die Bergpredigt ein. Die muß sich auf dem stillen Heidberge gut lesen lassen.

Und er liest, langsam und sinnend:

„Selig sind ...

Selig sind ...“

Merkwürdig! Er erinnert sich plötzlich einer Sommerwanderung im bayrischen Hochgebirge. Erhitzt und ermüdet war er an einen klaren, kühlen Waldbach gekommen. Und in verschwiegener Waldesstille hatte er die Kleidung von sich geworfen und sich in den Bach gelegt, und dieser hatte eine kühlende, erfrischende, reinigende Welle nach der anderen über seine müden, heißen, staubbedeckten Glieder gesandt.

Und er las weiter: „Wenn euer Auge einfältig ist.“ Ja, ja, das einfältige Auge, das nicht nur die Hülle und Form sieht, sondern mit gesammelter Kraft in das Innere, in das Wesen der Dinge schaut, — wie war dieses einfältige Auge gerade dem Künstler so nötig!

Und weiter: „Sorget nicht für euer Leben ... Sehet die Vögel unter dem Himmel an ... Sehet die Lilien auf dem Felde an ..." Um ihn blühte und duftete der Thymian, und ein munteres Heidvögelchen flog vorüber. Ja, das war der Glaube, der den alten Arnsvader so glücklich gemacht und so jung erhalten hatte.

Drüben läuteten die Glocken. Es waren die Frühglocken, die über die Heide hin den einsamen Gehöften feierliche Grüße sandten. Sie erinnerten daran, daß auch die Menschenkinder den Tag des Herrn feiern sollten. Der Einsame auf der Heidehöhe bedurfte dieser Mahnung nicht mehr. Der las weiter und immer weiter, und dann wieder blickte er mit sinnenden Augen in die Ferne. Die Worte, die er da las, kannte er ja alle, und viele hafteten ihm sicher im Gedächtnis. Aber heute schauten sie ihn nicht, wie einst als Kind, stumpf und unverstanden an, sondern hell und warm wie die Junisonne. Sie hauchten Leben aus.

Wieder schwebten die Glockenklänge, wie auf Ätherwellen getragen, zu ihm herüber. Auf den fernen Heidwegen, zwischen den weißen Birkenstämmen dahin, zogen Scharen festlich gekleideter Kirchleute. Hin und wieder blitzte das Weiß einer Strichmütze oder der Goldschnitt eines Gesangbuches auf. Franz Heim dachte einen Augenblick daran, sich ihnen anzuschließen. Aber er konnte die Kirche doch wohl nicht mehr zeitig erreichen, und es war fraglich, ob der Prediger dort unten auf der Kanzel ihm so viel zu sagen hatte, als der Bergprediger hier auf stiller Heidehöhe.

Gegen Mittag, als die Kirchgänger wieder ihren Ge-

höften zueilten, ging er ins Dorf hinab. Er trat in ein Gasthaus nahe der Kirche, um zu Mittag zu essen. Die Gaststube war voll junger Leute. Ein Radfahrerklub aus Harburg hatte auf seinen Hochrädern das stille Dorf in der Heide besucht und viel Lärm und Unruhe mitgebracht.

Nachdem Franz Heim in Eile seinen Hunger gestillt hatte, verließ er das ungemütliche Haus und suchte die Tannenwaldungen auf, die sich jenseits des Dorfes weit hinstreckten und von derselben Werle, die einige Stunden flußabwärts die Wiesen seiner Heimat bewässerte, durchflossen wurden. Am Ufer streckte er sich lang auf den weichen Tannennadelteppich hin. Lautlos glitten die dunklen Fluten an ihm vorüber. Nur schalten sie leise murmelnd über die vorwitzige Tannenwurzel, die sich ihnen entgegenstreckte. Regungslos standen die blauen Stahlfliegen in der weichen Luft. Die Augen fielen ihm zu. Das frühe Aufstehen und die weite Morgenwanderung machten sich in einer starken Müdigkeit geltend. Halb schon im Lande des Traumes hörte er fern die Glocken zur Nachmittagskirche läuten, noch ferner tönte der Orgelklang, noch ferner der Gesang der Gemeinde. — Und die Erinnerung an jene Hochgebirgswanderung verdichtete sich ihm zum Traum. Ihm träumte, er stiege hinab in ein tiefes, stilles Wasser, ein müder, abgehetzter Mann. Und als er wieder heraufstieg, da leuchteten die trüben Augen, die müden Glieder fühlten sich verjüngt, und er hatte wieder Lust, der Erde Weh, der Erde Glück zu tragen. — In seinem Glücksgefühl wollte er aufjubeln. Davon erwachte er.

Oder waren daran die hellen, jungen Stimmen schuld, die eben durch den Wald klangen und näher kamen? Sie sangen das so wehmütig frohe Lied: „Wenn ich den Wandrer frage.“ Als er nach den Sängern schaute, sah er weiße Sommerkleider durch die Bäume schimmern. Drei junge Mädchen gingen Arm in Arm. In einiger Entfernung folgte ein älteres Ehepaar. Es mußte der Pastor des Dorfes sein, der nach der Arbeit des Tages mit seiner Familie einen Spaziergang machte.

„Wo blüht dein Glück? Zu Hause, zu Hause, spricht er mit frohem Blick.“ So sangen sie drüben, und so klang es in dem Herzen des Einsamen wieder, der den jugendlichen Sängerinnen nachschaute, bis sie in einer Tannenschonung verschwanden.

Die Müdigkeit war gewichen. Er schaute jetzt mit großen Augen um sich und horchte mit feinem Ohr, und die Heimat warb mit der herzheimlichen Stille des Sonntagnachmittags um ihres Kindes Liebe.

Er schaute mit langem Blick empor an den hohen, stolzen Tannen, die, dem Heimatboden stark und frei entsprossen, ihre Wipfel tief in das Himmelsblau tauchten. Er beobachtete das Eichhörnchen, das von luftiger Warte aus den Blick über sein dunkelgrünes Reich hinschweifen ließ. Er sah das goldige Sonnenlicht durch den dunklen, ernsten Tannenwald fluten und wunderte sich über das herrliche Lichtgrün, in dem die Farnkräuter erstrahlten. Dann wieder blickte er auf den Wasserspiegel und freute sich über die kleine Lebewelt, die sich auf ihm tummelte. Lustig schossen die

glitzernden „Schneider" durcheinander, gravitätisch bewegten sich die ernsteren „Schuster". Eine goldig schimmernde „Jungfer" mit großen grünen Glotzaugen biesterte im Zickzackfluge hin und her. In einem breiten Sonnenstrahl, der den Weg auf den Wasserspiegel gefunden hatte, tanzte ein übermütiger Mückenschwarm. Zuweilen schnellte ein Fisch in die Höhe und fiel klatschend in sein feuchtes Element zurück.

Und dann wieder war er eine Weile ganz Ohr. Er lauschte dem Gemurmel der Wellen, dem Geflüster der Tannen und dem heimlichen Summen, das die Luft erfüllte. Dann hörte er auf den Finkenschlag im Tannendickicht und auf das ferne Hämmern des Spechts. Aus dem Dorf klang Kinderjubel herüber und lustiges Hundegebell.

Dem schauenden und lauschenden Manne wurde ganz eigen ums Herz. So wohl und so wehe. Er lachte nicht und er weinte nicht. Er sang nicht und er betete nicht. Und doch tat er wohl das alles zugleich. Seine Seele feierte. Sie hatte eine jener seltenen Stunden, wo sie ahnt, was Leben heißt. — —

Wieder wurden menschliche Stimmen im Walde laut. Die Spaziergänger kamen zurück. Der breite Waldweg, dem sie folgten, führte etwa dreißig Schritt an dem einsamen Träumer vorüber. Die drei jungen Mädchen führten einen lebhaften Streit. „In Wrieloh," sagte die eine, die eine feine, helle Stimme hatte, „ist es doch noch viel schöner als hier bei euch. Ihr habt nicht die Mühle, die mit ihrem heimlichen Rauschen so feine, leise Musik macht." Die beiden Freundinnen

wollten die Behauptung nicht gelten lassen und priesen die besonderen Reize Wendingbostels.

Der Lauscher sann darüber nach, wo er der Lobrednerin Wrielohs schon einmal begegnet sein könnte. Da kam ihm sein nächtlicher Besuch des heimatlichen Pfarrgartens ins Gedächtnis. Vielleicht gehörte dem jungen Mädchen der Gartenhut, den ihm der Strahl des Mondlichts auf dem Steintisch der Tannenlaube gezeigt hatte ...

Als Franz Heim sich endlich auf den Heimweg begab, war der wunderschöne Tag eben im Begriff, einem ebenso schönen Abend das Feld zu räumen. Der westliche Himmel leuchtete in purpurnem Rot, das den fernen Gehöften und Waldungen einen goldigen Schein verlieh. Der Wanderer folgte jetzt der Landstraße. Wie die wilde Jagd sauste mit vereintem Klingeln der Radfahrerklub an ihm vorüber. „All Heil, alles heil!" schrie es durcheinander.

Gegen zehn Uhr langte er wieder in seiner stillen Klause an.

Als er am anderen Morgen die Palette und den Pinsel zur Hand nahm, fühlte er eine Lust zur Arbeit, wie selten. Auch dem Alten fiel das helle Blitzen seiner Augen auf. Er fragte: „Wo is he gistern wän?"

Da erzählte der Maler ihm von dem Sonntag in der Heide und im Tannenwald von Wendingbostel.

Arnsvader hörte aufmerksam zu und lächelte befriedigt vor sich hin. Als der andere seine Erzählung beendet hatte, meinte er: „Jao, son richtigen Sünndag, dat is 'n Segen för den Minschen!" —

In Vierhöfen ahnte niemand, daß der Maler ein Kind der Gemeinde und ein Sohn ihres früheren Pastors war. Frau Dreyer hatte sich allerdings schon einige Male gewundert, daß ihr Gast mit den Verhältnissen des Dorfes und der Umgegend so gut vertraut war. Aber sie schrieb diese Kenntnis seinem Verkehr mit Arnsvader zu.

Eines Abends nun, als Heim neben dem Alten auf der Bank saß, wandelte ihn plötzlich die Lust an, sich seinem alten Freunde, dessen Fragen nach Heimat und Elternhaus er bislang stets ausgewichen war, bekannt zu geben. Er fragte: „Arnsvader, wo veele Pastoren hewwt Se hier nu all kennt?"

„O, dat is all 'ne ganze Reeg," antwortete der Alte lebhaft. „Ut de School kamen bin ick bi den olen Swart. Dat wör en olen goden Mann, aber den Grund harr he woll nich so recht fat't. He wör mehr för den Ackerkram und harr de besten Melkkäuh und de dicksten Tüften in de ganze Gemeen. Faken in de Predigt, wenn sick dat just so paßte, lehrte he ok de Buern, wat se dohn mößen, dat se ok so glatte Beester und barbarsche Tüften kreegen. Abers ick meen, dat harr he jüm süssen seggen künnt, man nich in de Kark. Da well de Minsch doch wat anners hören. Wi in Vaders Hus hewwt us in de Tied jümmer an de olen Tröstters ut Grotvaders Tieden holen. — Mannige snaksche Tög harr de Ol an sick. Wenn he in de Kunfirmannenstünn dat söste Gebot utleggte und den heiligen Ehestand vör harr, stellte he een Jungen und een Deern tohopen und makte de Kinner dat vör, up weke Ort he bi de Troung

de Lüe tosamen geew. Wat nu min Olsche is und mi hett he ok tohopen stellt, und nah Johr und Dag hewwt wir us würklich kreegen. Dat is öfters vörkamen. Et was just, as wenn de Ol 'n Blick dafför harr, wecke woll tohopen paßten.

„As de stürw, köm hier 'n treuen Mann, de us lange Johren Gotts Word predigt hett. Wecke Lüe meenten, he schimpte to stark. Aber ick heww jümmer seggt, dat wör keen Schimpen. He hett us man de Wahrheit seggt, und dat können de wecken nich verdrägen. Ick heww den Mann für mannig tru Word to danken. Dreemal harrn so em 'n Platz anbaden, de mehr Inkünften harr, aber he woll bi us bliewen und starwen. He harr us so leev as sin eegen Kinner und plegg woll to seggen, Wrieloh wör dat schönste Dörp up de ganze Welt. Uns Herrgott heww em selig!

„Nah düssen keem eenen, dat was 'n gemeenen Minschen. Nee, nee, wat was dat för 'n Kirl!"

Franz Heim machte große Augen. Was er da wohl noch über seinen Vater zu hören bekam!

Der Alte fuhr fort: „'n ganzen lieblichen Minschen, wirklich 'n Baas. Unsereen könn mit em snacken as mit Hans und Gret. He wör ok nich 'n Spier stolz. Eene spaßige Geschichte heww ick mit em belewt, de mutt ick em doch vertellen. Duntomalen — mag 'n Jahrer twölf her wän — hott ick de Schap von unsen Burn dornöber in de Heide. Dat is 'n ganz gemütlich Geschäft. Phylax he! Phylax faß da! Kusch dich! Strümpe knütten und in de Wulken kieken. — Do sitt ick nu ok eenmal in de Nahmiddagstied und kiek in de wiede Welt, dar kamt

twee öwer de Heide, een groten utwussen Mann und so'n Jungen, de Bengel könn woll'r tein Jahr old wän. As de beiden nöger ran kamt, seh ick up eemal: Dat is use Herr Pastor mit sinen Söhn.

‚Goden Dag, Arnsvader.'

‚Goden Dag ok, Herr Pastor.'

‚Wo geiht Se dat und Ehre Schap?'

‚As dat sülwst noch geith.'

‚Us geiht dat gar nich god. Wi hewwt bös Malör hatt. Wi beiden — dütt is min Jung, Franz heet de Slüngel. Jung, du hest jo Arnsvader noch gar nicht inklappt. Wull du mal? — wi beiden gaht dor achtern dör de Wischen. Dor kamt wi an so 'n Graben. Ick spring röwer, und segg: Jung, nu spring du! Nimm di abers 'n düchtigen Anlop! Und he springt, verspringt sick und hüppt in t' Wader as 'n Pogg'. Kieken Se man bloß, Arnsvader, wat süt de Bengel ut! Just as 'n lütt Farken, dat sick in de Mestkuhl wrahlt hett! Wenn wi so nah Muddern kamt, kriegt wi beide bannige Schimpers. Können wi den Jungen nich afdrögen und reinmaken, dat min Fro nix nich markt?'

‚Jh, worüm denn nich, Herr Pastor?' segg ick.

‚Denn man to,' seggt he, ‚Jung, rünner mit de Büx!'

Wi helpt em dorbi, treckt em dat natte Tüg van't Liew, he kriggt noch n' Klapps achter up, und wi smietet em in den Schapstall rin. Dat em nicht früst und he sick nich verküllt, deck ick min olen Schapermantel öwer em. Bidessen drögt wi sin Tüg an de Sünn und makt den Dreck herut. Denn seggt de Vader to den Jungen: ‚Nun bedanke dich auch!' ‚Ich bedanke

mich auch vielmals,' seggt de Jung, und af gaht de beiden. Nahsten hett de Herr Pastor mi vertellt, Mudder harr gor und ganz nix markt, se harrn ehr den Spaß aber vertellt, und dor harr se bannig lacht."

Der Alte lachte so recht herzlich, und Franz Heim, der sich jetzt des kleinen Erlebnisses genau erinnerte, lachte mit.

Nach einer Weile fragte er: „Weten Se denn nich, Arnsvader, wat ut den Pastor sinen Jungen worrn is?"

„Nee. De Vater is fröh storwen. De ganze Gemeen is dat bannig nah gahn. So n' schönen Pastor kann se niemals wedder kriegen. — Und de Jung? He hett sick in de Heide nich wedder sehn laten. Dat is jümmer 'n Unglück, wenn de Öllern so fröh starwt."

„Jo, dat is wahr." — Der Maler blickte still vor sich hin. Nach einer Weile aber schaute er den Alten schelmisch von der Seite an: „Seggen Se mal, Arnsvader, wör damals bi den Pastor und sinen Jungen nich so 'n lütten witten Hund?"

„Tjo, dat mag wohl wän."

„Und kreeg de sick nich mit Ehren Phylax, de nu ok all old worn is, dat Bieten? Se mössen noch mit den Schaperstock mang de beiden Hunne. Stimmt dat nich?"

„Richtig, nu fallt mi dat wedder bi. Phylax wör bannig iwersüchtig. Abers dusendweg, wovon weet he dat allens?"

„Ick bin dor sülwst mit bi wän."

„Woi!?" Mit großen verwunderten Augen schaute

der Alte dem jungen Manne ins Gesicht. Von der Verwunderungsfrage war Phylax aufgewacht und musterte ebenfalls den Mann, der seinen Namen genannt hatte.

„Ja, Pastors Franz, den Se domals afdrögt hewwt, dat bin ick.“

„Nee!“ sagte Arnsvader noch immer ungläubig. „Abers, wenn he so genau Bescheed weet — ick mutt em doch mal ganz scharp in't Oge kieken. — — Jo, würklich! De Ogen und de Tog hier so um de Mund, dat is ganz de Vader selig. Nee, nee, wat mi dat freut! — — Min leewe junge Fründ, he hett 'n goden Vader hatt.“

„Ja, dat seggen Se man.“

„Wenn he sinen Vader nah kummt, schallt em woll god gahn.“

Der Alte war von dieser Stunde an noch zutraulicher. Eine gewisse mißtrauische Zurückhaltung, wie sie dem niedersächsischen Bauersmann gegen Fremde eigen ist, und die auch in dem Verhältnis Arnsvaders zu dem Maler nicht ganz gefehlt hatte, war nun völlig gewichen.

Einige Tage später saß Franz Heim abends im Gastzimmer, als die Post ankam. Es entstieg ihr ein patent gekleideter Herr, offenbar ein „Reiseonkel“. Hastig trat er ein und verlangte einen Kognak für sich und einen Schnaps für den Postillon. Mit schnarrender Stimme fragte er den Wirt: „Wie lange fahren wir noch bis Wrieloh?“ „Eine gute Stunde,“ lautete

die gleichmütige Antwort. Einige kräftige Flüche prasselten auf den „kaiserlichen Postrumpelkasten" nieder.

Jetzt ließ der Ankömmling sein Auge über die Gäste im Zimmer schweifen. Da begegnete sich sein Blick mit dem des Malers. „Potz Blitz, das ist ja Franz Heim. Wahrhaftig!" „Max Schulze, wie kommst du denn hierher?" Zwei alte Bekannte schüttelten sich die Hände.

„Wie ich hierher komme? Junge, das siehst du ja ... mit der elenden gelben Kutsche da. Aber was machst du denn hier in diesem gottverlassenen Nest? Kuhbauer geworden? Was?"

Der alte Postjochen, ein verwetterter Geselle, hatte den ihm gespendeten Schnaps den vielen anderen nachgeschickt, die er hier im Laufe der Jahre hatte verschwinden lassen, und mahnte zum Einsteigen.

„Ach was, geben Sie mein Gepäck dem Wirt und fahren Sie meinetwegen zum Nordpol! — Ich bleibe natürlich heute abend bei dir, Franz," wandte er sich zu diesem, „wir wollen das Wiedersehen tüchtig feiern. Wirt, geben Sie uns einstweilen zwei Glas Bier! — Also, was machst du hier in dem Neste?"

„Ich male."

„Ah ja! Also Maler bist du geworden, natürlich Kunstmaler. Alle Achtung! Ich hatte nie wieder von dir gehört, seit sie mich in Celle aus der Obertertia wimmelten — du weißt, wegen der unschuldigen Kneiperei, aus der die Pauker wer weiß was machten. Ich habe mich der Zigarrenbranche gewidmet. Reise für C. K. Meyer & Co. in Hamburg. Altes, bestrenommiertes,

leistungsfähiges Haus. Darf ich dir eine unserer besseren Marken anbieten? Äußerst gehaltvoll, mittelkräftig bis kräftig, feinste Blume, tadelloser Brand."

Er hatte ein elegantes Zigarrenetui mit Patentverschluß geöffnet und offerierte dem alten Freunde eine feine Havanna, die dieser dankend annahm.

„Und nun prost Blume, altes Haus, auf das unverhoffte Wiedersehen! Wer hätte gedacht, hier einen alten Bekannten zu treffen! Prosit! ... Brr! Herr Wirt, nehmen Sie mir's nicht übel, Ihr Faß ist gewiß schon vor der Sintflut angestochen. Was für Weine führen Sie?"

„Es sind einige Flaschen leichter Mosel da."

„Sonst nix? Hat der Mensch nicht mal einen vernünftigen Tropfen für ein armes Wurm, dem der verflixte Rumpelkasten zwei Stunden die Eingeweide durcheinandergeschüttelt hat! Na, bringen Sie uns zwei Flaschen! In der Not frißt der Teufel Fliegen."

Snarsbur steckte in aller Gemütsruhe ein Licht an und begab sich in den Keller. „Wart," dachte er, „für deine frechen Reden kreide ich dir eine Mark mehr an."

„Also Maler bist du geworden!" wandte sich der Zigarrenreisende nun wieder an Heim. „Wo bist du denn auf der Akademie gewesen?"

„In München."

„Ah, München! War mal auf Geschäftsreise da. Nettes Städtchen. Echtes Münchener ... Hofbräu, Spatenbräu, Pschorrbräu, Franziskanerbräu ... man darf gar nicht dran denken, sonst bringt man diesen flauen Tropfen nicht hinunter. Aber was gibt's denn

eigentlich in diesem Mauseloch zu malen? Wie heißt es doch noch?"

„Vierhöfen. Ich male augenblicklich einen alten Mann, einen Achtziger. Er wohnt hier unten auf dem Hofe in der Häuslingskate."

„So! Wie kommst du denn dazu? Ich glaube, damit wirst du wenig Glück haben. Die Kunst ist doch für die Gebildeten da, und denen wird es doch furchtbar wurscht sein, wie so ein vertrockneter, schmieriger Heidbauer aussieht."

Der Maler sah den anderen mißbilligend an und sagte: „Ich bitte dich, Max, rede nicht so über einen alten ehrwürdigen Mann, den du gar nicht kennst."

„Na, man nicht gleich übelnehmen! — Überhaupt, Franz, ich begreife dich nicht recht. Wie kannst du dich in diesem traurigen Nest so einspinnen? Du mußt ja versauern und verbauern. Die Anlage hattest du schon früher in Celle dazu. Ich will dir was sagen. Komm doch zu uns nach Hamburg! Da hast du gute Theater und zur Erheiterung famose Varietés. Und dann die Kunsthalle! Ich bin freilich noch nicht hineingekommen, aber sie soll großartig sein. Sieh, da hast du Anregung für deine Kunst. Da kannst du immer wieder sehen, wie einer malen muß, wenn er tüchtig Geld verdienen will."

„Nach einer großen Stadt wie München oder Hamburg kriegen mich keine zehn Pferde wieder hin."

„Nanu! ... Oder dann such' dir doch wenigstens eine Provinzialstadt aus! Ich kenne hier so herum sie alle. Celle? Nein, dazu würde ich nicht raten.

Ist zu feudal und zu juristisch. Du weißt ja wohl noch, wenn wir Butterbrotspause hatten, gingen die Adeligen und Juristensöhne links in den Schloßgarten und wir gewöhnlichen Europäer nach rechts in den Französischen Garten. Oder Lüneburg? Ist zu altmodisch und langweilig. Am meisten würde ich doch noch zu Hannover raten. Ist zwar kleinstädtisch im Vergleich zu Hamburg, aber immerhin läßt sich da leben."

„Leben läßt sich's hier auch. Ich bin sogar in der Heide sehr gern. Sie ist meine Heimat."

„Soo! Heimat — naja. Aber weißte, heutzutage, wo man die Eisenbahnen hat, und die Menschen so durcheinandergeschüttelt werden, wie die Würfel im Knobelbecher," — er hatte diesen in der Hand und spielte mit ihm — „da gibt es das eigentlich nicht mehr. Oder höchstens noch bei bleichsüchtigen jungen Mädels, die sich einbilden, vor Heimweh sterben zu müssen, wenn sie Mutters Teekessel nicht mehr dampfen sehen. In Hamburg, weißte, haben wir einen sehr netten Klub. Die Mitglieder sind sehr feine Leute, und dem einen hat seine Wiege vielleicht am Rhein gestanden, dem anderen an der Weichsel, und dem dritten und vierten wer weiß wo. Aber meinst du, daß ich weiß, wo die Herren her sind? Darauf kommt die Rede selten oder nie. Wir fühlen uns als Weltbürger. Den alten Zopf der Heimatduselei hat das moderne Großstadtleben uns gründlich abgeschnitten. Wo's uns gut geht, da sind wir zu Hause. Wart', ich glaube, ich krieg's noch heraus, wie das auf lateinisch heißt! — Ach, man vergißt das so schnell. Richtig,

nun fällt es mir wieder bei: ‚Ubi bene, ibi patria.‘ Wo die Beene sind, da ist das Vaterland. Hahahaha!“

„Ich denke über diesen Punkt anders,“ sagte der Maler trocken und schwieg.

Der Zigarrenreisende drehte etwas verlegen an seinem wohlgepflegten Schnurrbart. Das war ja schrecklich, wie eintönig sein alter Freund geworden war. Was konnte er nur tun, um ihn aufzumuntern? Na, nicht umsonst führte er ein wohlassortiertes Lager der neuesten Witze mit sich. Er gab deren einige zum besten, und zwar solche, deren Durchschlagskraft er in Dörfern und Städten am abendlichen Stammtisch oft erprobt hatte. Aber hier hatte er damit keinen Erfolg. Obgleich er nach der Pointe kräftig das Zeichen zum Lachen gab, lächelte der andere nur gequält, wie um ihm den Gefallen zu tun. Und als er schließlich einen scharf gepfefferten Witz mit breitem Behagen erzählt hatte, entdeckte er sogar in dem Gesicht des Malers einen unverkennbaren Zug des Unwillens. Dem Manne war augenscheinlich in der öden Heide jeglicher Sinn für Humor in die Brüche gegangen. Der Vielgewandte fühlte sich wirklich ratlos und schwieg eine Weile. „Franz,“ sagte er dann und griff ihm an die Schulter, „mach' doch nicht so ein Gesicht, wie sechs Tage Regenwetter in der Heide! Du bist doch ein junger Kerl, und was soll aus der Welt werden, wenn wir jungen Kerls nicht mehr vergnügt sein wollen? Prosit! Aber austrinken!“

„Prosit!“ sagte Heim und gab Bescheid. Als er das Glas wieder hingestellt hatte, sagte er: „Nimm's mir

nicht übel, Max, wenn du nicht recht was mit mir anfangen kannst! Ich habe heute tüchtig gearbeitet, erst an meinem Bilde, dann auf dem Felde. Ich bin recht müde. Du hast ja eine weite Reise hinter dir und bist gewiß auch müde. Ich glaube, es ist das beste, wir gehen zu Bett."

„Ich dachte, wir wollten doch wenigstens noch eine Flasche zusammen trinken. Ich habe die nötige Bettschwere noch nicht," meinte der andere.

„Lassen wir das lieber! Du schläfst gewiß auch mal so ganz gut. Meine Hausleute sind auch gewöhnt, früh zu Bett zu gehen, besonders jetzt in der Erntezeit."

„Meinetwegen," sagte der Reisende ärgerlich und gekränkt. „Man kann sich mit euch Philistern noch so viel abquälen. Ist alles verlorene Liebesmüh'. Ich wollte nur, ich wäre weitergefahren bis Wrieloh."

„Sei mir nicht bös!" bat der andere. „Wenn du es durchaus willst, können wir ja noch ein Stündchen zusammen bleiben."

Aber der Gast war schon aufgestanden und folgte nach kurzem Gruß der Wirtin, die mit dem Licht in der Hand ihn nach seinem Zimmer führte.

Am nächsten Morgen tranken sie noch zusammen den Kaffee. Franz Heim tat die Schroffheit gegen den alten Freund leid, und er suchte sie wieder gutzumachen, indem er alte Schulerinnerungen auffrischte. Der andere war bald versöhnt und machte mit Freuden die Entdeckung, daß sein Freund vielleicht doch nicht allen Humor verloren hätte. Um diesen etwas aufzufrischen, schloß er seinen Handkoffer auf und nahm

eine Handvoll Druckschriften heraus: „Die will ich dir hier lassen, damit du in der Einsamkeit mal was Interessantes zu lesen hast. Es sind feine Sachen, hochmodern, sensationell und pikant. Dieses Buch hier ist polizeilich verboten. Es stehen dolle Sachen drin! Mußt die Dinger aber gleich mit auf dein Zimmer nehmen. Für jeden ist das nichts."

„Ich danke dir," sagte Heim, „aber packe die Sachen nur, bitte, wieder mit ein! Ich habe für solche Lektüre wirklich keine Zeit und hätte nur die Unbequemlichkeit, sie dir nachsenden zu müssen."

„Na, denn nicht!" sagte der Reisende unwillig und packte die Schriften wieder in den Koffer.

Er hatte sich bei dem Wirt Fuhrwerk bestellt, und der grüne Kastenwagen hielt vor der Tür. Mit Schelten über die primitiven Fahreinrichtungen und über den allgemeinen Tiefstand der Kultur in der Heide stieg er ein. Als das hart stoßende Gefährt sich in Bewegung gesetzt hatte, schüttelte er den Kopf und dachte: Was doch aus einem Menschen werden kann! Der Franz ist auf dem besten Wege, ein Mucker zu werden. Wenn er nicht schon einer ist! In der Heide sollten die Leute ja furchtbar fromm sein, und das hatte seinen Freund wohl angesteckt. — Franz Heim sah den Wagen nicht ungern um die Ecke verschwinden. Es ist gut, dachte er, daß nicht jeden Tag solcher Besuch kommt. Dann ging er erleichtert an seine Arbeit.

Sie waren Freunde gewesen, — was man auf Tertia so Freundschaft nennt. Jetzt verstand einer den anderen nicht mehr. Sie waren sich so fremd geworden,

daß Franz Heim nicht einmal mehr den Wunsch verspürt hatte, bei dem anderen Verständnis für seine Art zu erwecken. Die beiden Welten, in denen sie lebten, waren zu verschiedenartig. Der eine tummelte sich lustig an der Oberfläche, der andere suchte die tieferen Gründe auf. Der eine war froh, daß die große Welt, die er mit guten Diäten bereiste, des Pläsierlichen so viel bot. Der andere suchte seit Jahren eine innere Welt, in der er zu Hause sein könnte. Seit einigen Wochen hatte er das Gefühl, als hätte er den rechten Baugrund gefunden, den Heimatboden, und in dem alten Lehrer und Arnsvader alte Bauerfahrene, die ihm mit Rat und Tat zur Hand gingen. Er war froh und dankbar, daß es so war.

Einen Philister hatte jener ihn genannt. Die fade Unterhaltung mit dem oberflächlichen Menschen war ihm schnell aus dem Gedächtnis gekommen, aber dieses Wort hatte ihm einigen Eindruck gemacht. Es kam ihm öfters wieder in die Erinnerung. Damit mochte der alte Freund wohl nicht so ganz unrecht haben. Wenigstens war die Gefahr vorhanden. Er war ja gern in Vierhöfen. Frau Dreyers Verpflegung ließ nichts zu wünschen übrig. Aus dem Verkehr mit dem Alten empfing er viel. Seine Arbeit gewährte ihm Befriedigung. Aber es kamen Stunden, in denen er sich nach etwas sehnte, was weder Frau Dreyer, noch Arnsvader, noch die Arbeit ihm geben konnten. Er wußte selbst nicht recht, was das eigentlich war. Er hatte zuweilen das Gefühl, es sei doch wohl nichts für einen jungen Menschen, immer nur goldene Lebensweisheit

des abgeklärten Alters zu hören. Ja, manchmal, wenn Arnsvader sich nach der Weise alter Leute wiederholte, wurde er ihm geradezu langweilig. Er dachte zuweilen daran, Lehrer Bartels einmal wieder zu besuchen. Aber der war ja auch so ein Alter. Von dem hörte er dann nur auf hochdeutsch und etwas gebildeter, was Arnsvader ihm in seiner einfältigen plattdeutschen Weise sagte. Ja, Max Schulze hatte recht, einspinnen durfte er sich in Vierhöfen nicht. Bis zur Vollendung seines Bildes mußte er ja bleiben. Aber er hoffte, in spätestens acht Tagen an diesem den letzten Pinselstrich tun zu können. Dann war es wohl Zeit, das Bündel zu schnüren. Wohin dann? Diese Frage stellte er sich öfters, fand aber einstweilen keine rechte Antwort.

Sechs Tage nach diesem Besuch saß Franz Heim beim Morgenkaffee und trug sich wieder einmal mit Zukunftsplänen.

Plötzlich wurde die Tür aufgerissen, und Arns Gesche, die Schwiegertochter seines alten Freundes, stürzte herein. Sie zitterte am ganzen Leibe, die Haare hingen ihr wirr um das Gesicht.

„Vader ... us Ol ... woll eben upstahn ... da fallt he längelangs dal ... he hett 'n Slag kregen ... de Bur schöll ... schöll gau anspannen ... de Ol woll dat Nachtmahl hewwen ... Et geiht woll mit em to Enne ..." So stieß sie hastig und atemlos heraus.

Snarsbur stand auf, um anzuspannen. Die Frau stürzte davon, wie sie gekommen war. Langsam folgte ihr der Maler zum Häuslingshause. Er mochte nicht hineingehen, blickte aber durch das kleine saubere Fenster. Da lag der Alte in dem geöffneten Schlafschrank, der Butze, in unruhigem Halbschlummer. Mutter war um ihn beschäftigt und legte ihm von Zeit zu Zeit zur Kühlung ein nasses Tuch auf die Stirn. Die Schwiegertochter schlich in Socken durch das Zimmer und richtete es für die Feier zu.

Was sollte er tun? Er zwang sich und ging in die Scheune, in der er das Bild aufzubewahren pflegte, um die letzte Hand an dasselbe zu legen. Es fehlte nur im Hintergrunde noch hier und da eine Kleinigkeit. Wehmütig und traurig schaute er in die großen, ruhigen Augen des Alten, die ihn aus dem Bilde

freundlich ernst und ein ganz klein wenig schalkhaft anschauten. Er freute sich, daß er diesen leisen schalkhaften Zug so gut getroffen hatte, ohne daß er dem stillen, ernsten Gesamteindruck des Gesichtes schadete.

Etwa zwei Stunden später rollte ein Wagen auf den Hof und hielt vor dem Häuslingshause. Franz Heim, der von seiner Arbeitsstätte den Wagen nicht sehen konnte, hörte, wie eine kraftvolle männliche Stimme rief: „Weißt du auch, wo die blaue Heide steht?" Eine helle, jugendliche Stimme, die dem Maler merkwürdig bekannt vorkam, antwortete: „Ganz genau. Fünf Minuten hinter den Fuhren, bei den Hünengräbern." „Aber in einer halben Stunde fahren wir nach Hause." „Ja, dann bin ich längst wieder hier." „Adieu, Vater!" „Adieu, Grete! Verlauf dich nicht in der Heide!"

Heim war vor das Tor getreten und sah, wie ein schlankes junges Mädchen eben leicht und graziös über die Hofmauer stieg und in den Fuhren verschwand. Ihr hellblaues Kleid wurde noch ein paarmal zwischen den Stämmen sichtbar.

Aus den Nachbarhäusern kamen einige schwarzgekleidete ältere Frauen. Am rechten Arm trugen die meisten einen Brettstuhl oder Schemel, in der linken Hand alle ein Gesangbuch. Unter ihnen war auch Frau Dreyer. Als sie an dem Maler vorüberkam, fragte sie: „Na, Herr Heim, woll'n Sie nich 'n bißchen mit?" „Ist das denn erlaubt?" fragte dieser. „Das is hier so Sitte, daß die Nawersleute mitgehen. Herr Pastor sieht es gern. Die Leute kriegen denn doch auch ein Gotteswort ab, und das Singen geht ßu viel besser.

Kommen Sie man!" Da folgte Franz Heim den Frauen in das Haus. Hinter dem breiten Rücken seiner Wirtin drückte er sich in die Stube und setzte sich in eine verborgene Ecke.

Der enge Raum war festlich zugerichtet. Der unebene Lehmfußboden war mit weißem Sand bestreut. Den Tisch deckte ein sauberes, selbstgewebtes Linnentuch. Darauf standen zwei Leuchter aus grünlichem Glase. Vor mehr als fünfzig Jahren hatten sie auf dem Hochzeitstisch vor dem jungen Ehepaare gebrannt und ihr bescheidenes Licht in junge, fröhliche Augen gestrahlt. Wenn sie nun noch einmal wieder aus dem Schrank genommen wurden, mußten sie wohl von den beiden Enden eines Sarges auf eine ernste Trauergemeinde herableuchten. — Das Tageslicht, das unter den dichten Eichen her durch die kleinen Fenster nur gedämpft in das Zimmer fiel, mischte sich mit dem gelben Licht der Kerzen und goß einen eigenartigen Schein über den alten eisernen Ofen mit der Darstellung der Hochzeit zu Kana und dem springenden Sachsenroß, auf die gekalkten Lehmwände und die verblaßten Bilder, welche sie schmückten. Da hingen einige eingerahmte Konfirmationsgedenksprüche, ein Öldruck des Christuskopfes nach Guido Reni, ein Holzschnitt der Schlacht bei Langensalza zur Erinnerung an den dort gefallenen Sohn des Hauses, ein Kranz und Strauß aus Goldpapier zur Erinnerung an die goldene Hochzeit und einige zerlesene Kalenderjahrgänge. Und ein wunderbarer Widerschein von diesem Zwielicht ruhte auf dem stillen Gesicht des Alten in der Butze. Neben

ihm saß im geflochtenen Armstuhl die alte Mutter. Sie hat oft mit ihm gefeiert im Gotteshause. Nun will sie auch heute noch einmal vorm Scheiden mit ihm das heilige Nachtmahl nehmen. Sie hat ihren Abendmahlsschmuck angelegt, den nur die ältesten Frauen in der Gemeinde noch tragen. Auf dem schwarzen Kleide liegt das feine weiße Brusttuch, und auf dem greisen Haupte sitzt die schwarzweiße Strichmütze, die sich eng an das Haar anlegt. Die welken Hände sind über dem Gesangbuch und einem weißen Taschentuch gefaltet. Zuweilen greift ihre Rechte nach einem bereitliegenden Fliederstrauch, um die lästigen Fliegen von dem Gesichte des Kranken abzuwehren.

Feierliche Stille ruht auf der kleinen Hausgemeinde, die das enge Zimmer füllt, während der Pastor seinen Talar anzieht und das heilige Mahl zurichtet. Das nachhallende Ticktack der alten Wanduhr klingt feierlich in das tiefe Schweigen hinein und mahnt die Besinnlichen unter den Leuten: Hin geht die Zeit, her kommt der Tod.

„Wir singen Gesang Nummer 209." Einen Augenblick hört man nur das Umblättern der Gesangbücher. Eine alte Bauerfrau hält dem Maler ihr Buch hin, daß er mit aussehen kann. Dann stimmt der Pastor an, und sie singen Luthers Abendmahlslied: Jesus Christus, unser Heiland. Sie singen mit gedämpften Stimmen, wie es sich für ein Krankenzimmer geziemt. Nach einigen Versen legt der Pastor das Gesangbuch zur Seite und liest, nachdem die Gemeinde sich erhoben hat, 1. Mose 29, 10, das Bekenntnis Jakobs bei der

Heimkehr in das Land der Väter: „Herr, ich bin zu geringe aller Barmherzigkeit und Treue, die du an deinem Knechte getan hast." Mit schlichten Worten und leise bewegter Stimme weist er den alten Knecht des Herrn darauf hin, wie Gott ihn geführt habe durch ein langes Leben, auf lichten und dunklen Wegen; aber immer seien es Wege des Friedens gewesen — der Alte bewegt zustimmend das Haupt — und wie nun auch auf der Heimfahrt noch diese Barmherzigkeit und Treue sich an ihm beweise, und er ihrer inne werden könne im heiligen Abendmahl. Er werde aber auch mit dem Erzvater Jakob bekennen, daß er diese Barmherzigkeit und Treue Gottes nicht verdient habe, und so würde sie auch ihn wie jenen zur Buße leiten. Darauf spricht der Alte seine Beichte, alte, in Vergessenheit kommende Verse, die nur von den Ältesten im Dorf noch gebraucht werden:

„Herzlich reuen mich die Sünden,
Welche ich bisher getan;
Herr, laß mich Verzeihung finden
Und nimm mich zu Gnaden an.
Ach, um Jesu Christi willen
Laß mein Herz vor dir sich stillen!
Bessern will ich gern mein Leben,
Nie der Sünde mehr mich freun,
Ganz will ich mich dir ergeben
Und dein Bild in mir erneun.
Herr, zu diesem Heilsgeschäfte
Gib du selbst mir Mut und Kräfte!
Amen."

Langsam und feierlich, in eigenartig schwebendem Tone hat der Alte die Worte gesprochen. Die greise Lebensgefährtin stimmt diesem Bekenntnis und Gelöbnis mit einem leisen, zitterigen Ja zu. Nun erhalten sie die Zusicherung der göttlichen Vergebung und das Abendmahl kann gefeiert werden. Die kleine Hausgemeinde hat sich erhoben, der Pastor betet das Vaterunser und die Einsetzungsworte. Danach neigt er sich auf das Lager hinab und reicht dem Kranken das Brot und den Kelch. Um ihm das Trinken zu erleichtern, hat Arnsmudder sein Haupt in den Kissen angehoben. Darauf empfängt sie selbst die Gabe, stehend und gesenkten Hauptes.

Franz Heim hatte sich zu der schlichten Feier eingefunden, um seinem alten Freunde und dessen Familie eine Aufmerksamkeit zu erweisen. Aber nicht lange dauerte es, so gewann sie ihm ein tieferes Interesse ab. — Wunderbar! Das letzte Mahl mit den Zwölfen im getäfelten Saal zu Jerusalem — wie oft hatte es Künstler aller Zeiten zum Schaffen angeregt! Sie zogen der Reihe nach an seinem Geiste vorüber, alle diese Bilder, die ihm aus der Kunstgeschichte bekannt waren, von den ungeschickten Wandmalereien in den Katakomben Roms über Lionardi da Vinci bis auf Eduard von Gebhardt. — Und nun hier dieser wunderbare Nachklang und Abglanz jener Abschiedsfeier — nach fast 1900 Jahren — in der weltverlorenen Lüneburger Heide — in der armseligen Lehmkate — das schlichte Stübchen in dem stimmungsvollen Zwielicht des Tages und der Kerzen — die stillen, ernsten

Gesichter der kleinen Gemeinde — die hohe Gestalt des Geistlichen, der seines Dienstes mit innerer Hingebung waltet — die ehrwürdige Mutter im Abendmahlsschmuck — das stille Antlitz des Alten — ist es sanfter Abendfriede, der auf den friedevollen Zügen lagert, oder sind sie schon von dem Morgenglanz der Ewigkeit überhaucht? Franz Heim schaute. Er schaute wie einer, der durch die Hülle, die über den Dingen liegt, tief in ihr Wesen und Geheimnis blickt. Er schaute entschleierten Auges mit einer Unmittelbarkeit, wie es den Sterblichen nur in ganz seltenen und ganz großen Augenblicken vergönnt ist. Da enthüllten sich ihm große Zusammenhänge, die er bis zur Stunde kaum geahnt hatte. Es war ihm, als schritte der Meister, der einst gesagt hatte: „Den Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch," leise segnend durch das enge Gemach, und die er anschaute mit dem tiefen Friedensblick, die er grüßte mit dem sanften Friedensgruß, die beiden Alten im weißen Haar wurden voll des Friedens, der alles Verstehen übersteigt. Und auch die anderen alle, die zu der Feier versammelt waren, spürten einen stillen Hauch des Friedens. Davon zeugte die weihevoll heilige Stille, die über der kleinen Gemeinde ruhte.

Franz Heim schaute das alles als ein Mensch, der im Innersten ergriffen ist. Und was der Mensch empfand und schaute, das wurde dem Künstler zu einer Offenbarung. Es kam plötzlich heiß über ihn. Eine hohe, helle Freude durchleuchtete seine Seele. Er hätte aufjubeln mögen. Ein Urbild hatte er ge-

schaut. Seine Kunst hatte jetzt nur das Nachbild nach dem geschauten Urbilde zu gestalten. — Was er bislang gemalt hatte, war ausgeklügelt und zusammengetüftelt. Das Bild, das ihm jetzt vor der Seele stand, hatte er e m p f a n g e n. — Es war ihm geschenkt in einem großen Augenblick, in dem eine hohe geistige Welt voll wunderbarer Zusammenhänge und geheimnisvoller Kräfte sich dem staunenden Auge enthüllte.

Inzwischen hatten die anderen Luthers Abendmahlsdanklied gesungen: Gott sei gelobet und gebenedeiet. Nun standen sie auf, rückten mit den Stühlen und gingen schweigend auseinander. Auch der Maler stahl sich leise zur Tür hinaus.

Langsam, das Erlebte in der Seele bewegend, schritt er über den Hof der Scheune zu. Eben wollte er eintreten, da bleibt er wie gebannt stehen. Vor seinem Bilde erblickt er die schlanke Gestalt eines junges Mädchens. Sie hat ihn nicht bemerkt, denn sie ist dem Bilde zugewandt und offenbar ganz von der Betrachtung hingenommen. Bald betrachtet sie es aus nächster Nähe, dann tritt sie einige Schritte zurück, endlich findet sie schräg seitwärts den rechten Augenpunkt und schaut das Bild mit langem Blick an. „Als ob es lebt," so kommt es ihr unwillkürlich über die Lippen. Durch die Seitenfenster flutet eine breite Lichtwelle in den halbdunklen Raum, läßt ihr reiches Blondhaar goldig erglänzen und zeichnet die Umrisse eines schönen regelmäßigen Gesichtes scharf auf die gegenüberliegende Wand. Das liebliche Bild nimmt den Maler so ge-

fangen, daß er den Atem anhält, um die holde Beschauerin nicht zu stören.

Da kommt ein zufälliges Geräusch vom Hofe her. Das Mädchen wendet sich herum und sieht den fremden Herrn. Sie entfärbt sich vor Schreck, dann jagt ein glühendes Rot über ihre zarten Wangen bis unter das blonde Haar. „Verzeihen Sie," kommt es über ihre Lippen. Doch er hat höflich die Mütze gezogen, tritt ein paar Schritte näher und sagt: „An mir ist es, um Verzeihung zu bitten, daß ich Sie erschreckt habe. Lassen Sie sich durch mich, bitte, gar nicht stören." Eben will er fortfahren und sich in aller Form vorstellen, da schallt es vom Hofe her: „Grete, wo steckst du denn bloß!" „Vater wartet auf mich," stammelt sie und läuft ihm ohne weitere Förmlichkeit davon. In der Hand trägt sie einen großen Strauß blühender Heide. Verdutzt blickt er ihr nach und sieht, wie sie drüben gewandt auf den Kastenwagen klettert. Unter dem freundlichen Schelten des Vaters und des Snarsbauern „üh" ziehen die Braunen an, und der Wagen rollt von dannen.

Noch immer blickte Franz Heim hin, auch als der Wagen schon längst um die Ecke verschwunden war. Aus seinen Träumen weckte ihn die dralle Stimme von Frau Dreyer, welche die Gelegenheit benutzt hatte, mit dem Pastor ein paar Mundvoll zu schnacken und erst jetzt ins Haus zurück wollte. „Das ist den Herrn Pastor seine Grete, ein düchtiges Mädchen. Er hat man die eine, und denn noch ßwei Jungens. Sie haben wohl mit sie gesprochen. Sie kam ja mit 'n Galopp aus das Scheunentor herausgefenstert."

„Kann ich essen?“ fragte Heim kurz, um die redselige Frau auf etwas anderes zu bringen. Da besann sie sich mit Schrecken, daß es schon so spät war, und eilte in das Haus.

Langsam kehrte er in die Scheune zurück. Da sah er auf einer alten Kiste rechts vom Eingang einige Heiderispen liegen. Aha, dachte er, hier hat sie ihren Strauß geordnet! Die Blüten hatten einen bläulichen Schein. Daß hin und wieder blaue Heide vorkommen sollte, hatte er wohl schon gehört, aber noch niemals solche zu Gesicht bekommen. Als er die feinen, zarten Glöckchen aufmerksam betrachtete, machte er die Entdeckung, daß die bescheidene Heideblüte die schönste Blume der Welt ist.

In seinem Zimmer hatte er ein feines, buntbemaltes Blumenväschen, das noch aus dem Hochzeitsgut seiner Mutter stammte. Das Gegenstück war ihm am ersten Morgen in Vierhöfen bei dem fahrigen Auspacken zerbrochen. Lange hatte die zierliche Vase keine Blumen mehr beherbergt; in der letzten Zeit war sie sogar zum Aschenbecher erniedrigt. Heute kam sie wieder zu Ehren. Sie nahm ein Sträußchen blühender Heide auf, und der glückliche Besitzer fand, daß sie gerade für einen solchen Strauß wie geschaffen war.

Merkwürdig! Die Erinnerung an das traurige Ereignis des Morgens wie an das große künstlerische Erlebnis des Vormittags war den ganzen Tag wie ausgelöscht. Die Erinnerung an die halbe Minute in der Scheune leuchtete in der Seele mit einem Glanz, vor dem alles andere erbleichen mußte. Wenn er die

Gedanken auch einmal auf etwas anderes lenken wollte, sie ließen sich heute nicht kommandieren, sondern kehrten immer wieder an ihren Ausgangspunkt zurück und setzten alles mit diesem in Verbindung.

Wie hatte doch Lehrer Bartels in jener Nacht gesagt? „Laß deine Muse das schlichte Heidekind sein, mit blauen Augen und blonden Zöpfen!“ Nun, Zöpfe trug sie nicht, aber das tat nichts zur Sache. Blond war ihr Haar, herrlich lichtblond. Wie hatte es in dem Sonnenstrahl geleuchtet! Und die Augen waren blau wie das Blümlein Vergißmeinnicht. Und wie es der rechten Musen Weise ist, hatte sie ihren Schützling an der Stätte seiner Arbeit besucht. Schade nur, daß er nichts als ein banales „Verzeihen Sie“ mit ihr hatte austauschen können! — Aber die Muse hatte auch sonst noch etwas gesagt ... Richtig, jetzt fiel es ihm wieder ein. Arnsvaders Bildnis hatte auf sie einen Eindruck gemacht, „als ob es lebte.“ Dies waren ihre eigensten Worte. Das war ja das schmeichelhafteste Urteil, das er sich wünschen konnte. Wenn das Bild lebte, war alles gut. Nun kam freilich bald der altkluge Geselle Verstand darüber und sagte: „Das Mädchen hatte vielleicht außer einigen Neuruppiner Bilderbogen und den Holzschnitten im ‚Daheim‘ kein Werk der bildenden Kunst gesehen, und ihr Urteil ist am Ende nicht mehr Wert, als Frau Dreyers wortselige Bewunderung.“ Aber dem Neunmalweisen wurde diesmal nicht geglaubt. Der Künstler betrachtete sein Werk mit freudigem Stolz und war fest überzeugt, daß es seiner Kunst Ehre machte. Ein spaltenlanger

Leitartikel des geachtetsten Münchener Kunstkritikers hätte heute diese Überzeugung nicht so in ihm befestigen können, als das simple Wort dieses jungen Mädchens.

Er dachte zurück an jene Sonntagnachmittagsstunden im Tannenwald von Wendingbostel, wo er ihre helle, feine Stimme zum erstenmal gehört hatte. Ja, er hatte diese Stimme heute sofort wieder erkannt. Und er dachte an jenen nächtlichen Besuch des Wrieloher Pfarrgartens. Es war ihm, als seien sie alte Bekannte.

Wie nett war es doch, daß die so schnell Entschwundene ihm wenigstens ein Andenken hinterlassen hatte! Und er ging wieder in sein Zimmer, freute sich an dem Strauß und suchte ihn noch gefälliger zu ordnen.

„Wo bleiben Sie denn man bloß?" rief Frau Dreyers Stimme vor der Tür, „die Bratkartoffeln werden ja ganz kalt." Als er in das Gastzimmer trat, fand er dort den Arzt, der soeben von Arnsvader gekommen war. Der alte Herr wohnte in Wendingbostel, und man hatte seiner nicht eher habhaft werden können, da er einen großen Landbezirk zu versorgen hatte. Frau Dreyer fragte ihn eben über Arnsvaders Zustand aus. So erhielt Franz Heim zuverlässige Nachricht über seinen alten Freund. Der Doktor meinte, der Alte habe einen Schlaganfall gehabt, diesen bei seiner guten Natur aber noch einmal überstanden. Er werde sich zunächst wohl noch weiter erholen. Aber über kurz oder lang werde der Anfall wiederkehren und dann dem Leben des alten Mannes ein Ziel setzen.

Dieses Gespräch, dessen Zeuge der Maler war, brachte ihn endlich auf andere Gedanken. Das Bild, das er am Vormittage in der Häuslingsstube geschaut hatte, wurde ihm wieder lebendig. Wenn er es gestalten wollte, durfte er nach den Worten des Arztes keine Zeit verlieren. So beschloß er, gleich am nächsten Morgen die neue Arbeit in Angriff zu nehmen. Noch am Abend traf er die Vorbereitungen, indem er das größte Stück Malleinwand, das in seinem Besitz war, auf einen Holzrahmen spannte. Auch holte er sich ein Dutzend Lichter vom Krämer, um die für das Bild erforderliche Beleuchtung herzustellen.

Am nächsten Morgen begab er sich sofort in das Häuslingshaus und trat an das Bett seines alten Freundes.

„Na, Arnsvader, wo geiht't?" fragte er.

„Oh, ick hemw god slapen und mi all örndtlich verhalt. Man dat Butensitten is nu woll för jümmer vörbi. Ick föhl mi noch bannig swack. Dat deiht mi leed, dat uns Umgang nu ok woll sin Endschaft funnen hett," antwortete der Alte.

„Abers, Vader, dat brukt jo gar nich to wän. Wenn 't em recht is, leist' ick em nu in de Dönzen Gesellschap."

„Dat wör jo bannig fründlich von em und dankenswert. Dat Knütten geiht nich mehr, und do ward de Tied lang."

„Nix to danken," wehrte Heim ab, „ick hemw nämlich min egenen Affichten dorbi. Ick woll hier in de Dönzen girn malen."

„So? Wat denn?"

„De Abendmahlsfier, de hier gistern wän is."

„De Abendmahlsfier? — Dat weet ick nich. — He mutt woll allens malen, wat he mit de Ogen to sehn krigt?"

„Nee, Arnsvader, allens nich. Abers dat het mi gistern so ton Harten spraken, dat ick 't girn up 'n grot, schön Bild bringen möch."

Der Alte hatte noch einige Bedenken, ob das auch wohl recht wäre. Aber es gelang dem anderen, diese zu zerstreuen. So konnte er seine Gerätschaften herbeiholen und die Arbeit beginnen. Er hatte nur wieder die Lichter anzuzünden und konnte dann malen, wie er alles fand.

An Arnsvaders Gesicht malte er am liebsten, wenn Claus Hinnerk, der Großsohn, ihm nach der Schule aus Scrivers Seelenschatz vorlas. Dann lag wieder etwas von jenem Friedensschein auf dem ehrwürdigen Gesicht, der es bei der Abendmahlsfeier verklärt hatte. — Arnsmudder, die noch rüstig auf den Beinen war und die ganze Hausarbeit besorgte, gewährte dem Maler hin und wieder ein Stündchen und verstand sich schließlich auf Zureden des Alten sogar dazu, einige Male ihren Abendmahlsschmuck anzulegen. Die übrigen Glieder der Familie waren nur gelegentlich zu haben. Doch kam es auf diese weniger an, da sie nur als Nebenfiguren auf dem Bilde in Betracht kamen. So fehlte von den Hauptpersonen nur noch der Pastor. Aber deshalb bekümmerte der Maler sich einstweilen nicht sehr. Da würde sich mit der Zeit schon Rat finden, dachte er.

Franz Heim merkte bald, daß er dieses Bild nicht so leicht und gemütlich auf die Leinwand werfen konnte, wie alles das, was er früher gemalt hatte, das eben vollendete Bildnis nicht ausgenommen. Hier galt es, alle Kraft zusammenzunehmen, um das Abbild dem Urbild, das ihm vor der Seele schwebte, nachzubilden. So ging er denn immer mit zusammengepreßten Lippen und ernstem Gesicht an die Arbeit. Dabei geschah es, daß meist eine weihevolle Stimmung auf ihm ruhte. In den besten Augenblicken künstlerischen Schaffens hatte er eine ähnliche Weihe auch wohl schon früher empfunden, aber hier war sie dauernder und zugleich vertieft durch den einzigartigen Gegenstand. Zwar fühlte er oft lebhaft die Unmöglichkeit, dessen geistigen Inhalt durch seine Kunst auszuschöpfen. Aber das drückte ihn weniger nieder, als es ihn anspornte, sein Bestes einzusetzen. Und er hatte das Gefühl, als würden dabei Kräfte in ihm ausgelöst, die er früher kaum in sich geahnt hatte.

Nicht nur auf den Künstler, auch auf den Menschen wirkte diese Arbeit zurück. Er wurde noch ernster und gesammelter, und zugleich noch freundlicher und aufgeschlossener gegen seine Umgebung. Er hatte nicht mehr den finsteren Ernst eines Mannes, der die große Entdeckung gemacht hat, daß es eine Last und Qual ist zu leben. Aus den froherusten Augen blitzte es: Es ist ein ernstes Ding um das Leben, aber eben darum ist's eine Lust, zu leben.

Es war freilich nicht die Arbeit allein, die ihn so froh und so ernst machte. — —

Am Montag hatte Arnsvader den Schlaganfall gehabt. Dienstag hatte Heim die neue Arbeit begonnen.

Am Freitag abend saß dieser in seinem Zimmer auf der Truhe unter dem Fenster und hatte das Neue Testament auf dem Knie. Er las die evangelischen Erzählungen von dem ersten Abendmahl und dazu die Abschiedsworte Jesu nach Johannes, die den Geist jener letzten Stunden so wunderbar spiegeln. Er tat das, weil er glaubte, es würde ihm helfen, daß er sich immer besser in seine Aufgabe einlebte.

Als er die genannten Stücke gelesen hatte, legte er das Büchlein zur Seite, stützte den Kopf in die Hand und ließ seinen Gedanken freien Lauf. Da nahmen sie die Richtung, daß er daran denken mußte, wie er selbst das Abendmahl gefeiert hatte. Er erinnerte sich seines Konfirmationstages. Eine lange und bei der großen Zahl der Konfirmanden ermüdende Feier war voraufgegangen. Dann war er abgespannt und mit einer gewissen Rührung an den Altar getreten. Es war die Zeit gewesen, als er das Elternhaus verlassen und das Gymnasium beziehen mußte. Vor diesem wichtigen Lebensereignis war in seinem Bewußtsein die Konfirmation an Bedeutung weit zurückgetreten. Dann hatten die Eltern ihn noch einige Male mitgenommen, wenn er in den Ferien zu Hause war. Mit des Vaters Tode hatte das aufgehört. Da die Anregung von außen fehlte, ein inneres Bedürfnis nicht vorhanden war, hatte er die fromme Sitte des Elternhauses in der großen Stadt still fallen lassen.

Nun war er ja wieder in der Heide, und in man-

chem hatte er an die alte, heimatliche Art angeknüpft. Da kam ihm nun an diesem Abend der Gedanke, ob er nicht einmal das heilige Mahl, dessen Darstellung sein künstlerisches Ringen galt, auch selbst wieder feiern wollte. Der Gedanke, zunächst abgewiesen, kehrte wieder, und bald wurde er zum Wunsche.

Franz Heim hatte sich jedoch gewöhnt, wie viele einsame Menschen, seine Gedanken und Wünsche einer scharfen Prüfung zu unterziehen. Das tat er auch mit diesem Wunsch und Gedanken, ehe er ihn zum Entschluß werden ließ. War's nur die alte Dorfsitte, die jetzt wieder ihre Macht auf ihn ausübte? Er getraute sich, hierauf mit einem runden Nein zu antworten. Oder war es ein gewisses ästhetisches Interesse, das mit seiner Arbeit irgendwie zusammenhing? Dieses war wohl mitbeteiligt, aber es war doch im letzten Grunde etwas anderes, was jenen Wunsch in ihm lebendig machte.

Den beiden Alten im Häuslingshause hatte die heilige Feier etwas gegeben. Dies unmittelbare Gefühl hatte er in der Stunde der Feier selbst gehabt, und wie ein stilles Nachleuchten hatte es die ganze Woche auf Arnsvaders Antlitz geruht. Das verborgene Innenleben hatte etwas empfangen, das sich freilich wohl nicht in Worte fassen ließ, aber es war da mit segensvoller Gegenwart. Und was Franz Heim an seinem alten Freunde wahrgenommen hatte, das erhoffte er für sich selbst auch. So entschloß er sich, gleich am nächsten Sonntag in der Kirche von Wrieloh, in der er getauft und konfirmiert war, zum Tisch des Herrn

zu gehen. Am Ende einer Woche, in der er ganz in dieser Gedankenwelt gelebt hatte, schien ihm das plötzlich wie natürlich.

Am Sonntag morgen ging Franz Heim froh und ernst den Weg, den er vor einigen Wochen so scheu und traurig gegangen war. Heute schien ihm ja nicht das blasse, wehmütige Licht des Mondes, sondern die freundliche Sonne. Und hell und warm leuchtete sie ihm ins Herz hinein.

Die Beichte begann in Wrieloh um neun Uhr, der Hauptgottesdienst eine Stunde später. Die Bauersleute, die jetzt schon unterwegs waren, mußten demnach Abendmahlsgäste sein. Er sah sie alle familienweise kommen, die Männer mit ihren Frauen, die Eltern mit ihren Kindern. Die ledigen Burschen, die als Knechte auf den Höfen dienten, hatten sich mit Kameraden vereinigt, die Mädchen mit Freundinnen. Nur er ging seinen Weg einsam. Er hatte sich ja gut an die Einsamkeit gewöhnt, aber in dieser Stunde fühlte er sie mit Bitterkeit.

Ehe er in die Kirche ging, trat er an die Gräber seiner Eltern. Lebendig vergegenwärtigte er sich ihr Bild. Da wurde es ihm, als schauten sie ihn still und froh an, und als folgte ihr Segen ihm ins Gotteshaus.

In der alten Kirche war ihm jeder Winkel so vertraut, als ob er sie gestern zum letztenmal gesehen hätte. Das Bild des Gekreuzigten über dem Altar schaute ihn mit dem tiefen Schmerzensblick so bekannt an. Die stämmigen Bronzemänner, die den uralten

schweren Taufstein auf den Schultern hatten und verzweifelte Gesichter dazu machten, hielten ihre Last noch ebenso sicher wie damals, als er in der Kinderlehre Schulter an Schulter mit ihnen saß. Das Rotschwänzchennest schmiegte sich auch noch hoch oben in die Pfeilerecke. Als Junge hatte er manchmal mehr auf das Vögelchen in seinem Nest geachtet als auf die Predigt. — Draußen war alles in ewiger Veränderung. Hier drinnen blieb alles, wie es von der Väter Tagen her war, was auch draußen Mode und Zeitströmung bringen mochte.

Die Beichte und der Hauptgottesdienst nahmen ihren Verlauf, wie Heim es aus seiner Jugend kannte. Den Schluß bildete eine lange Reihe von Abkündigungen. Darauf verließ die große Gemeinde die Kirche. Nur die Abendmahlsgäste blieben. Durch die geöffneten Türen drang wohltuend frische Luft ein. Herr Bartels schritt würdig den Hauptgang entlang und zündete die Altarlichter an. Als er an Franz Heim vorüberkam, nickte er ihm still zu. Nun begann die heilige Feier. Der Pastor intonierte zu sanfter Orgelbegleitung: „Erhebet eure Herzen,“ die Gemeinde antwortete: „Wir haben sie beim Herrn.“ Als die Abendmahlsliturgie beendet war, traten in langen schwarzen Reihen die Männer an den Altar. Dann folgten die Frauen, die älteren in ihrer würdigen Abendmahlstracht, das jüngere Geschlecht unbedeckten Hauptes in einfacher schwarzer Kleidung.

Schon stellte sich die letzte Reihe an den Altar, da kamen noch zwei Damen aus dem Stand, welcher zur

Pfarre gehörte und den ein starker Pfeiler vor Franz Heims Augen verborgen hatte. Er schaute hin, und ein jäher Schreck durchzuckte ihn. Da stand das junge Mädchen unbedeckten Hauptes in schlichtem schwarzen Kleide, in der holden Anmut ihrer Jugend und in dem heiligen Ernst dieser Feierstunde. — Franz Heim hatte nun auf einmal nicht mehr das bittere Gefühl, als ob er allein und einsam mitfeierte.

Der Gottesdienst war beendet, schnell leerte sich die Kirche, während der alte Organist einige Schlußakkorde spielte. Heim blieb noch, um Herrn Bartels zu erwarten. An der Orgeltreppe empfing er ihn. Sie begrüßten sich mit einem herzlichen Händedruck. Als Herr Bartels die Altarlichter gelöscht und die heiligen Geräte herabgenommen hatte, verließen sie das Gotteshaus. Kaum waren sie draußen, da blieb der alte Lehrer stehen, sah den jungen Freund mißbilligend an und sagte: „Endlich läßt du dich mal wieder sehen. Ich dachte schon, du wärest, ohne mir Lebewohl zu sagen, über alle Berge gegangen. Da hörte ich freilich von einem aus Vierhöfen, du seist noch da. Morgen nachmittag wollte ich dich besuchen. Ich habe da doch in der Gegend zu tun. Aber, daß du mich so ganz vergessen würdest, hätte ich nicht gedacht!"

„Na, Herr Bartels," sagte Heim begütigend, „nun schelten Sie man nicht so! Sie haben recht, es war nicht nett von mir, daß ich mich gar nicht um Sie bekümmert habe."

Sie gingen dem Küsterhause zu. „Was macht denn die Kunst?" fragte der alte Herr.

„Sie wollen mich ja morgen besuchen," sagte der Maler. „Dann sollen Sie selbst sehen und urteilen."

Franz Heim aß im Schulhause zu Mittag. Herr Bartels wollte ihn auch für den Nachmittag festhalten. Aber er wollte heute lieber allein sein. Bald nach dem Essen trat er den Heimweg an.

Merkwürdig, sagte er zu sich, als er langsam über die Heide ging, daß sie auch heute gerade zum Abendmahl gehen mußte. Merkwürdiger Zufall! — Zufall? Oder doch vielleicht nicht Zufall? Konnte er mit dem Zufall alles erklären, was er in den letzten Monaten erlebt hatte? War es reiner Zufall, daß in jener dunklen Stunde an der schäumenden Isar die kleinen Schwalben ihm das Lied von der Heimat sangen, das ihn vor dem schrecklichen Schritt bewahrte? Zufall, daß er in jener Nacht, als er sein Heimatdorf besuchte, den alten Lehrer, der sonst im Aufstehen und Zubettgehen die Pünktlichkeit selber war, noch wach traf und von ihm in stiller Nachtstunde neue Aufgaben für seine Kunst und damit die große Wendung für sein Leben empfangen mußte? Nichts als blind tappender Zufall, daß er gerade einem Manne wie dem ehrwürdigen Arnsvader in die Hände fallen mußte, einem der Menschen, die doch so selten sind auf Erden? Und nichts als Zufall sollte es sein, daß er am letzten Montag, in jenem großen Augenblick seines Lebens, die hohe künstlerische Aufgabe empfing, und daß in derselben Stunde ein liebes junges Menschenkind ihm nahe treten mußte, um durch ein unbedeutendes Wort ihm eine Freudigkeit für sein Arbeiten und Streben zu er-

wecken, von der er noch lange zehren konnte? Und daß sie von den vielen Sonntagen des Kirchenjahres gerade an diesem das Abendmahl feiern mußte, um das bittere Gefühl der Vereinsamung von ihm zu nehmen? — Das alles sollte eine Reihe blinder Zufälligkeiten sein? Um das anzunehmen, dazu gehörte ein starker Glaube. Nein, nein! aus Farben, die blind und zufällig auf die Leinwand gegossen werden, wird nie und nimmer ein Kunstwerk, und aus lauter Zufälligkeiten noch weniger das Wunderwerk eines Menschenlebens.

Franz Heim ahnte in diesen Sonntagnachmittagsstunden die allmächtige und gütige Hand, die sein Leben lenkte und regierte. Und diese Ahnung füllte ihn mit Vertrauen und Freude. Er verstand jetzt etwas von dem Wort des alten Lehrers in jener Nacht: „Vertrauen mußt du haben auf etwas, das größer und mächtiger ist, als du selbst bist."

Am folgenden Tage wollte die Arbeit nicht recht vonstatten gehen. Am liebsten hätte der Maler sein Bild genommen und wäre nach Wrieloh gepilgert, um zunächst einmal die Gestalt des Pastors auszuführen. Er schlug sich den Gedanken freilich aus dem Sinn und zwang sich zur Arbeit. Aber am Mittag schabte er alles, was er in den Vormittagsstunden geschafft hatte, wieder von der Leinwand hinweg.

Gegen drei Uhr klopfte es an die Tür der Häuslingsstube, und Herr Bartels trat ein. Er mußte sich ein wenig bücken, als er durch die niedrige Tür trat. Nachdem er den Maler und Arnsvader begrüßt und

sich nach dem Befinden des letzteren erkundigt hatte, stellte er sich vor die Staffelei und sah aufmerksam auf die Leinwand, wobei er den Griff seines Eichenstockes an das Kinn gelegt hatte. Zweimal wiegte er bedächtig das Haupt und machte „Hm". Franz Heim kannte dieses „Hm" von der Schule her. Der alte Mann hatte ein besonderes „Hm", wenn ihm etwas gefiel, und ein anderes, wenn das Gegenteil der Fall war. Dieses „Hm" war von der ersten Art.

Arnsvader nötigte zum Sitzen: „Köfters Vader, nu sett he sick doch dal! Mudder schall gliks 'ne Tass' Koffi bringen." „Nee," wehrte Herr Bartels ab, „besten Dank, düttmal nich. Ick mutt noch wieder. Kortenbur hett 'n Hünengraww upgrawen, so 'n Heidbarg, wo de olen Heiden ünner liegt. De Buren sökt da bloß nah de groten Steen, faken finnt sick aber allerhand anner Tüg, ole Aschenpütt und Biele. Dor will ick tosehn, dat nix verlaren geiht. Franz, willst du mich begleiten?" wandte er sich an den Maler.

Dieser war mit Freuden dazu bereit, und so gingen die beiden über die Heide. An der Seite des Alten, der vornübergebeugt, die Hände auf dem Rücken, den Eichenstab unter dem rechten Arm, weit auslangte, schritt munter und aufrecht mit festem Schritt der Jüngere. Sie hatten beide Augen, um zu sehen. Der Alte hatte zwar meist den Blick gesenkt, aber wenn er ihn von Zeit zu Zeit erhob, lag darin viel gesammelte Kraft, die nicht gafft, sondern schaut. So sahen die beiden mehr als rote Heide und blauen Himmel und weiße Wolken. Sie sahen die zarten Farbenspiele, die

entstehen, wenn die heiße Luft über dem Blütenmeere flimmert, sie entdeckten die einfachen großen Linien der Landschaft. Sie sprachen über die Farben der dämmerigen Ferne, der Fuhrenwälder und Heidehöhen am Horizont, die das alte und das junge Auge etwas verschieden sahen. Plötzlich blieb der Alte stehen, stieß seinen Stock in die Erde, lehnte sich auf ihn und sagte, indem er den jungen Freund froh anschaute: „Franz, ich sehe, daß dir die Augen für unsere schlichte, schöne Heimat aufgegangen sind. Auch an deinem Bilde habe ich das gesehen."

„Ich glaube auch," sagte der andere einfach, „ich habe in der Heimat ganz neue Augen bekommen."

Nun gelangten sie ans Ziel. An dem zerstreuten gelben Sande war die Stelle des ausgeraubten Hünengrabes weithin kenntlich. Sie gingen suchend auf dem Sande hin und her, bis Heim plötzlich sich bückte und ein kunstvoll poliertes und gebohrtes Steinbeil aufhob, das er alsdann dem hocherfreuten alten Herrn überreichte. Weiter fanden sie noch die Scherben einer Urne, und geringe Aschen- und Knochenreste lagen umher.

Auf dem nahen Kortenhofe lud der Bauer gerade ein Fuder Stalldünger auf. Der alte Lehrer ging mit schnellen Schritten auf ihn zu und schalt ihn tüchtig aus: „Wat hett he da nu wedder makt! Dat Graww utröwert, den Aschenputt tweibraken, dütt Biel an de Siet smeten! Dat is rein to dull. In de School ward jo dat jümmer seggt, dat ji düsse ehrwürdigen Tügen ut ole Tieden schonen schöllt!"

Kortenbur, der während dieser Worte seine Holzschuhe notdürftig an der Forke gereinigt hatte, sagte trocken: „Du hest god schnakken, Köster. Ick harr de Steen för den Grund in min neen Swienstall nödig. Se paßten famost. De olen Heiden hewwt se all öllich trecht haut.“ Dann spuckte er in die Hände und lud eine doppelte Last Dünger auf die Forke, um die durch den Dröhnschnack des Küsters verlorene Zeit wieder einzubringen, während die beiden Besucher den Rückweg antraten. De Schoolmesters, dachte Kortenbur, hewwt nix to dohn. Dorbi kamt se up allerhand Grappen, för de 'n düchtigen Keerl keen Tied öwer hett.

Es war ein wunderschöner Sommerabend, und Franz Heim begleitete seinen alten Freund noch über Vierhöfen hinaus. Sie gingen jetzt meist schweigend nebeneinander und freuten sich des stillen Abends. So waren sie in die Nähe der Hünengräber gekommen. Es bildeten deren neun einen Kreis, und ein größeres lag in der Mitte. Heim hatte den Ort, der ihm durch die blaue Heide lieb geworden war, in den Abendstunden öfters besucht und diese auch gefunden. „Wissen Sie auch, Herr Bartels,“ so brach er jetzt das Schweigen, „daß dort an den Hügeln die Heide blau blüht?“ „Gewiß,“ entgegnete dieser lebhaft, „die blaue Heide ist eine große Seltenheit, und hier knüpft sich an sie noch eine alte Sage. Willst du sie hören?“

„Ja, bitte“, sagte der Maler.

„Dann setzen wir uns dort auf einen der Grabhügel. Es ist ein selten schöner Abend, und ich habe

noch gar keine Lust, in mein einsames Haus zurückzugehen."

Sie setzten sich auf die Höhe des Grabes in der Mitte und schauten von der blühenden Schlummerstätte alter Helden in das blühende Land hinaus. Herr Bartels hatte die Streitaxt auf den Eichenstab gesteckt und quer über seine Knie gelegt. Eine Weile schwieg er und blickte wie verloren ins Unendliche. Dann begann er zu erzählen, mit schlichten Worten und in ruhigem Tone.

„Es war vor Zeiten ein junger Sachsenheld, der wohnte dort hinter jenen Höhen unter hohen Eichen auf ererbter Hofstelle. Den rief des Wisenthornes Kriegsruf zu blutigem Streit, die Heimat und den Herd zu schützen. Aus den Gehöften kamen die wehrhaften Männer, dem Feinde zu begegnen, und riefen: Heil unserem Herzog! Da hing sich an den jungen starken Helden das junge blühende Weib, das vor einem Mond ihm zu eigen geworden. Sie umschlang sein stolzes Haupt mit ihrem flachsgelben Haar und sagte: ‚Wotan segne deine Waffen, Freia schütze unsere Liebe!' Er aber riß sich los und führte die Männer zu blutigem Kampf. Hier auf der Vierhöfener Heide krachten die Speere und klirrten die Schilde, und viel rotes Blut troff auf die roten Heideblüten. Der Feind war überstark. — — Drüben hinter den blauen Wäldern saß an der Hofmauer das junge Weib, wand einen Heidekranz für des Siegers Stirn und spähte über die weite Heide nach dem Geliebten. Vergeblich, kein Sieger kam und kein Siegesbote. Wohl

aber zogen heiser krächzende Rabenschwärme westwärts. Da erbebte sie, wie die von tödlichem Axthieb getroffene Tanne, und eilte schnellen Fußes den Unglücksvögeln nach. Und als es Abend wurde, fand sie den Geliebten, die Todeswunde in der Brust und den zerbrochenen Schild zur Seite. Er lag hier bei den uralten Grabmalen eines vergangenen Heldengeschlechts. Da brach sie über ihm im roten Heidekraut zusammen. — — Schauerlich hallte das Geheul hungriger Wölfe durch die Nacht. Davon erwachte sie. Mit des Gatten Speer durchbohrte sie den frechsten der Räuber, der sich nahe herangewagt hatte, und hielt treue Leichenwacht bei ihrem verlorenen Glück. Als es Tag wurde, sammelte sie dürres Holz und harzige Tannenzweige und schichtete den Scheiterhaufen. Darauf bettete sie den geliebten Toten. Und als es wieder Abend wurde, lohten die Flammen zum Himmel empor und leuchteten die ganze Nacht. Dazu klang die Totenklage des treuen Weibes und das wilde Geheul der Wölfe. Und als es wieder Morgen wurde, begann sie, über der Asche diesen Grabhügel zu richten, inmitten des Kranzes der alten Heldengräber. Tage und Wochen arbeitete sie mit der Heldenkraft treuer Liebe. Und als der Hügel die anderen alle überragte, da war ihre Kraft erschöpft, und sie hauchte ihre treue Seele aus. — — Als aber die Heide im nächsten Jahre sich mit Blüten schmückte, trug sie auf diesem Opferplatz der Treue blaue Blüten. Und mit dieser Farbe der Treue schmückt sie sich noch heute mit jedem neuen Jahre. — Vor fünfzig Jahren noch schlichen in

stillen Augustnächten die ledigen Burschen hierher und pflückten ihren Liebsten einen Strauß blauer und roter Heide. Dann mußten sie ihnen treu und hold bleiben. Das hat heute wohl aufgehört. Das jetzige Geschlecht ist dafür zu nüchtern," schloß der alte Erzähler wehmütig.

Er schwieg und schaute sinnend in die Ferne, wo eben die Sonne rotglühend in das Heidemeer tauchte. Seine Gedanken waren in der Vergangenheit. — Der Jüngere an seiner Seite aber pflückte und ordnete liebevoll einen Strauß blauer Heide, die eben jetzt in schönster Blüte stand. In seinen Augen war ein stilles, gegenwartsfrohes Leuchten. Endlich hatte der Strauß die gewünschte Form, und Heim band ihn mit einem Ginsterzweig zusammen. „Guck einer an," meinte Herr Bartels, der ihm schon eine Weile zugesehen hatte, „da hast du ja ein allerliebstes Blauheidesträußchen. Schade nur, daß du niemand hast, dem du ihn schenken kannst."

„Aber Herr Bartels, man kann sich doch auch selbst über so etwas Hübsches freuen," meinte der Maler, indem er den Strauß von sich hielt und ihn liebevoll betrachtete.

Der alte Lehrer war aufgestanden. Hoch ragte seine Gestalt auf dem Grabhügel, und seine hellen Augen schauten nach der klar untergehenden Sonne. „Ich glaube," sagte er, „das Wetter bleibt gut für unser Missionsfest am Mittwoch. Du hast ja gestern gehört, wie unser Herr Pastor dazu eingeladen hat. Du kommst doch auch? Es ist immer ein schönes Fest."

„Wahrscheinlich nicht,“ meinte der Maler. „Ich muß mal wieder tüchtig fleißig sein.“

„Na, den Tag gönne dir man mal!“ entgegnete der alte Herr. „Ich erwarte dich. Nun will ich aber machen, daß ich nach Hause komme. Die Sonne ist schon zu Bett gegangen. Leb wohl! Auf Wiedersehen übermorgen!“

„Oder auch nicht! Kommen Sie gut nach Hause!“

Sie trennten sich. Jeder trug froh seine Beute heim, der eine die gefundene Streitaxt, der andere den blühenden Heidestrauß.

Als Franz Heim nach Hause kam, überreichte Frau Dreyer ihm einen Brief. „Er kommt aus Wrieloh,“ sagte sie. „Ich glaube, der Herr Pastor hat ihn geschrieben. Dem seine Handschrift kenne ich so ziemlich. Er schreibt öfters an unseren Lehrer.“ Heim nahm ihr den Brief hastig aus der Hand und eilte auf sein Zimmer, den Umschlag unterwegs erbrechend. Indem er sich weit aus dem Fenster lehnte, konnte er die klare, feste Schrift trotz der hereinbrechenden Dämmerung noch lesen. Der Brief lautete:

Wrieloh, 5. Aug. 1887.

Sehr geehrter Herr Heim!

Gestern nachmittag erfuhr ich zufällig von unserem alten Lehrer, Herrn Bartels, daß der Sohn meines Vorgängers im hiesigen Pfarramte seit Wochen in meiner Gemeinde weilt. Es wäre uns sehr lieb gewesen, wenn Sie uns die Ehre Ihres Besuches schon früher einmal geschenkt hätten.

Ich möchte mir nun erlauben — auf dem Lande nehmen wir die Form nicht so genau —, Ihnen meinerseits einen Anstoß zu geben, das Versäumte baldigst nachzuholen, und so möchte ich Sie bitten, am nächsten Mittwoch, also übermorgen, unser Gast zu sein. Wir feiern dann unser diesjähriges Missionsfest, und Sie erinnern sich wohl noch aus Ihrer Jugend, welch ein Fest das für das Pfarrhaus von Wrieloh ist. Sie würden da die Freunde Ihres Elternhauses, die sich Ihrer Familie noch oft und gern erinnern, fast vollzählig treffen, und diese würden sich gewiß sehr freuen, Sie wiederzusehen. Was unser Missionsfest zur Zeit Ihres verewigten Herrn Vaters war, ein Stelldichein für die Pastorenfamilien der Inspektion, ist es bis auf den heutigen Tag geblieben.

Einer freundlichen Zusage entgegensehend

ergebenst

Fr. Werner, Pastor.

Franz Heim las den Brief noch zweimal Wort für Wort, dann setzte er sich hin und schrieb folgende Antwort:

Vierhöfen, den 5. Aug. 1887.

Sehr geehrter Herr Pastor!

Ihre liebenswürdige Einladung hat mich sehr erfreut, und ich nehme mit herzlichem Danke an. Sie geben mir damit zugleich erwünschte Gelegenheit, eine Pflicht, die ich als Ihr Gemeindeglied und als Sohn Ihres Amtsvorgängers wohl hatte, der ich aber bislang leider noch nicht nachgekommen bin, endlich

zu erfüllen. Ich danke Ihnen für Ihre Freundlichkeit und bitte wegen meiner Saumseligkeit um Entschuldigung.

Ihr sehr ergebener

Franz Heim.

Er wachte persönlich darüber, daß der Brief noch am Abend mit der Post fortkam. Es war nichts Seltenes, daß die Briefe in Vierhöfen einen Tag oder zwei liegenblieben. Snarsbur hatte hinter seinen Bierflaschen von dem Geist, den Stephan in das Postwesen gebracht hatte, kaum einen Hauch verspürt.

Am folgenden Dienstag ruhte die Malerei fast ganz. Es fehlte die innere Ruhe und Sammlung. Die Gedanken spazierten schon immer ins Pfarrhaus von Wrieloh.

Es war Mittwoch morgen — vom Turm hatte es eben vier geschlagen —, da zog der Pfarrherr von Wrieloh den Fenstervorhang seines Schlafzimmers in die Höhe und schaute durch das offene Fenster nach dem jungen Morgen. Der lachte ihn übermütig an aus Millionen blitzender Tautropfen, die an Busch und Baum und Gras, an den sich rötenden Backen der Äpfel und an den reifenden Pflaumen hingen und wie Diamanten funkelten. Einigemal atmete er mit tiefen Zügen die balsamische Morgenluft, dann suchte er wieder sein Bett auf. „Na," fragte seine Eheliebste, die der große Tag auch schon früh geweckt hatte, „wie schaut das Wetter?" „Es wird, will's Gott, ein herrlicher Tag. Dieses Mal fällt unser Fest nicht ins Wasser wie voriges Mal. Sollst man sehen, wir bekommen starken Besuch." — Schlaf kam den beiden nicht wieder in die Augen. Er sann darüber nach, was er der Festgemeinde zur Begrüßung und zur Eröffnung des Festes sagen wollte. S i e rechnete nach, wie viele Mittagsgäste sie mit ihren Vorräten sättigen könnte, und zählte die zu erwartenden Gäste an den Fingern auf. Wenn sie zu der gefundenen Zahl auch zehn addierte, so reichte es immer noch.

Gegen neun Uhr begannen die Wagen in das Dorf zu rollen. Grüne Kastenwagen wechselten mit birkengeschmückten, dichtbesetzten Leiterwagen, und zuweilen wurden diese von einem auf Federn laufenden vor-

nehmeren Gefährt überholt. Dazwischen bewegten sich die langen schwarzen Reihen der Fußgänger, die entsetzt auseinanderstoben, wenn ein Radfahrer auf halsbrecherischem Hochrad mit übereifrigem Klingeln dahergerast kam. Es waren erst wenige Räder in der Gegend, und die glücklichen Besitzer, meist Söhne der größeren Bauern, wollten durch unaufhörliches Klingeln und wildes Treten den Kutschern und Fußgängern klarmachen, daß ihnen die Chaussee und die Zukunft gehörte, und daß die anderen auf der Landstraße nur geduldet werden könnten, wenn sie sich schickten. Dafür flogen ihnen grobe Verwünschungen nach, und als ein ungeschickter Radler mit seinem Stahlroß stürzte, gönnten die meisten es ihm. Nur die alten gutherzigen Mütter kreischten vor Schreck auf. Sie begriffen nicht, wie ein junger Mensch seine gesunden Knochen so riskieren konnte, und noch viel weniger, wie es möglich war, daß so ein Ding auf zwei Rädern lief.

Vor der Einfahrt zum Pfarrhause standen die Pastorenjungens Hans und Fritz, um es sofort zu melden, wenn ein Wagen von der Hauptstraße des Dorfes in den sandigen Kirchweg, an dem das Pfarrhaus lag, abbog. Diesen Beobachtungsposten hatten sie freiwillig übernommen. Sie wußten von früheren Jahren her, daß sie sich bei diesem Dienst nicht schlecht standen; denn nicht leicht vergaß eine Pfarrfrau, den guten Jungen eine Tafel Schokolade oder Bonbons mitzubringen. Vor der Einfahrt brachten sie sich den Ankommenden durch höfliches Mützenschwenken gleich

in Erinnerung und empfingen den süßen Lohn aus erster Hand. So wurde verhindert, daß die Mutter die Dinge in die Hand bekam, die mit Rücksicht auf den Magen ihrer Lieblinge immer alles „aufbewahren“ wollte.

Nun biegt das erste Gefährt von der Hauptstraße ab. Hans und Fritz haben es sofort erkannt, stürzen ins Haus und rufen atemlos: „Beermanns kommen!“ Als der Hausherr und die Hausfrau vor die Tür treten, um die Gäste zu empfangen, fährt eben eine altersgraue, wackelige, quiekende und knarrende Pastorenkutsche vor. Nach einigen Anstrengungen von außen und innen gelingt es, den verrosteten Schlag zu öffnen. Zunächst werden verschiedene Decken und Fußsäcke sichtbar, dann entwickelt sich aus dem altertümlichen Gefährt ein stattliches Pfarrehepaar, ebenfalls etwas altertümlich. Auch als die Hüllen und Decken in die Tiefe des Wagens zurückgesunken sind, ist der alte Herr noch immer durch eine warme Schirmmütze und durch einen soliden Überzieher gegen die Tücke und Unbilden der Witterung geschützt. Der Herr hat eine sehr kleine Gemeinde und keine Kinder. So hat er viel an sich denken können, und dabei hat sich eine unheimliche Furcht vor Erkältung bei ihm herausgebildet, gegen die er wie seine liebe Frau Warmanziehen für das beste Vorbeugungsmittel hält. Die natürliche Folge ist, daß sie in den Wintermonaten um die Wette husten und dem Apotheker des Kreisstädtchens viel zu verdienen geben.

Kaum hat sich das stattliche Paar an dem bereit-

stehenden Frühstückstisch niedergelassen, so stürmen die beiden Jungen, diesmal Fritz voran, wieder in die Stube und melden: „Supperdents kommen!" Die Eltern eilen zur Begrüßung. Holla, das ist ein anderes Gefährt! Ein eleganter Landauer, der dem Städtchen, dem Sitz eines königlichen Landrats und eines hochwürdigen Superintendenten, alle Ehre macht, kommt in frischem Trab um die Ecke. Und was für ein munteres Leben bringt dieser Wagen mit! Vom Bock springen drei lustige Jungens, die droben den dicken Kutscher in qualvolle Enge getrieben haben, und hinten aus dem Wagen trippeln und klettern vier flachshaarige Mädchen, welche die Pastorsleute mit niedlichen Knixen begrüßen. Frau Superintendent, eine freundliche, liebenswürdige Dame, entschuldigt sich, daß sie mit allen ihren Trabanten das Haus überfällt. Aber Frau Pastorin meint: „Das freut uns herzlich. Wir haben Platz genug. Nun haben doch auch unsere Jungens ihre Gäste."

Wieder das Rollen eines Wagens. Diesmal meldet Grete die Ankunft neuer Gäste. Hans und Fritz haben Wichtigeres zu tun. Schnell ist die alte Freundschaft mit Superintendents Kindern erneuert, und eben zeigen sie ihnen die Kaninchen und das Eichhörnchen, das zur Begrüßung der Gäste munter seine Trommel dreht, und Hans, die zahme Dohle, die die kleine Gesellschaft aus ihren hellblauen Augen listig anschaut und mit einem lustigen „Djark" willkommen heißt. Die Stadtkinder fühlen etwas wie Neid auf die Freunde im Dorf. Eine solche lustige Menagerie haben sie nicht.

— Die Ankömmlinge, Pastor Bröker und Frau mit zwei erwachsenen Töchtern, werden zu den andern geführt. Es sind treue, einfache Leute, in der ganzen Inspektion wohlgelitten.

Noch einige Wagen kommen. Dann folgt ein Radfahrer, von der Kinderschar, die sich inzwischen wieder vor dem Hause versammelt hat, mit großen Augen angestaunt. Gewandt springt ein junger Mann von dem Hochrade, den Kindern fröhlich guten Tag wünschend. Es ist der Pastor Fredrich, der erst vor einem Vierteljahr in der Gemeinde Prelle eingeführt ist. Einige der älteren Herren sind etwas mißtrauisch gegen ihn. Man kann doch nie wissen, was so ein junger Mensch, der noch vor drei Jahren in Göttingen studierte, alles in sein Amt und in den Kreis der würdigen Amtsbrüder mitbringt. Nun war es auf der letzten Konferenz vorgekommen, daß „der junge Mensch" in der Auslegung einer schwierigen Bibelstelle anderer Meinung gewesen war als die Mehrzahl der älteren Herren. Und da hatte Pastor Beermann sich in seinen Sessel zurückgelehnt und großartig gesagt, indem er ihn so von oben herab anschaute: „Herr Amtsbruder, Sie haben einen anderen Geist als wir." Seine Bauern haben aber von dem bösen anderen Geist nichts gemerkt. Daß ihr neuer Pastor jung und frisch ist und mit hellen Augen ins Leben schaut, haben sie gern.

Pastor Fredrich hat noch keinen Ring am Finger. Deshalb teilen einige Pastorfrauen, die mit heiratsfähigen Töchtern gesegnet sind, weniger das Miß-

trauen ihrer Eheherren und sind recht freundlich gegen ihn.

Endlich kommt auch unser Maler auf das Pfarrhaus zugeschritten. In der Hand trägt er den Strauß blauer Heide, den er am Montag abend nach der Erzählung des alten Lehrers bei den Hünengräbern gepflückt hat. Im Pfarrhause lieben sie ja diese Blumen, und der Strauß, den vor Wochen die Tochter aus Vierhöfen mitgebracht hat, ist wahrscheinlich schon recht trocken und welk geworden. Da will er nun Ersatz bringen.

Es war ihm ein eigenes Gefühl, als er nach sechs langen Jahren nun die wohlbekannte blanke Türklinke wieder in der Hand fühlte. Aber es war keine Zeit, solchen Erinnerungen nachzuhängen. Auf dem Hausflur trat ihm eine Dame entgegen, in welcher er sofort die Frau Pastorin erkannte. Indem er sich verneigte, nannte er seinen Namen, dankte für die Einladung und wurde herzlich willkommen geheißen.

Er bemerkte den fragenden Blick der Dame auf seinen Heidestrauß. Da sagte er, ein wenig errötend und verlegen: „Durch einen merkwürdigen Zufall weiß ich, daß Sie, Frau Pastorin, eine Freundin unserer blauen Vierhöfener Heide sind. Ich habe mir deshalb erlaubt, da diese jetzt eben in herrlichster Blüte steht, Ihnen einen Strauß mitzubringen."

„Das ist sehr freundlich und aufmerksam von Ihnen. Ich danke sehr. Der allerliebste Strauß soll helfen, unser Fest zu schmücken," antwortete Frau Pastorin, indem sie diesen entgegennahm.

In diesem Augenblicke wurde sie in die Küche gerufen. „Grete!“ rief sie.

Die Tochter war sogleich zur Stelle.

„Meine Tochter — Herr Kunstmaler Heim,“ stellte sie vor. „Grete, stelle diesen schönen Strauß, den der Herr Maler uns mitbringt, in die blaue Vase und führe den Herrn zu unseren Gästen! Ich bitte, mich einen Augenblick zu entschuldigen.“

Als Franz Heim in das Besuchszimmer trat, sah er viele wohlbekannte Gesichter auf sich gerichtet und fühlte seine Hand von alten Freunden kräftig geschüttelt. Es dauerte eine geraume Weile, bis die Gesellschaft wieder zur Ruhe kam. Als man endlich wieder Platz genommen hatte, fand er sich an der Seite des alten Pastors Beermann, der ein geordnetes Gespräch, etwas salbungsvoll, begann: „Also, Maler sind Sie geworden, mein lieber junger Freund. Ich erinnere mich, daß Sie schon als Knabe gute Anlagen dazu verrieten. Ihr seliger Vater zeigte mir einmal recht hübsche Sachen von Ihrer Hand. Ich will nur hoffen, daß Sie sich der idealistischen Richtung angeschlossen haben, der Kunstrichtung, die unsere Herzen erhebt und adelt. Es gibt ja eine moderne Kunst, das heißt, sie nennt sich Kunst, diese Klexerei, die von dem in unserer Zeit herrschenden Geist des Materialismus angefressen ist, die nicht das Erhabene und Schöne, sondern das Kleine, Gewöhnliche, Alltägliche der Natur abkonterfeit, zum Beispiel den Hahn auf dem Misthaufen, oder so ein altes Moorloch, und überhaupt Dinge, die man tagtäglich sieht und welche die

Farbe nicht wert sind, die an sie verschwendet wird.“ Franz Heim hatte keine Lust, mit dem alten Herrn, dessen Überzeugung von der eigenen Unfehlbarkeit er kannte, ein unfruchtbares Gespräch über die Aufgaben der Kunst zu führen. Er sagte ausweichend: „Ich male, Herr Pastor, was mir Freude macht und was ich schön finde.“

Der weiteren Unterhaltung über diesen Gegenstand machten die Posaunenklänge ein Ende, die vom Kirchplatz her durch die geöffneten Fenster hereindrangen. Herrn Bartels' Chor blies, am Fuß des Kirchturms stehend: „Das ist der Tag des Herrn.“ Der alte Lehrer hatte lange geschwankt, ob er es wagen dürfte, dieses neu eingeübte Stück — mit so schweren Aufgaben hatte der Chor es noch nicht versucht — spielen zu lassen. Nun ging es doch ganz gut. Auch die Zuhörer im Pfarrhause waren zufrieden. Nur Pastor Beermann meinte, der Einsatz hätte reiner sein können, und das Pianissimo zarter. Er hatte früher vergeblich den Versuch gemacht, in seiner Gemeinde einen derartigen Chor ins Leben zu rufen, und war deshalb ein strenger Richter über die Chöre seiner Amtsbrüder, die hierin glücklicher gewesen waren.

Als die Posaunen schwiegen, läuteten wie an den hohen Festtagen alle drei Glocken. Es war freilich nicht mehr nötig, daß sie die Gemeinde zusammenriefen. Die füllte schon die geräumige Kirche von den letzten Ecken des Schiffes bis auf die höchsten Höhen der zweiten Empore, wo Leute mit Gardemaß sich hüten mußten, daß sie nicht mit dem Kopf an die

platte Decke stießen. Für die Gäste des Pfarrhauses mußten die Jungens Stühle in die Kirche tragen und auf den Chorraum vor den Altar stellen, damit sie überhaupt ein Sitzplätzchen bekamen. Mehr als tausend neugierige Blicke waren auf sie gerichtet, als sie in langem Zuge, fast wie eine Prozession, sich an ihre Plätze begaben.

Nun begann der Festgottesdienst. Den brausenden Gesang der großen Gemeinde begleitete abwechselnd die Orgel und der Posaunenchor. Nach der Liturgie und einer kurzen Ansprache des Ortspfarrers hielt der Superintendent die Hauptpredigt.

Gegen Mittag strömte die Menge aus der Kirche und fiel wie ein Heuschreckenschwarm in das Dorf. Wer einen Gastfreund hatte, kehrte bei diesem ein. Die Mehrzahl zog in die Wirtschaften, wo die langen Tische schon gedeckt waren. Auch der geräumige Konfirmandensaal des Pfarrhauses war bald gefüllt. Aus der Kirche brachte der Pastor seinen Kirchenvorsteher und Lehrer mit, und Frau Pastorin hatte unterwegs noch einige aufgegriffen, die es so eingerichtet hatten, daß sie mit ihr zusammentreffen mußten, weil sie ganz ohne Einladung nicht ins Pfarrhaus kommen mochten. An die vierzig wurden in dem gastlichen Pfarrhause gesättigt.

Gegen zwei Uhr stimmten die Posaunen vor dem Pfarrhause eine muntere Marschweise an. Das war das Zeichen, daß man sich zum Aufbruch bereit machen sollte. Der Pfarrhof und die Straße waren schwarz von Menschen, die alle unter den Klängen der Musik

zum Festplatz hinausziehen wollten. Nur die Alten, die nicht so schnell mitkommen konnten, und die Schwerhörigen, die einen Platz auf den ersten Bänken wünschten, waren schon voraufgegangen.

Herr Bartels zählte wieder eins, zwei, drei, vier. Auf vier erklang die frische Weise: Geh' aus, mein Herz, und suche Freud' in dieser schönen Sommerzeit. Die Leute setzten sich in Bewegung, wie ein jeder gerade ging und stand. Als die Spitze des Zuges schon über die Werlebrücke marschierte, waren die letzten noch beim Pfarrhause.

Heim hatte Grete Werner bislang nur ganz flüchtig gesehen. Heute erinnerte sie ihn so gar nicht an eine Muse, sondern war ganz die unermüdliche Schaffnerin, die für alles ein Auge hatte und überall zur Stelle war, wo etwas fehlte. Mit Bewunderung hatte er sie dabei still beobachtet. Nach dem Mittagessen war ihm im Garten eine Tasse Kaffee von ihr gereicht worden. Dabei hatte er sie anreden wollen, aber ehe er die passenden Worte fand, war sie mit dem Servierbrett schon beim Nächsten. Als er sich nun in den Festzug einstellte, sah er ihr helles Kleid und ihr blondes Haar etwa zehn Schritt vor sich schimmern. Er drängte sich sanft vorwärts, um ihr näher zu kommen. Da sah er, daß der junge Pastor Fredrich ihr zur Seite ging, und daß die beiden ein lebhaftes Gespräch miteinander führten. Ärgerlich hemmte er seinen Schritt und trat der Bauerfrau, an der er sich eben vorbeigeschoben hatte, auf die Zehen. Als er um Entschuldigung bittend, sich umwandte, meinte sie

giftig: „He mutt henkieken, wo he henpeddet.“ Er schaute wieder nach dem Paare da vorne. Da kam der Zufall ihm zu Hilfe. Pastor Fredrich wurde von seinem beredtesten Kirchenvorsteher, der ihn notwendig sprechen mußte, am Rockärmel gefaßt und von seiner Begleiterin getrennt. Heim glaubte zu bemerken, wie unlieb diese Störung ihm war. Das junge Mädchen ging schneller, um ihren Freundinnen nachzukommen, die etwas voraus waren. Aber er beschleunigte seine Schritte noch mehr und gelangte an ihre Seite, ehe sie den Anschluß nach vorn erreichen konnte.

„Nun, Fräulein Werner, was macht die blaue Heide, die Sie damals aus Vierhöfen geholt haben?“

„Ach so — die ist recht trocken geworden. Es ist freundlich von Ihnen, daß sie welche wieder mitgebracht haben, Mutter liebt sie so sehr, und ich auch. — Was macht denn Ihr Bild von Arnsvader? Sie haben mich furchtbar erschreckt, als Sie da so plötzlich, wie aus dem Boden gewachsen, hinter mir standen.“

„Ich muß noch einmal um Verzeihung bitten. Sie liefen mir so schnell weg, daß ich damals mit meiner Bitte nicht zu Ende kam. Es tut mir sehr leid, daß ich Sie, ohne es zu wollen, so überrascht und erschreckt habe ... Oder, wenn ich die Wahrheit sagen soll — es tut mir gar nicht leid. Es freut mich sehr.“

Sie sah ihn fragend an. „Das ist ja ein merkwürdiger Widerspruch. Wie wollen Sie den lösen?“

„Nun, sehen Sie, ich malte seit Wochen so einsam für mich hin, und niemand sagte mir, welchen Eindruck mein Bild auf einen empfänglichen Beschauer machte.

Und das kann doch für den Künstler von großem Wert sein. Auf die dicken Schmeicheleien, die Frau Dreyer mir sagte — Sie kennen die vortreffliche Frau gewiß auch — konnte ich natürlich nichts geben. Da überraschte ich Sie vor meinem Gemälde und hörte, wie Sie so vor sich hin sagten: ‚Als ob es lebte.‘ Wie es mir schien, machte das Bild Eindruck auf Sie, und das war mir sehr lieb. Daß ich Sie so erschreckt habe, tut mir darum in meinem Interesse gar nicht leid."

Seine Begleiterin lachte hell auf. „Meinen Sie denn, ich hätte eine Ahnung davon, wie man Bilder beurteilt? Ich habe ja in meinem Leben kaum welche gesehen. Bloß im Landesmuseum in Hannover bin ich mal gewesen. Ich verstehe von der Kunst nicht mehr, als Sie von der Küche."

„Sagen Sie das nicht, Fräulein Werner," versetzte der Maler, „wie sagt doch der Schäfer in dem Gedicht: Der Kaiser und der Abt? ‚Was ihr Gelehrten für Geld nicht erwerbt, das hab' ich von meiner Frau Mutter geerbt.‘ Es gibt Sonntagskinder, denen ist ein heller, klarer Blick angeboren, und sie haben's gar nicht nötig, sich anderer Leute Brille aufzusetzen, um zum Beispiel in der Kunst, die ja etwas allgemein Menschliches ist, klar zu sehen. Vielleicht gehören Sie auch zu diesen. Jedenfalls habe ich mir das eingeredet, weil es mir Freude machte, und ich habe Ihr Urteil genommen, als ob es aus dem Munde des gewiegtesten Kunstkenners käme. Und es hat mir bei meiner weiteren Arbeit geholfen."

Sie sah ihn lustig an und meinte lachend: „Sie

meinten erst, Frau Dreyer könnte gut schmeicheln. Sie verstehen's aber auch nicht schlecht."

Er blickte ihr ernst in die schalkhaften Augen und sagte: „Nein, Fräulein Werner, ich sage Ihnen wirklich keine faden Schmeicheleien. Ihr freundliches Urteil hat mir nicht nur Freude gemacht in jener flüchtigen Stunde, es hilft mir auch bei der großen Aufgabe, die ich jetzt unter den Händen habe, und die alle meine Kraft in Anspruch nimmt. Sie mögen es glauben oder nicht!"

Sie lachte jetzt nicht mehr, sondern blickte scheu von der Seite in sein ernstes Gesicht. Eine Weile gingen sie schweigend nebeneinander. Endlich fragte sie schüchtern: „Was malen Sie denn jetzt?"

„Ich male, wie Arnsvader sein letztes Abendmahl feiert."

„Auf den Gedanken sind sie wohl gekommen, als Vater neulich in Vierhöfen war?" fragte sie.

„Ja," antwortete er. „Ich war bei der Feier zugegen, und plötzlich kam es wie ein Zwang über mich, daß ich sie malen m u ß t e."

Sie blickte nachdenklich vor sich hin und sagte leise: „Ich kann mir wohl denken, daß dieser Gegenstand einen Maler fesseln kann."

„Ich habe niemals mit solcher Lust und Freudigkeit gearbeitet," sagte Heim mit großer Wärme. „Es ist fast, als ob man bei solcher Arbeit ein anderer Mensch würde."

Seine Begleiterin schaute umher, um zu sehen, wie weit sie noch vom Ziele wären. Sie wußte nicht recht,

sollte sie es nahe oder fern wünschen. Da die Menge der Festbesucher sich nur langsam vorwärts bewegte, hatten sie immerhin noch einen Weg von einigen Minuten vor sich. Es war ihr nicht unlieb. „Wie weit sind Sie denn jetzt mit Ihrem neuen Bilde?“ fragte sie.

„In grober Skizze ist das Bild entworfen. Augenblicklich stehe ich bei der Ausführung der Hauptperson. Es ist Arnsvader in seiner Butze.“

„Entschuldigen Sie mal eine dumme Frage! Malen Sie die einzelnen Personen aus dem Gedächtnis, oder wie machen Sie das?“ fragte sie. „Ich weiß wirklich von diesen Dingen gar nichts,“ fügte sie hinzu.

Heim antwortete: „Ich gehe mit meinen Siebensachen zu meinem alten Freund, zünde Lichter an und male so nach dem Leben. In Arnsvaders Dönze hole ich sie mir alle zusammen. Das geht ja leicht mit allen, nur nicht mit einer Hauptperson, die unmöglich fehlen darf.“

„So —, Sie meinen wohl den Pastor?“ fragte sie.

„Ja —, sollte wohl Ihr Herr Vater später die Freundlichkeit haben, mir einige Stunden zu schenken?“ fragte der Maler.

„Das weiß ich nicht,“ sagte sie nachdenklich. „Vielleicht ist es ihm unangenehm, sich auf ein Bild malen zu lassen.“

„Nun, er würde es schon tun, wenn die Tochter ein gutes Wort dafür einlegen wollte.“ Er sah sie schelmisch an. Sie erwiderte den Blick und meinte: „Wir können ja später sehen. Jetzt ist's ja wohl noch nicht nötig. Aber versprechen tue ich nichts.“

Nun mündete der Menschenstrom in das Gehölz und ergoß sich über die Bänke. Das junge Mädchen sagte schnell: „Entschuldigen Sie, ich habe mit Mutter noch etwas für nachher zu besprechen," und war in dem Gewoge verschwunden. Die langen Sitzreihen waren schnell besetzt. Franz Heim ließ sich auf dem schwellenden Moosteppich nieder und lehnte den Rücken an einen Eichenstamm. Und nun nahm das Fest in dem herrlichen Waldesdom seinen Verlauf. Die Posaunen bliesen von einem birkengeschmückten Leiterwagen herab, die Gemeinde, die sich seit dem Vormittag fast verdreifacht hatte, sang, ein Pastor, den man wegen seiner volkstümlichen Art für solche Feste im Freien besonders schätzte, hielt eine Predigt, ein Hermannsburger Missionar aus Südafrika, der zur Erholung in der Heimat weilte, erzählte von seiner Arbeit drüben im schwarzen Erdteil. Endlich sprach Pastor Werner ein kurzes Schlußwort und entließ die Tausende mit warmen Segenswünschen und einem: Auf Wiedersehen im nächsten Jahre! Die Kirchenvorsteher stellten sich mit blanken Zinntellern an die Ausgänge, und der Festplatz leerte sich nach und nach, während der Posaunenchor den Heimziehenden Grüße nachsandte. Ein sanfter Lufthauch trug die Weisen schöner geistlicher Volkslieder durch den Wald und über Feld und Heide. Das war das letzte Ausklingen des Missions- und Volksfestes in der Heide.

Die Gäste des Pfarrhauses fanden sich allmählich in dem Garten wider zusammen, wo in den Lauben die Kaffeetische gedeckt standen. Es machte sich so von

selbst, daß die Alten sich in der Laubenlinde sammelten, während die Jugend in der Brunnenlaube ihr fröhliches Reich allein hatte. Doch zwei Junge, Pastor Fredrich und der Maler, waren zunächst irrtümlich unter die Alten geraten. Aber als Pastor Beermann anfing, den jüngeren Amtsbruder seine Überlegenheit an Alter und Weisheit fühlen zu lassen, nahm dieser einen schicklichen Augenblick wahr und ging in die Brunnenlaube, von der fröhliches Lachen und muntere, jugendliche Stimmen herüberklangen.

Nun wollte der alte Herr mit Franz Heim das am Vormittag unterbrochene Gespräch über Wesen und Aufgaben der Kunst fortsetzen, und sein Lehrvortrag war im besten Gange, breit und unfehlbar, langatmig und langweilig, und von drüben schallte jugendliche Fröhlichkeit und Grete Werners helle Stimme. — Der, dem diese väterliche Belehrung galt, biß sich auf die Lippen und beklagte sein Geschick, das ihm diesen weisen Mann zum Nachbar gegeben hatte. Aber er hatte wieder einmal Glück. Der Herr Superintendent stellte eine Frage an den alten Herrn, so daß er sich einen Augenblick von seinem Opfer abwenden mußte. Dieses warf seinem Befreier einen dankbaren Blick zu und stahl sich in die Brunnenlaube. Grete, die am Tisch der Jugend Hausmütterchen spielte, hieß ihn munter willkommen: „Das ist nett, daß Sie sich auch noch zu den Jungen rechnen. Kinder, rückt ein bißchen zusammen. Bitte, Herr Heim, nehmen Sie Platz!"

Hans und Fritz und die Superintendentenkinder und die anderen kleinen Gäste lagen mit großem Eifer

der süßen Pflicht ob, die hohen Butterkuchenteller herunter zu essen. Wiederholt mußte Grete im Hause neu füllen. Endlich waren die braven Kuchenesser an der Grenze ihres Könnens angelangt. „Ich kann nicht mehr," sagte der ehrliche Hans stöhnend, indem er einen letzten Bissen mit dem Finger nachstopfte. Da die anderen schon früher klein beigegeben hatten, machte Fritz den Vorschlag, sie wollten etwas spielen. Der Gedanke fand in der ganzen Laube freudige Zustimmung. Daß die „alten Großen" auch mittun wollten, war dem Jungen freilich nicht ganz recht, aber er war höflich genug, seinen Ärger für sich zu behalten. Nur Grete erkannte ihn an der krausen Unterlippe und gab dem lieben Bruder lachend einen Klaps auf den Mund, um ihn zu warnen, daß er keine Ungezogenheit sagte.

Es wurde Kriegsrat gehalten und beschlossen, die sechs ältesten der Gesellschaft sollten Krocket spielen, und die jüngste Welt Anschlag um das Haus. Nun war Fritz wieder vergnügt, und jubelnd tobte er mit seiner Horde ab. Nach einer Minute war das Spiel im Gange. Fritz stand vor der Haustür, die Augen mit den Händen verdeckend, und zählte erst langsam, dann immer schneller werdend, bis fünfzig, während die anderen sich Verstecke suchten. Dann hörte man es an die Tür schlagen: „Anschlag für Liese! Anschlag für Georg! Anschlag für Hedwig!"

Auf dem schattigen Krocketplatz, der unter schlanken Akazien lag, begann der Kampf nun auch. Der Pastor und der Maler führten die beiden Parteien. Bald

war der letztere entschieden im Vorteil. Die Gegenpartei wurde vor allem dadurch aufgehalten, daß Grete die Glocke nicht passieren konnte. Nun lag ihre Kugel wieder einmal günstig, und sie stellte sich bereit, sie hindurchzuschlagen. Aber vorher hatte der Maler den Schlag und — o weh — er traf die feindliche Kugel, daß sie unmittelbar vor die Glocke flog. Grete machte sich auf das Schlimmste gefaßt, als Heim zum Krocketieren ansetzte, aber dieser richtete und richtete wieder und schlug endlich wie aus Versehen die Kugel glatt durch das gefährliche Tor. Grete machte jubelnd einen Knix und sagte: „Danke schön! Das war edelmütig!" Nun kam sie mit ihrer Kugel gut vorwärts, und ihre Partei gewann einen glänzenden Sieg.

Man wollte eben ein neues Spiel beginnen, als einige der Teilnehmerinnen abgerufen wurden. Die anderen gaben ihnen zum Wagen das Geleit. Auch des Superintendenten Landauer fuhr eben vor, und die Kinder, denen das Spiel die Wangen glühend gerötet hatte, nahmen mit schmerzlichem Bedauern Abschied von ihren fröhlichen Kameraden. Pastor Beermann war aus Furcht vor der Abendkühle schon früher abgefahren.

Auch der junge Pastor und der Maler wollten sich verabschieden. Aber man wollte sie noch nicht fortlassen. „Bleiben Sie noch ein Stündchen," nötigte die Hausfrau, „es wartet ja niemand auf Sie zu Hause. Der Tag ist nun doch einmal angebrochen, und der Abend so schön." Beide ließen sich gern halten. Sie hatten einsame Stunden genug, der eine im großen, leeren Pfarrhause, der andere auf dem Snarshofe in

Vierhöfen. Da taten ihnen die Stunden unter den liebenswürdigen, fröhlichen Menschen wohl.

Niemand dachte jetzt mehr an das Spiel, dafür war der Abend zu schön und zu friedlich. Die Gesellschaft zerstreute sich durch den Garten, indem die einzelnen, wie es gerade kam, Paare oder kleinere Gruppen bildeten, die sich, wenn ein Rundgang gemacht war, am Hause meist neu zusammenfanden. Endlich gelang es Heim, an Gretes Seite zu kommen. Schweigend gingen sie nebeneinander durch die stillen, dämmernden Laubgänge. — „Wie lange ist's her, daß Sie diesen Gartenweg gegangen sind?" fragte endlich das junge Mädchen.

„Sechs Jahre," antwortet Heim. „Aber halt, nein," widerrief er lebhafter, „ich habe mich geirrt, etwa sechs bis sieben Wochen."

„Wie?" fragte sie erstaunt, „sechs Wochen? Wie soll ich das verstehen?"

„Das ist mein Geheimnis."

„Vor sechs Wochen?" wiederholte sie. „Ich war da freilich verreist. Aber die Eltern haben mir nichts davon gesagt."

„Sie sind ja mit Herrn Bartels gut bekannt, der hat Sie wohl mal hergeführt, als Vater und Mutter gerade nicht zu Hause waren?" forschte sie weiter.

„Nein, Herr Bartels weiß auch nichts davon; ich war mutterseelenallein."

„Das ist ja merkwürdig," sagte sie verwundert. „Sie machen mich aber wirklich neugierig."

„Na, ich merke schon, ich muß Ihnen mein Geheimnis beichten, wenn ich nicht will, daß Sie mich für

wer weiß was halten. Ich bitte aber gleich um ein mildes Urteil. — Als ich im Juni in Vierhöfen ankam, wollte ich gern meine alte Heimat und die Gräber meiner Eltern wiedersehen. Ich hatte damals keine Lust, mich von den Wrielohern, die mich vielleicht erkannt hätten, ausfragen zu lassen. Deshalb kam ich des Nachts; es war eine linde, mondhelle Sommernacht. Als ich den Kirchhof besucht hatte, schlich ich am Pfarrgarten hin. Die Tür stand nur angelehnt. Ich blieb stehen, schwankte einen Augenblick, dann trat ich ein und schlich durch Ihren Garten, der einst mein Reich und meine Welt war. Diesem Weg, den wir jetzt gehen, folgte ich damals auch."

Dem jungen Mädchen tat es jetzt leid, daß sie so in ihn gedrungen war und damit wehmütige Erinnerungen geweckt hatte. Sie hatte ein teilnehmendes Wort auf den Lippen, wagte aber nicht, es auszusprechen. Sie wußte nicht, ob sie das Recht hatte, sich in des fremden Mannes Leid einzumischen.

Sie kamen an ein blühendes Rosengesträuch, und ihr Begleiter blieb stehen. „In jener Nacht," fuhr er fort, „als ich mich so vergaß, daß ich in ein fremdes Eigentum eindrang, hätte ich mich beinahe weiter vergessen. Die Rosen blühten so schön und dufteten so süß, daß ich Ihnen hier fast eine geraubt hätte. Nirgends duften die Rosen so süß als in der Heimat."

„Warum haben Sie sich nicht ruhig eine gepflückt? — Aber wollen Sie jetzt sich nicht einige mitnehmen? Die zweite Rosenblüte ist in diesem Jahre fast noch schöner als die erste. Bitte, nehmen Sie sich diese!"

sagte sie, indem sie ihm eine eben erblühende weiße Rose hinhielt. Er brach die Blume und noch einige, die sie zusammen aussuchten.

„Sie haben uns aus Vierhöfen die blaue Heide mitgebracht," sagte sie, „dafür nehmen Sie sich aus Wrieloh diese Rosen mit. So sind wir quitt." Damit schritten sie dem Hause zu, bei dem die übrige Gesellschaft bereits angelangt war.

Nun verabschiedeten sich die letzten Gäste, Pastor Fredrich und der Maler, und die Familie erhob keinen ernsten Widerspruch mehr.

Eine Strecke gingen sie zusammen, indem der Pastor sein Rad führte. „Ei, woher haben Sie denn die schönen Rosen?" fragte er. „Aus dem Pfarrgarten," lautete die kurze Antwort. Die Dunkelheit brach schnell herein. An der Wegscheide entzündete der Radfahrer seine Laterne, reichte seinem Begleiter die Hand und schwang sich auf das Rad. Franz Heim sah das Licht noch eine Weile über die Heide tanzen, bis es hinter einem Fuhrengehölz verschwand. Nun war er in der weiten Heide allein. In seiner Hand schimmerten durch das Dunkel die weißen Rosen, in der Seele leuchteten die vergangenen Stunden warm nach, und droben am Himmel funkelten die Sterne. Ein Wort Lenaus, seines Lieblingsdichters in der Zeit seines Weltschmerzes, kam ihm in den Sinn und stahl sich ganz leise über seine Lippen:

„Durch die tiefste Seele geht
Mir ein süßes Deingedenken,
Wie ein stilles Nachtgebet."

Am nächsten Morgen begann Franz Heim seine Arbeit in Arnsvaders Dönze später als gewöhnlich. Und als er endlich gegen zehn Uhr den Pinsel zur Hand genommen hatte, wollte es gar nicht glücken. Die Stimmung zum Malen fehlte gänzlich. Im allgemeinen hatte er sich, solange er in Vierhöfen war, mit Erfolg bemüht, die kleinen Stimmungen und Verstimmungen des Tages zu bekämpfen und sich durch sie nicht von der Arbeit abhalten zu lassen. Aber heute brachte er's mit dem besten Willen nicht fertig. Nachdem er hier und da den Pinsel anzusetzen versucht hatte, warf er ihn ärgerlich hin und sagte zu Arnsvader: „Nee, hüt geiht't nich. Wi möt us 'n beten wat vertellen."

Arnsvader richtete sich im Bette auf und sagte: „Man to! Dann vertell he mi man noch 'n beten van dat Mischonsfest!"

Das tat Franz Heim denn auch. Er berichtete von dem herrlichen Wetter, dem schönen Festplatz, von der großen Menschenmenge, die er auf dreitausend schätzte, von dem, was er gehört hatte. Und dann erzählte er mit besonderer Wärme, wie nett es im Pfarrhause gewesen wäre, und wie er sich da wieder zu Hause gefühlt hätte.

„Wo veele Kinner hett use Herr Pastor doch?" fragte Arnsvader. „Mi is dat ganz vergäten."

„Dree," sagte der Maler, „een Dochter und twee Jungens."

„De Deern mutt de öllste wän," meinte der Alte, „se is mit min Söhn sin Stine ut de Schol kamen. Wo heet se doch noch?"

„Grete," antwortete Heim.

„Stimmt," bekräftigte der andere. „In de Kunfirmandenstunn und in de Kinnerlehr vörn Altar is se jümmer de kläukste wän. Se harr 'n bannig hellen Kopp. Dorbi wör se keen beten stolz. De annern Deerns künnen ehr god verdrägen. In Stine ehr Stammbok hett se ok 'n schönen Vers schrewen."

Der Maler hatte plötzlich Lust, Stines Stammbuch zu sehen. Der Alte wies ihn nach dem Schrank, wo er es unter einigen alten Büchern fand.

Heim nahm das Poesiealbum, das durch die vielen Hände etwas abgegriffen und unsauber geworden war, zur Hand und blätterte es durch. Was die vielen Minen, Trinen, Stinen, die Fidis, Heinis und Willis da mit hölzerner Schrift und orthographischen Fehlern und Tintenklecksen eingetragen hatten, interessierte ihn wenig. Endlich fand er ein Blatt, das die Unterschrift trug: „Zu dauerndem Angedenken schrieb Dir dies Deine Freundin und Mitkonfirmandin Grete Werner." Die Schrift war fein und zierlich, die Anordnung der Worte auf dem Raum geschickt, während die anderen meist oben in der Ecke mit ihren stakigen Buchstaben angefangen hatten und in der Mitte des Blattes schon mit ihrer Liebe und Freundschaft zu Ende waren. Auch die Wahl der eingeklebten Liebes-

marke zeugte von Geschmack. Freilich die Verse? Nun, es waren die üblichen gereimten Freundschaftsbeteuerungen, die er selbst seinen Kameraden auch einst ins Album geschrieben hatte.

Als Heim das Albumblatt genügend betrachtet hatte, legte er das Buch wieder an seinen Platz und wollte es noch einmal mit der Arbeit versuchen. Aber plötzlich warf er den Pinsel hin und verließ, ohne ein Wort zu sagen, das Zimmer. Arnsvader sah ihm nach und schüttelte den Kopf. Was mochte der Mann nur haben? So kannte er ihn ja gar nicht. — Nach ein paar Minuten kam er wieder und hatte eine kleine, bunte Vase, die mit Heide und drei weißen Rosen angefüllt war, in der Hand. Die stellte er in die Fensterecke, und nun begann er mit großem Eifer, sie in das Fenster seines Bildes zu malen. Wiederholt machte der Alte den Versuch, ein Gespräch anzuknüpfen. Aber der andere hörte nur mit halbem Ohre zu und war mit seinen Gedanken ganz wo anders. Arnsvader dachte darüber nach, was die Abendmahlsfeier, die jener doch malte, wohl mit Heide und Rosen zu tun hätte, und schließlich fragte er: „Wat schall denn de Blomenpott up dat Bild?" „Dat makt sick fein," antwortete der Maler. Wunnerlich Volk, düsse Malers, dachte der Alte und schüttelte den Kopf. —

Um dieselbe Stunde spazierte in den Laubgängen des Pfarrgartens zu Wrieloh der Pfarrherr auf und ab. So gut hatte ihm die lange Pfeife seit Wochen nicht mehr geschmeckt, als heute morgen. Das Fest, das als wichtigstes Sommerereignis sein Haus lange

in Atem gehalten hatte, war vorüber. Und es war wohl gelungen. Darüber war nur eine Stimme. Eine schöne Summe lag bereit, um an die Missionshauptkasse in Hermannsburg abgeführt zu werden. — Wie wohltuend war die Stille, die nun wieder in Haus und Garten herrschte! Hinnerk Bollmann hatte soeben die Festprediger und eine alte Tante, die in den unruhigen Tagen der Hausfrau geholfen hatte, abgeholt, um sie zur Bahn zu bringen. Die Familie war nun endlich wieder einmal für sich. — Eigentlich hätte er in diesen Morgenstunden sich und seinen Jungens von Cornelius Nepos die Geschichte von Miltiades Cimonis filius weiter erzählen lassen müssen. Aber er hatte gemeint: „Lauft heute man hin, Jungens!" Die hatten sich das nicht zweimal sagen lassen und waren jauchzend zu ihrer Räuberhöhle im Garten gestürmt, die in sicherem Gewahrsam den Rest von dem süßen Raub des vorigen Tages barg, Schokolade und Keks und andere schöne Sachen. Und der Vater spazierte mit der langen Pfeife im Garten und blies behaglich Wolken bläulichen Rauches von sich und besah hier und da einen Obstbaum, der eine gute Ernte versprach.

Nach einer Weile sah er seine liebe Gattin aus dem Hause treten und auf sich zu kommen. Er ging ihr entgegen und sah mit Wohlgefallen, wie gut ihr die saubere Morgenhaube stand, und wie fröhlich sie drein schaute. „Väterchen," sagte sie, als sie nahe genug gekommen war, „in der Küche gibt's nichts zu tun, auf den Tisch kommen heute mittag Reste, da kann ich ein bißchen mit dir gehn." Damit hing sie sich an seinen

Arm. So hatte er in dem einen Arm seine Pfeife und an dem anderen seine liebe Frau.

„Es war gestern doch ein schönes Fest," meinte er.

„Ja, ich glaube auch, daß es allen unseren Gästen gut gefallen hat," antwortete sie. „Der Braten war ja auch zart und saftig, nur der Butterkuchen hätte etwas lockerer sein können."

Er lächelte. „Deine Eltern haben wirklich vorbeigegriffen, als sie dich Marie nannten. Sie hätten dich Martha taufen sollen."

„Was wolltest du denn wohl anfangen," gab sie keck zur Antwort, „wenn du eine gekriegt hättest, die gar nichts von der Martha hätte? So eine soll ja die Frau von deinem Vorgänger gewesen sein. Man erzählt sich noch im Dorfe davon, wie furchtbar unpraktisch die gewesen ist."

„Na ja, du bist ja auch mein liebes, kluges, fleißiges Weib," begütigte er. „Aber sag' mal, was meinst du denn von dem Sohn deiner unpraktischen Vorgängerin? Er scheint mir ein bescheidener, angenehmer junger Mann zu sein."

„Ja," sagte sie zögernd, „das mag er wohl sein, aber . . ."

„Na? Was aber?"

„Wie lange mag er wohl noch hier herum bleiben?"

„Das kann ich dir mit dem besten Willen nicht verraten. Hättest ihn selber fragen müssen. Wie kommst du darauf?"

„Ich meinte man ..." Sie hatte sich gebückt und nahm einige Raupen von dem Weißkohl.

Als sie dieses gute Werk getan hatte, brachte sie heraus, was sie auf dem Herzen hatte. Sie schaute sich um, ob auch kein Unberufener zuhörte, und sagte leise: „Ich fürchte, der junge Mensch hatte ein Auge für unsere Grete.“

Der Pastor lachte laut auf. „Up de Art, seggt Unkel Bräsig! Was ihr Frauensleute da immer gleich für Gespenster seht! Wenn ein junger, frischer Mensch eine junge, frische Deern bloß mal ansieht, soll er gleich Heiratsabsichten haben.“

„Lache doch nicht so laut,“ bat sie, sich ängstlich umsehend, „ich habe so meine Beobachtungen gemacht.“

„Du bildest dir wohl ein, dein Töchterchen wäre so unwiderstehlich, daß sie einem jungen Mann gleich mit dem ersten Blick das Herz stiehlt. So schnell schießen die Preußen nicht. — Ich hatte dich wohl zehnmal und öfters gesehen, ehe mir auch nur der leiseste Gedanke kam, du könntest mal meine Frau werden.“

„Ja, das ist aber auch was ganz anderes. Du warst ein schrecklich ehrsamer, wohlehrwürdiger Kandidat des Predigtamts. Ich sehe dich noch, wie du in langem schwarzen Gehrock und hohen Vatermördern zuerst in unser Haus kamst. So ein Luftikus von Künstler wird dich wohl nicht gerade zum Vorbild nehmen. Und dann hat dieses Künstlervolk so einen Schein von Romantik um sich, der einem Mädchenherzen leicht gefährlich werden kann.“

„Na, Frau, für deine stille, gehorsame Grete brauchst

du doch so leicht nichts zu fürchten. — Oder, wenn du doch bange bist, rede doch mal ein vernünftiges Wort mit ihr!"

„Werde mich hüten! Da sieht man mal wieder, wie wenig ihr Männer von solchen Dingen versteht. Das wäre vielleicht gerade das beste Mittel, das schlafende Feuer zu wecken. Daß du auch auf den Gedanken verfallen mußtest, den jungen Menschen einzuladen! Wir hatten das Haus ja so voll genug. Aber das ist nun einmal geschehen. Nun müssen wir sehen, daß er möglichst nicht wieder unser Haus betritt. Ich freute mich gestern abend schon, daß du ihn beim Abschied nicht zu baldigem Wiederkommen eingeladen hast. Ganz ungebeten wird er ja wohl nicht kommen, wenn er der bescheidene Mensch ist, für den du ihn hältst. Hoffentlich ist er auch bald in Vierhöfen fertig und macht, daß er fortkommt!"

„Na ja, so wird's ja wohl werden," schloß er, und sie schmiegte sich enger an seine Seite, froh darüber, daß sie mal wieder einer Meinung waren.

Nach einer Weile blieb sie stehen, hielt auch ihren Eheherrn fest, blickte ihm listig ins Gesicht und sagte: „Du hast mich nach dem Maler gefragt. Nun will ich aber auch mal was fragen: Was hältst du von dem jungen Pastor Fredrich?"

„Wie kommst du darauf? Hast du dem etwa auch schon ins Herz geguckt?"

„Allerdings, ein bißchen wohl," meinte sie, geheimnisvoll lächelnd.

Er lachte laut auf: „Das ist aber doch rein zu

toll! Ich meine, wir hätten hier gestern Missionsfest gehabt, und keine Brautschau."

Die kleine gewandte Frau ließ sich aber nicht verblüffen. „Dein Bruder August hat seine Luise auch auf einem Missionsfest zuerst gesehen. Und wenn man alle Ehen so glücklich wären! Bälle und Theater und dergleichen haben wir Landpastorsleute nicht, und in die Bäder können wir auch nicht reisen. Da führen solche Feste uns zusammen. Und meinst du, daß der liebe Gott etwas dagegen hat, wenn zwei junge Menschenkinder sich auf einem Missionsfest fürs Leben finden?"

Das wollte der Pastor nun nicht gerade behaupten.

„Na also!" fuhr sie triumphierend fort. „Und ich glaube wirklich, Pastor Fredrich ist für unsere Grete eine gute Partie. Sie geben ein ansehnliches Paar. Ich habe es gestern gesehen, als sie nebeneinander standen. Ich halte ihn für einen treuen, fröhlichen Menschen. Und dann, denke doch, das schöne alte Pfarrhaus, acht heizbare Zimmer und den großen Saal mit den Flügeltüren, der uns so sehr fehlt! Und der herrliche Garten mit den famosen Obstsorten! Und vor allem die gute Gemeinde, nicht zu groß und nicht zu klein, und nette Leute! Und wie schön wäre das, wenn unsere Grete so in der Nähe bliebe, und wir unser einziges Töchterlein alle paar Wochen mal sehen könnten! Freilich, wie lange das dauern würde, weiß man ja nicht," setzte sie halb traurig, halb vergnügt hinzu. „Pastor Fredrich ist im Kloster Loccum gewesen, und die werden ja meistens wohl bald Superintendenten."

„Du tust ja gerade so, als ob du den Vogel gestern abend schon eingefangen hättest.“

„Das nicht, aber ich habe gesehen, daß es ein Vogel ist, der das Einfangen wert ist, und ich habe den Eindruck gehabt, daß er sich ganz gern einfangen läßt. Ich habe gemerkt, es ist ihm in dem großen Hause sehr einsam, und er sehnt sich nach einem lieben Gesellen. — Pastor Fredrich war nun gestern schon zum zweitenmal bei uns, und du hast ihm noch immer nicht deinen Gegenbesuch gemacht. Ich habe dich entschuldigt, und er hat es dir auch nicht übelgenommen, weil er meinte, ein ödes Junggesellenheim habe zu wenig Anziehungskraft. Aber Ende dieser Woche kämen seine Mutter und Schwester aus Hannover zum Besuch, und wenn wir dann mal alle kommen wollten, sollten wir es ganz gemütlich bei ihm finden.“

„Na, hinfahren können wir ja mal. Meinetwegen am nächsten Montag,“ meinte der Pastor. „Aber, Frau, eins mußt du mir versprechen: daß du keine Dummheiten machen willst. Glaube mir, manche töchterbesitzende Mutter hat sich auf diese Weise lächerlich gemacht oder auch so gefürchtet, daß alle etwaigen Heiratskandidaten in weitem Bogen um sie herumgehen. Und so ist sie selbst schuld daran, wenn ihre Töchter sitzen bleiben. Ehen müssen im Himmel geschlossen werden, und ihr lieben Mütter dürft dabei nicht eine zu große Rolle spielen wollen.“

„Du hast ganz recht, aber ein klein wenig darf man dem Himmel doch wohl helfen. Da ist man als Mutter doch die nächste dazu.“

„Ihr Frauen seid unverbesserlich," schloß der Ehe-
herr dieses Gespräch.

Während dieser wichtigen elterlichen Zwiesprache über ihr Lebensglück waltete Grete sorgsam und flei-
ßig im Hause. Sie fegte aus, stäubte ab und rückte zurecht, was der gestrige Besuch in Unordnung zu-
rückgelassen hatte. Sie war ein folgsames Kind, wie die Eltern draußen im Garten gerade anerkannten, aber heute war sie etwas ärgerlich auf die Mutter. Die hatte nämlich den schönen Strauß blauer Heide, den gestern der Maler mitgebracht hatte, der abreisen-
den Tante „zum Andenken" mitgegeben. Und diese war nicht einmal Blumenliebhaberin und ließ ihn wahrscheinlich im Zuge liegen. Es war der Tochter, als hätte die Mutter damit etwas verschenkt, was ihr nicht allein gehörte. Und weil sie sich über die Mutter ärgerte, kehrten ihre Gedanken immer wieder zu dem Maler zurück, der den Strauß mitgebracht hatte. Wie ernst und traurig hatte er ausgesehen! Er hatte gewiß viel Schweres erlebt, und wie einsam stand er wohl im Leben! Dann mußte sie wieder an die „Schmeiche-
leien" denken, die er ihr über ihr kunstverständiges Ur-
teil gesagt hatte. — Nein, Schmeichelei war das nicht gewesen. — Die konnte der ernste, stille Mann sicher nicht über die Lippen bringen. Ihr harmloses Wort vor dem Bild Arnsvaders mußte ihm wirklich von Wert gewesen sein. — Darüber freute sie sich. Nun saß er wohl vor dem Abendmahlsbilde, von dem er so warm mit ihr gesprochen hatte. Wenn sie es doch einmal

sehen könnte! Sie malte es sich in Gedanken aus und hätte zu gern gewußt, ob der Maler es mit dem Pinsel ebenso malte.

Als die Mutter aus dem Garten kam, bemerkte sie den sinnenden Zug in dem lieblichen Gesicht ihres Kindes. Da leuchtete ihr Auge in freudigem Mutterstolz, und ihr reger, zukunftsfroher Geist sah die Tochter als Pastorin von Prelle, und weiter als Superintendentin von Dingskirchen, und in der ferneren Zukunft war sie geneigt, dem Kinde noch höhere kirchliche Ehrenkronen auf das Haupt zu setzen.

Sie saßen am Mittagstisch. Nun hatte jeder seinen Platz wieder inne. Am oberen Ende saß der Vater, links hatte er die beiden Jungens, rechts die Mutter, sich gegenüber die Tochter, die von da aus am schnellsten die Küche erreichen konnte. Wenn sie monatelang so um den Tisch gesessen hatten, sahen sie es alle ganz gern, wenn ein Besuch diese Tischordnung für einige Tage störte. Aber wenn sie dann wiederhergestellt werden konnte, waren sie nicht weniger froh. So war es doch am gemütlichsten.

Der Vater nahm sich eben zum zweitenmal von dem kalten Kalbsbraten, und Fritz trat Grete auf den Fuß und flehte sie mit seinen großen Augen an, sie möchte ihn mit dem Stippkäse verschonen, indem er ein lüsternes Auge nach der Roten Grütze auf dem Anrichtetisch warf. Da sagte die Mutter mit vielversprechendem Blick: „Ich weiß was Schönes." Ihre drei Kinder blickten gespannt auf, denn sie wußten, wenn die Mut-

ter so anfing, war irgendeine Freude in Sicht. „Wir wollen nächsten Montag ausfahren," sagte sie. „Wohin denn?" fragten Hans und Fritz wie aus einem Munde. „Nach Prelle," antwortete sie, wobei sie Grete ansah. „Famost," sagten die Jungens und wippten mit ihren Stühlen. Höhere Freudensprünge durften sie als wohlerzogene Knaben bei Tisch nicht ausführen. Grete aber fragte etwas erstaunt: „Nach Prelle? Dahin fährt doch wohl Vater allein, vielleicht mit den Jungens. Was sollen wir da? Da sind ja keine Damen im Hause." Sie fühlte heute überhaupt eine merkwürdige Lust, der Mutter zu widersprechen. „Auch wir werden es dort nächste Woche sehr gemütlich finden," lautete die Antwort. „Pastor Fredrichs nette Mutter und Schwester, die zum Besuch kommen, werden wir da kennenlernen." „Soo, das ist was anderes. Aber woher weißt du denn, daß die Damen so nett sind?" fragte die Tochter etwas spitz. Die Mutter wurde ein wenig verlegen und meinte: „Nun, das nehme ich an." Sie ärgerte sich im stillen über ihren Mann, der heimlich grieslachte, anstatt ihr zu helfen.

Im Pfarrhause freute man sich auf den Montag. In Vierhöfen konnte einer kaum den Sonntag erwarten.

Endlich war er da. Froh hatte der Maler am Sonnabend den Pinsel niedergelegt. Die letzten beiden Tage hatte er nun doch wieder tüchtig geschafft.

Als Franz Heim am Sonntagmorgen an sein Fenster trat, tropfte es von den Bäumen. Es hatte die

ganze Nacht geregnet. Noch immer trieb der Wind dicke, schwarze Wolken über das Dorf hin, die sich von Zeit zu Zeit in heftigen Regenschauern entluden. Manche Vierhöfener, die am Abend vorher schon die Sonntagsstiefel instandgesetzt hatten, blieben gewiß zu Hause. Sollte er es sich nicht auch zwischen seinen vier Pfählen gemütlich machen? Nein! „Dem Schnee, dem Regen, dem Wind entgegen!“ rief er sich zu, indem er sich in seinen Mantel hüllte, und mit langen Schritten stapfte er über die nasse Heide.

Bald hatte er ein altes Mütterchen eingeholt, das auf kahler, windumbrauster Heidehöhe mit dem Sturm kämpfte, der ihm bereits den Schirm umgeklappt hatte. Nun sah es aus, als wollte er jeden Augenblick die kleine zusammengetrocknete Person aufheben und irgend wohin ins tiefe Moor tragen. Franz Heim griff der erschöpften Alten unter den Arm, hielt ihr den Schirm über und pilgerte mit ihr, seine Schritte verkürzend, dem Kirchdorf zu. Unter dem Schutz des Schirmdaches kam seine Begleiterin bald wieder zu Atem, wurde sehr gesprächig und neugierig, und hatte schnell herausgebracht, daß es dem alten Pastor sein Franz wäre, der sich ihrer angenommen hatte. „Nee, nee! Wo mi dat freit! Kiek mal eener an! Wat is he förn schönen jungen Keerl worrn! Mannig leewes Mal hemw ick sin Mudder selig de Plichteier henbrocht! Düssen Korw vull schall ok de Pastörsche hemwen.“ Als sie die Werlebrücke erreicht hatten, machte die Alte sich von ihrem Ritter los. Das wäre ihr zu schanierlich, „mit ’n Keerl“ durch das Dorf zu gehen.

Als Franz Heim am Pfarrhause vorüberkam, trat gerade Frau Pastorin aus der Tür, mit Schirm und Gesangbuch ausgerüstet. Er verzögerte seine Schritte, indem er dachte, sie könnten die halbe Minute bis zur Kirche zusammen gehen. Aber jene zog die andere Seite der Straße vor, obgleich das Regenwasser dort tiefe Lachen bildete, und den Schirm schien sie weniger gegen den Regen als gegen ihn zu halten. „Merkwürdig," dachte er. „Ob sie mich wirklich nicht gesehen hat?"

Inzwischen trippelte Wewerslene mit ihrem Eierkorb ins Pfarrhaus. Grete, die das Einhüten hatte, nahm ihr die Last ab und nahm aus dem Küchenschrank das Pfarrabgabenbuch, um die betreffende „Pflicht" zu streichen. Währenddessen erzählte die Alte, sich das Gesicht trocknend, mit großer Zungenfertigkeit von dem bösen Wetter, von ihrem Unglück und dem hilfsbereiten Retter. Das junge Mädchen hörte nur halb hin, denn die Alte war als Schnackersche bekannt. Als diese aber schloß: „Und da gung ick as 'n junge Brut ünner den swartsidenen Schirm an de Siet von den smucken jungen Keerl!" wurde sie aufmerksam und fragte: „Wat wör dat denn förn smucken jungen Kirl?" „Du hest nich uppaßt, Deern! Ick hew'w't jo all seggt. Dat wör den olen Pastorn sin Franz. Wat is dat förn fixen Bengel worr'n!" Nun ließ Grete es sich gefallen, daß die Alte die Geschichte noch einmal von vorn erzählte. Zur Belohnung erhielt sie eine Tasse lauwarmen Kaffee und ein Stück Butterkuchen, der noch vom Missionsfest übriggeblieben war. Sie wunderte

sich, daß heute alle Menschen so freundlich gegen sie waren.

Als sie den braunen Trank mit Behagen ausgeschlürft hatte, schaute sie mit ihren kleinen Augen starr in den Kaffeesatz und sagte für sich hin: „De Deern, de mi düssen Koffi ingaten hett, ward nahstens Brut.“ Das junge Mädchen errötete und rief ärgerlich: „Snack se doch keen dumm Tüg!“ Die Alte ließ sich nicht beirren und fuhr fort: „Und se krigt 'n schönen, smietigen Brögam. Pastors Jung und Pastors Deern —“ „Willt ji mal still swiegen! Makt, dat ji to Karken kamt, se singt all.“ Die Alte nahm ihren Korb, kicherte leise und trollte ab.

„Was für'n Aberglaube!“ sagte Grete zu sich. Sie konnte es aber doch nicht lassen, den Kaffeesatz sich anzusehen, und mußte den Tag über merkwürdig oft an das alte Weib denken.

Franz Heim brachte den Nachmittag im Schulhause zu. Als Herr Bartels seinen Dienst in der Nachmittagskirche beendet hatte und sie nun beim Kaffee saßen, bedauerte der alte Herr, daß er sich seinem Gast so wenig widmen könne. Um fünf Uhr beginne schon wieder der Dienst, die Übungsstunde des Gesangvereins im Schulzimmer. Und nun erzählte der alte Lehrer von seinem Verein, wie er ihm viel Arbeit, aber auch viel Freude mache; alle Stimmen seien gut besetzt, nur im Tenor hapere es augenblicklich etwas. Da unterbrach ihn der andere: „Wollen Sie mich als Tenorsänger haben? Solange ich in Vierhöfen bin, will ich Ihnen gern helfen.“ Herr Bartels

war froh überrascht und meinte, das wäre ja herrlich. Er wußte von früher her, daß sein alter Schüler musikalisches Gehör und eine gute Stimme hatte.

Gegen fünf Uhr wurde es vor dem Küsterhause lebendig. Arm in Arm kamen die in den letzten Jahren konfirmierten Mädchen die Dorfstraße daher gewandelt. Es mußte eine sehr hochnäsige oder ganz unmusikalisch sein, wenn sie sich von diesen Singstunden ausschloß. Die jungen Burschen dagegen kamen nicht. Es hieß, sie wechselten mit der Stimme. Aber auch, wenn sie damit längst fertig waren, ließen sie sich nicht sehen. In der Blüte ihrer Flegeljahre suchten sie ihr Sonntagsnachmittagsvergnügen anderswo. Dafür stellte sich treulich ein fester Stamm gesetzter, verheirateter Männer ein, unter denen auch zwei Kirchenvorsteher waren. — Wenn die Mädchen Hochzeit hielten, brachte der Chor ihnen am Polterabend ein Ständchen, und als junge Frauen kamen sie nicht mehr zur Singstunde. Dafür wirkten sie aber auf ihre Männer ein, daß sie an ihre Stelle traten. Sie wußten diese lieber bei dem weißhaarigen Herrn Bartels als bei dem rothaarigen wüsten Schenkwirt unten im Dorf. Diesem ging auf solche Weise manch guter Kunde verloren, der ihm früher viel Geld gelassen hatte.

Als es fünf Uhr schlug, begaben sich die Sänger, die bis dahin in Gruppen auf dem Spielplatz umhergestanden hatten, in das Schulzimmer. Wer da konnte, quetschte sich in eine der engen Schulbänke. Wem sein Leibesumfang das nicht mehr erlaubte, der setzte sich

auf eins der Pulte, die Nähe der Tintenfässer ängstlich meidend.

Herr Bartels nahm die Geige zur Hand und bestimmte: „Der Sopran fängt an!“ als er aber die Häupter seiner Lieben in der ersten Stimme zählte, verbesserte er sich: „Nein, euer Hauptmann ist noch nicht da. Der Alt singt.“

„Weck' een is denn de Hauptmann von de Deerns?“ fragte Franz Heim, der bei dem Tenor Platz genommen hatte, seinen Nachbarn. „Dor kümmt he just,“ sagte der Mann, nach der Tür hindeutend, durch die eben Grete Werner eintrat. Mit freundlichem Kopfnicken grüßte sie die Mädchen, und diese machten ihr in der Mitte der Bank Platz. So konnten sie sich im Singen am besten nach ihr richten. Dem neuen Tenorsänger war die Lust, in Herrn Bartels Chor mitzusingen, auf einmal bedeutend gewachsen.

Die Angekommene sah sich nach den Männerstimmen um, ob die heute genügend stark besetzt wären. Da begegnete ihr Blick dem des Malers. Schnell wandte sie den Kopf herum.

Der Alt brauchte lange Zeit, bis er seine Weise gefaßt hatte. Dann übte der Sopran, den Gretes helle Stimme führte. Da brauchte Herr Bartels nur zweimal mit der Geige begleiten. Nun kam der Tenor an die Reihe. Die Mädchen wandten sich um, den neuen Sänger singen zu sehen, und tuschelten untereinander: „De kann't.“ Dann setzte der Baß ein, der in dem dicken Bäckermeister einen sicheren Führer hatte. Dieser sang heute mit seltener Bravour und schielte

von Zeit zu Zeit nach dem Tenor hinüber, um den Eindruck seines Heldenbasses auf den neuen Rivalen in der edlen Sangeskunst zu beobachten. Es kränkte ihn ein wenig, daß dieser davon gar keine Notiz zu nehmen schien und augenscheinlich an ganz etwas anderes dachte.

Und nun sangen sie im Chor. Zwar gingen die vier Stimmen zunächst noch etwas sehr ihre eigenen Wege. Aber nach einigen Wiederholungen fanden sie sich ganz nett zusammen, und einer, der nicht allzu hohe Anforderungen stellte, konnte wohl zufrieden sein.

Als das neue Lied aus dem gröbsten heraus war, ließ Herr Bartels bekannte Lieder singen. Dabei mußte er öfters dämpfen und einige Male abwinken. Auf den gewohnten Bahnen waren einige Schreier zu sicher, die sich bei der neuen unbekannten Weise noch nicht hatten aussingen können. Gegen halb sieben entließ Herr Bartels den Chor.

Grete Werner war dabei, die Notenblätter des Soprans zu sammeln und einige derselben, die nicht gerade mit zarten Händen angefaßt waren, glatt zu streichen, als Heim herantrat, um sie zu begrüßen. „Ich habe Sie schon einmal singen hören, Fräulein Werner," sagte er. „Wissen Sie, wo?"

„Nein!" antwortete sie, mit dem Ordnen der Blätter fortfahrend.

„An einem Sonntag im Juni kamen Sie mit einigen jungen Damen durch den Wendingbosteler Tannenwald, und da sangen Sie: ‚Wenn ich den Wandrer frage'. Ich hörte das schöne Lied und nahm es als

einen Willkommengruß in der alten Heimat, in die ich damals erst kürzlich zurückgekehrt war."

„Ach so — ja, ich war damals bei Pastor Brökers zu Besuch."

Nun hatte sie ihre Arbeit beendet und legte die Notenblätter in den Schrank. Sich zum Gehen wendend, sagte sie: „Es ist nett von Ihnen, daß Sie unserem unglücklichen Tenor etwas helfen wollen. Der ist immer das Sorgenkind unseres Chores gewesen. Nicht wahr, Herr Bartels?"

Dieser nickte und nahm ihre Hand, die sie ihm zum Abschied reichte. Dasselbe tat nun auch der Maler, indem er sagte: „Ich bitte um einen freundlichen Gruß zu Hause." „Danke schön," antwortete sie und ging.

Dieser Gruß wurde nicht bestellt. Sie hatte so das Gefühl, derselbe werde keine Freude erwecken. Von allen Gästen des Missionsfestes war in den letzten Tagen gelegentlich bei Tisch die Rede gewesen, nur von diesem einen nicht. Und einmal, als Fritz gefragt hatte: „Dürfen wir heute mal nach Vierhöfen? Der Maler, der da wohnt, hat uns eingeladen, wir sollten ihn mal besuchen," hatte die Mutter kurz gesagt: „Ach was, wir fahren ja Montag aus. Das ist auch viel zu weit für euch." Und doch waren die Jungens schon im vorigen Jahre zum Pilzsuchen nach Vierhöfen gegangen.

Franz Heim ging fröhlich nach Hause. In der Stille der Heide und bei der Arbeit der nächsten Tage summte ihm immer das eingeübte Lied vor den Ohren. Aber nicht im Tenor, sondern im hellen, hohen Sopran. —

„Mandag is Pastor sin Sünndag," auch dem eifrigen Pastor Werner in Wrieloh seiner. Freilich, das Hauskreuz der meisten Landpastoren bleibt ihm auch an diesem Tage auferlegt: der Unterricht der eigenen Kinder. Die armen Jungens fürchten den Montag am meisten. Sie selbst können nach der goldenen Sonntagsfreiheit sich nicht sofort wieder in dem krausen Labyrinth der unregelmäßigen Verba und der Syntaxregeln zurechtfinden, und der Vater, der von der Sonntagsarbeit etwas abgespannt ist, hat an diesem Tage gerade am wenigsten Geduld. Die Mutter hört in der Küche mit Schrecken, wie laut es oft in der Studierstube wird, und seufzt: „Was ist das doch für ein Unglück, wenn man so unbegabte Kinder hat! Was soll bloß aus den Jungen werden!" — Wie wird das Mutterherz sich einst freuen, wenn Hans und Fritz zum erstenmal mit einem Zeugnis vom Gymnasium nach Hause kommen, und Hans schwenkt stolz die grüne Mütze mit dem Goldreif und jubelt das große Wort: „Primus," und Fritz fügt etwas bescheidener hinzu: „Und auf der ersten Bank sitze ich auch!"

An diesem Tage wurden die Montagsleiden etwas leichter ertragen, weil für den Nachmittag die Ausfahrt winkte, aber die Stunden waren doch sehr lang. Endlich klingelte es zum Essen, und der gestrenge Vater klappte die Bücher zu.

Bei Tisch wurden einige wichtige Fragen wegen der Ausfahrt gelöst. Hans und Fritz berieten, ob sie ihre Schmetterlingsnetze mitnehmen oder zu Hause lassen wollten. Schnell hatten sie sich für das erstere ent-

schieden. Nicht so leicht fiel die Entscheidung in einer anderen Sache. „Was für ein Kleid willst du anziehen?" fragte Frau Pastorin die Tochter. „Ich denke, für solche Fahrt über Land tut's das blaue von vorigem Sommer," meinte diese, „das neue rote ist für den Wagen zu schade."

„Nein," sagte die Mutter bestimmt, „du mußt heute eine Ausnahme machen. Pastor Fredrich, seine Mutter und Schwester sind aus der Stadt, und Stadtleute geben viel auf das Äußere."

„Das blaue ist doch auch noch heil und rein," sagte die Tochter wieder.

„Aber das rote kleidet dich besser," wurde ihr bedeutet.

„Na, Grete," warf sich jetzt der Vater ins Mittel, „mach's man, wie Mutter sagt!" Damit war auch diese Frage entschieden.

Um zwei Uhr kletterte die Familie auf Hinnerk Bollmanns „Faetong," der sich dann gemächlich in Bewegung setzte. Hinnerk Bollmann war alt, und seine beiden Braunen auch. Er hatte sie vor Jahr und Tag unter den Namen Kastor und Pollux vom Pferdejuden gekauft, nannte sie aber, da die Namen ihm zu fremd klangen, Pastor und Bulldox. Auf dem Vordersitz flatterten wie Fahnen im Winde die weißen Schmetterlingsnetze, und wenn es gar zu langsam ging, schwenkte der unruhige Hans das seine den Braunen um die Ohren und machte: „Üh!" Aber Pastor sah zur Seite und machte ein Gesicht als wollte er sagen: „Du grüner Pastorsjunge da oben, du hast mir gar

nichts zu sagen." Als das Gefährt die Grenze der beiden Nachbargemeinden überschritten hatte, wurde Frau Pastorin sehr beredt und machte auf die schöne Gegend, die gemütlichen Dörfer und behäbigen Gehöfte, die zum Preller Kirchspiel gehörten, aufmerksam. „In Prelle muß es sich gut leben lassen," meinte sie. Und wenn sie schwieg, malte sie sich aus, wie oft und aus welchen Anlässen sie in den nächsten Jahren diesen Weg wohl fahren würde.

Endlich sagte Hinnerk Bollmann „Brr," und der Wagen hielt vor dem Pfarrhaus in Prelle. Pastor Fredrich stand mit Mutter und Schwester vor der Tür, die Gäste zu empfangen.

„Sie müssen vorliebnehmen, wie Sie es finden," entschuldigte die verwitwete Frau Kreissekretär Fredrich, eine Dame mit bleichem, leidendem Stadtgesicht. „Mein Wilhelm hat sich als Junggeselle nur provisorisch eingerichtet. Die Gemütlichkeit und Behaglichkeit muß erst noch kommen."

Sie setzten sich an den Kaffeetisch, wo die Unterhaltung bald fröhlich in Gang kam. Die Herren sprachen über eine Angelegenheit der Gemeinde, in welcher der Jüngere den älteren Amtsbruder um seinen Rat fragte. Die jungen Mädchen hatten schnell entdeckt, daß sie dieselbe Pension besucht hatten. Damit war ein Gesprächsthema gefunden, das sich so leicht nicht erschöpfen ließ. Und Frau Kreissekretär erzählte mit ihrer leisen, fast flüsternden Stimme ihrer Sofanachbarin von Wilhelm, ihrem Einzigen, der ihre Freude und Stolz war: „Auf dem Gymnasium war

er immer der Erste, und das erste theologische Examen hätte er beinahe mit I gemacht. Im Kloster Loccum, so erzählte mir sein Freund, der bei uns zu Besuch war, ist er der besondere Liebling des Herrn Abtes gewesen. Nun hat er ja hier die schöne Pfarre. Er hat mich öfters gebeten: ‚Mutter, ziehe doch mit Liesbeth zu mir.‘ Aber das will ich nicht. Ich bin viel leidend, und es taugt nicht, wenn ein junger Mensch, der erst anfängt zu leben, immer ein leidendes Menschenkind um sich hat. Auch müßte ich dann bange sein, daß Wilhelm nicht zum Heiraten käme. Er hätte ja schon öfter sein Glück machen können. Aber in diesem Stück läßt der Junge sich gar nicht dreinreden."

Frau Pastorin tröstete die alte Dame, die mit einem leisen Seufzer geschlossen hatte. Die Pfarre sei nun ja da, und die Pfarrfrau würde wohl bald nachkommen. Und nun fing sie an, über ihre Familie zu berichten. Die beiden Jungens seien leider etwas schwach begabt und oft recht wild. Aber die Grete — und hierbei leuchteten ihre Augen in mütterlichem Stolz — sei ihre ganze Freude. So fleißig sei sie, und ein Auge habe sie für alles, und die Last des Haushaltes könne sie ihr schon zum großen Teil abnehmen. Sie möchte gar nicht daran denken, wenn die Tochter ihr einmal untreu werde. „Dennoch," sagte sie leiser und beugte sich näher zur Nachbarin, „glauben Sie mir, Frau Kreissekretär, eine erwachsene Tochter hier auf dem Lande macht der Mutter immer Sorge. Es ist so wenig Gelegenheit für unsere Mädchen, Herren kennenzulernen. Darum bleibt manche sitzen und wird

eine alte Jungfer, die eine prächtige Frau geworden wäre." Sie seufzte, als ob sie dieses schwere Los über den Häuptern von mindestens einem halben Dutzend unversorgter Töchter schweben sähe.

Die beiden Damen schauten sich ins Auge und erkannten sich als Bundesgenossinnen. Als ihre Blicke sich trennten, schaute Frau Pastorin mit Wohlgefallen auf den schmucken künftigen Schwiegersohn, während Frau Fredrichs kränklich umschleiertes Auge auf dem lieblichen Schwiegertöchterlein ruhte, das es ihr gleich angetan hatte.

Die beiden Jungens, die sich mit solchen schweren Lebensfragen noch nicht quälten, hatten inzwischen einen erfolgreichen Angriff auf den hochgetürmten Butterkuchenteller gemacht. Als sie endlich gesättigt waren, wurden sie so unruhig, daß man ihnen gern die Erlaubnis gab, aufzustehen und in den Garten zu springen. Wie der Sturmwind waren sie davon. „Könnt essen, was ihr findet," rief ihnen der Hausherr nach. Das hörten sie noch. Die sofort hinzugefügte Mahnung des Vaters: „Aber bescheiden und mit Maßen," erreichte sie nicht mehr.

Zunächst wurde der Garten mit den Schmetterlingsnetzen abgestreift. Da sich kein Wild sehen ließ, ging's bald ins Obst. Zuerst machten sie sich an einen Baum mit grasgrünen Äpfeln, die sie für Augustäpfel hielten. Dann kamen halbreife wurmstichige Birnen an die Reihe. Daß sie beide nicht krank wurden, war fast ein Wunder. Aber es gibt noch gute Mägen, und die allerbesten gehören den Landpastorenjungens.

Endlich fanden sie einige Stachelbeerbüsche, die ihre dicken, roten Früchte noch trugen, da hier keine Kinder sie vorzeitig plünderten. Jeder nahm sich einen Busch vor, und Hans, der eine Beere nach der anderen in den Mund schob, sagte zu Fritz: „Du, es ist hier jetzt eigentlich schrecklich langweilig. Früher war's hier viel schöner, als die Jungens von dem alten Pastor noch hier waren. Nich?"

„Ja," meinte Fritz auch. „Bloß diese Stachelbeeren," fügte er hinzu, „die sind ganz gut. Schmeck' diese mal!" Er reichte dem älteren Bruder eine dicke Beere hinüber. Die Folge war, daß dieser zu seinem Busch übersiedelte.

„Du," sagte Hans nach einer Weile, „dieser Pastor sieht gar nicht aus wie'n Pastor. Und daß er noch immer keine Frau hat!"

„Aber er kriegt bald eine," sagte Fritz wichtig.

„So? Wen denn?"

„Unsere Grete. Ich habe gestern abend zufällig so was von Mutter gehört, als sie mit Vater sprach."

„Ach was. Das ist ja Unsinn! Ich will Grete nachher selbst fragen."

„Du, das tu lieber nicht! Dann schlägt sie dir einen hinter die Ohren, wie mir gestern abend, als ich sie fragte, wie sie vom Singen kam."

Dem wollte der kluge Hans sich nun nicht aussetzen, und er beschloß, den Dingen ihren Lauf zu lassen.

„Wollen wir nicht was spielen?" fragte Fritz. „Wir können doch nicht den ganzen Nachmittag essen."

„Ach nee, allein macht das keinen Spaß," meinte Hans.

„Dann holen wir uns die Mädchens."

„Nee, mit den alten großen Mädchens spiele ich nicht," sagte Hans verächtlich.

Nach einer Weile gingen sie aber doch hin, und die „alten großen Mädchens" taten ihnen den Gefallen. Und bald kam auch die übrige Gesellschaft, sah zu und ließ sich schnell von der Lust, mitzuspielen, anstecken. Nur die kränkliche Frau Fredrich hatte sich in einen Lehnstuhl gesetzt und schaute zu. Sie freute sich herzlich über ihren Jungen, dem heute nachmittag die helle Lebensfreude aus den Augen sprühte, und dachte im stillen, solch einem herzigen Menschen könnte ja gar kein Mädchenherz widerstehen. Und Frau Pastorin beobachtete mit ebenso herzlicher Freude die schnellen warmen Blicke, die jener nach ihrem Kinde hinübersandte.

Ein Jahr lang hatte der alte Pfarrgarten, der schon so viel frisches, junges Leben gesehen hatte, still und öde gelegen, erst während der Vakanz und dann während der Junggesellenherrschaft. Heute hallte er endlich einmal wieder von Lust und Leben. Die Küstersfrau, die jenseits der Weißdornhecke Bohnen pflückte, freute sich darüber und sagte nachher zu ihrem Manne: „Ich glaube, wir kriegen bald eine junge Pastorsfrau. Wenn's Pastors Grete von Wrieloh wird, können wir uns freuen."

Es ging stark gegen Abend. Schon mehrere Male hatte Pastor Werner zum Aufbruch gemahnt, aber immer wieder hatten die Gastgeber noch um ein Viertelstündchen gebeten. Endlich wurde aber doch an-

gespannt, ein herzliches: „Auf Wiedersehen“ von hüben und drüben, und Bollmanns Braune zogen an. Als der Wagen um die Ecke verschwunden war, hing Frau Fredrich sich an den Arm ihres Sohnes und sagte: „Was sind das für reizende Leute! Du kannst dich wirklich freuen, daß du solche Nachbarn hast. Die Tochter habe ich ganz in mein Herz geschlossen.“ Bei den letzten Worten blickte sie forschend ihrem Wilhelm ins Auge. Dieser mied den Blick und sagte nichts. Auch den ganzen Abend war er sehr still und schweigsam. Um so mehr hatte die alte Dame, die sich etwas angegriffen fühlte, Zeit, im Sofa zurückgelehnt, Zukunftsträume zu spinnen.

In dem heimkehrenden Wagen, der auf weichem Sandwege durch die abendlich stille Heide fuhr, führte Frau Pastorin das Wort. Sie war von allem so recht befriedigt. Frau Fredrich fand sie so herzlich, die Schwester so bescheiden und ihn selbst so frisch und natürlich und liebenswürdig. „Welche den mal zum Manne kriegt, die ist nicht betrogen,“ fügte sie nachdenklich hinzu.

Bei diesen Worten hatte Hans, der wieder auf dem Bock saß, sich umgewandt, und nun fragte er treuherzig: „Mutter, ist das wahr, daß Grete dem Pastor seine Frau wird?“ „Junge, halt deinen Mund!“ rief die Mutter mit erschrockener, böser Stimme, und wenn die Gelegenheit günstiger gewesen wäre, hätte er sicher von Mutterhand eine Ohrfeige bekommen, die sein Bruder in gleicher Angelegenheit schon von zarter Schwesterhand empfangen hatte. Im Wagen herrschte

infolge der tollpatschigen Frage des Jungen eine merkwürdige Stille. Grete sah still vor sich nieder, die Mutter zupfte nervös an der Wagendecke, und der Vater blies den Rauch seiner Zigarre scharf nach rechts in die Landschaft hinaus.

Hinnerk Bollmann hatte genug gehört. Am anderen Tage hieß es im Dorf, Pastors Grete sei mit dem Preller Pastor verlobt. In der nächsten Zeit kamen so nach und nach der Tischler, der Sattler und einige andere Handwerker, drehten die Mütze zwischen den Händen, sprachen vom Wetter, von den schlechten Zeiten fürs Handwerk, von der billigen Schundware, die aus den Fabriken käme, und meinten, die solide Handarbeit, die sie lieferten, sei billig und dauerhaft und allem anderen vorzuziehen. Sie dachten: „Von uns lebt der Pastor. Da ist's billig, daß wir auch von ihm leben."

Nach Vierhöfen, das die Woche über wenig Verbindung mit dem Kirchdorfe hatte, kamen diese Gerüchte einstweilen nicht. So konnten sie dem Maler auch nicht die süße Erinnerung an den Wrieloher Gesangchor stören. Er arbeitete mit angestrengtem Fleiß, fast in einer Art Rhythmus, den wohl die Lieder vom Sonntag und andere mit ihnen aus der Vergessenheit emportauchende Lieder mit sich brachten, die ihm durch die Seele zogen. Zuweilen kamen sie ihm auch über die Lippen. Dann wunderte Arnsvader sich sehr. Die Lieder, die sein junger Freund da sang, standen meist nicht im Gesangbuch, und es war ihm, als käme mit ihnen ein fremder Ton in ihren Verkehr. Ja, er hatte überhaupt das Gefühl, als stünden sie sich nicht mehr so nahe, wie früher. Der Maler war anfangs viel mitteilsamer gewesen und hatte ihm auch aufmerksamer zugehört. Jetzt schien es manchmal, als ob er träumte und mit dem Geiste ganz wo anders wäre. Das machte den alten Mann traurig. Eines Abends in der Dämmerstunde sprach er es offen aus: „Mi is mannigmal so trurig to Mod."

„Wat fehlt Se denn, Arnsvader?" fragte der andere teilnehmend.

„Dat is mang uns beiden nich mehr, as dat wän is."

„Wo meent Se dat, oll Vader?"

„O, dat kann ick sülwst nich recht seggen, aber't is mi so."

Über Franz Heims Züge kam ein stilles, glückliches Lächeln. Er setzte sich dicht vor das Lager des Alten, nahm seine Hand, blickte ihm warm ins Auge und sagte: „Ick weet woll, wovan dat kummt und will Se't verraden. Dormit segg ick Se wat, wat ick noch to keenen segg heww und ok keenen seggen do. Se könnt dorbi marken, wat förn Vertruen ick to minen olen Arnsvader heww, und wo leew he mi is. Hören Se to! As ick ton irsten mal vor Ehre Ogen köm, da wör ick 'n unglücklich Minschenkind, mit unsen Herrgott und mit de Welt und mit mi sülwst uteneen. Dor harr nich veel fehlt, und ick harr 'ne Pistol nahmen oder wör in't Water gahn. Ja, Se verjagen sick! Wi armen Minschenkinner möt mannigmal an deepe, swarte Afgrünne vörbi, und et is 'ne grote Gnade von Gott, wenn wi nich hendal fallt. In düsse sware, düstere Tied hett de ole Köster Bartels und hewwt Se, min leewe Vader, mi upholpen, mit Ehre klare, gesünne, fromme Lewensweisheit. De hett mi an de Hand nahmen, und ganz gewiß harr uns Herrgott se mi schickt. Und denn is de Arbeit kamen und hett mi wieder brocht. As Se mi dor an den Tun toerst to sehen kregen, wör ick ful und harr to nix Lust. Da hewwt Se mi to de Arbeit dwungen. Wenn ick ok so old weern schöll, as Se nu sünd, kann ick Se dat niemals vergeten. Abers uns Herrgott hett för us Minschenkinner noch anners wat, womit he us torecht bringt, as frumme Lewensweisheit und flietige Arbeit. Do hett he vör allen de Leww ... de reine seute Leew. Dormit kriegt he us, wi mögt wollen oder nich. Und

wenn de in 'n Minschenhart intreckt, denn mut alles andere torüg stahn, Vader, Mudder, Broder, Fründ. Und, min leewe ole Vader und Fründ, ok unse Fründschap is dadör en beten nach achtern kamen. Se hewwt sick woll faken wunnert, dat ick mannigmal knapp henhörte, wenn Se mi wat vertellllten. Und dann wör ick wedder so utgelaten, dat ick dat Singen nich laten kunn, und dat hett Se ok woll nich jümmer paßt. Abers nix for ungod! Wenn ol Arnsvader sick trügdenkt in de Tied, wo he as smucke, fixe Jungkirl um sin Marie freete, denn kann he nich bös wän up'n jungen Minschen, den dat sülwige Minschliche passiert!"

Der Alte sah dem jungen Freunde verwundert in die strahlenden Augen. Dann lächelte er in glücklicher Erinnerung. Die goldenen Tage kamen wieder herauf, da ihm die erste junge Liebe warm im Herzen saß. Wie war er damals doch auch bald über die Maßen froh und dann wieder traurig und still gewesen, hatte bald die Sense geschwungen, daß der Bauer erstaunt hinsah, um dann gleich wieder etwas zu versehen, daß sein Herr heftig schelten mußte. — Ja, nun wunderte er sich über nichts mehr. Und herzlich schüttelte er dem Maler die Hand, als dieser ihm nun auch im Vertrauen den Namen derjenigen nannte, der nun sein ganzes Herz gehörte.

Gleich darauf trat Arnsmudder in die Stube und brachte den Buchweizenpfannkuchen, den sie zu Abend essen wollten. Sie hatte wenig mehr von dem, womit sie einst als dralle, rotbackige Großmagd das Herz ihres Stoffer erobert hatte. Aber mit glücklichen Augen

sah der Alte ihr in das runzelige Gesicht und sagte: „Weest noch, Marie, as wi beiden den ersten Pannkoken tohopen eten hewwt? Et was in 'n Austmand achtern Roggen. De smekt mi noch." Die Alte machte verwunderte Augen. Wie kam er just darauf? Und noch mehr wunderte sie sich, als Vater zulangte und nur von der Mitte des Pfannkuchens aß, um den leckeren Rand ganz seiner Marie zu überlassen. Und sie wußte doch, wie gern er diesen sonst aß.

Wie ganz anders als früher eilte Franz Heim nun die Zeit hin! Sonst hatten die Tage, Wochen, Monate wie eine schnurgerade Chaussee vor ihm gelegen. Die Sonntage waren nichts gewesen als Kilometersteine, die ihre Zahl trugen und sonst sich aufs Haar glichen. Jetzt wanderte er in einem schönen Berglande. Die Sonntage waren die freien, leuchtenden Höhen. Wenn er die ersten Tage der Woche von solcher Höhe hinabwanderte, dachte er mit jubelnder Freude des Aufenthalts da droben, und wenn er vom Donnerstagmorgen an zu einer neuen Höhe hinanstieg, freute er sich auf die Stunden, denen er entgegenging. Auf dem höchsten Sonnengipfel dieser Höhen stand er, wenn er nach der Gesangübung einen Händedruck und ein paar kurze Worte mit Grete wechseln konnte. Dann war es ihm, als schaute er in ein fernes, schönes Land, dem er mit jeder Woche näher käme.

Freilich, bei der Arbeit der Woche kamen ihm dann doch wieder Stunden, wo er daran zweifelte. Und ob er sich mit den Hoffnungen, die er auf sein Bild

setzte, nicht doch täuschte? Solche trüben Gedanken wollten dann auch seine Schaffensfreudigkeit lähmen. Aber da biß er die Zähne aufeinander, preßte die Lippen zusammen und sagte zu sich: „Ich arbeite für meine Liebe!“

So war es Mitte September geworden, und wieder waren die Sänger in Herrn Bartels Schulstube versammelt. Franz Heim freute sich eben darauf, wie er Grete nach der Übungsstunde von dem Fortschreiten seiner Arbeit berichten wollte, wie er es jeden Sonntag tat. Da blickte Fritz Werner ins Fenster: „Grete, du sollst schnell nach Hause kommen; wir haben Besuch gekriegt.“ Und fort war sie.

Mit dem Singen war es jetzt nicht viel mehr. Der Sopran, seiner Führerin beraubt, war außer Rand und Band. Auch mit dem Tenor wollte es nicht mehr recht.

Als die Sänger entlassen waren, wollte Franz Heim sich schnell nach Hause begeben. Aber Herr Bartels wünschte einen Abendspaziergang zu machen und begleitete ihn. Sie wählten einen kleinen Ummweg und gingen durch das Gehölz, das sich an den Pfarrwiesen hinzieht. Schweigend schritten sie nebeneinander. Als sie um eine Wegebiegung kamen, sahen sie sich plötzlich der Pastorsfamilie gegenüber, die von einem Spaziergange zurückkam. Voran gingen die beiden Jungens, dann folgten die Eltern, und den Schluß machten Grete und der Pastor Fredrich, der sie angelegentlich zu unterhalten schien. Der alte Lehrer und Franz

Heim traten zur Seite, um die Begegnenden auf dem schmalen Waldpfade vorüberzulassen. Dabei sah der letztere, daß Herr und Frau Pastor seinen Begleiter freundlich grüßten, ohne ihn zu beachten. Von Grete bekam er einen schnellen, scheuen Blick. Als sie außer Hörweite gelangt waren, sagte Herr Bartels: „Im Dorfe erzählte man, daß die beiden nächstens ein Brautpaar werden. Andere sagen, sie sind schon heimlich verlobt." Franz Heim rannte auf dem noch enger werdenden Pfade plötzlich an einen Baum, wobei ihm der Hut vom Kopfe flog. „Entschuldige," sagte der alte Lehrer, „ich habe dich wohl zu weit an die Seite gedrängt. Hast du dir wehe getan?" „Nein," sagte er kurz, „es war meine eigene Schuld."

Am Waldsaum kehrte Herr Bartels um. Für den anderen war das wie eine Erlösung. Nun war er auf der weiten Heide allein. Wie glücklich und überfroh war er an den letzten Sonntagabenden diesen Weg gegangen! Und nun war er jäh aus dem schönen Traume aufgeschreckt, und alle süßen Hoffnungen waren in der Blüte erstickt. Er war wieder einsam wie die alte sturmzerzauste Fuhre dort am Rande des Moores, wie die große Wolke, die hoch oben am klaren Abendhimmel einsam segelte.

Als er endlich gegen zehn Uhr — Dreyers waren schon zu Bett gegangen — nach Hause kam, setzte er sich im Dunkeln auf die alte Truhe, ließ die Hände lang herabhängen, starrte in die Nacht hinaus, seinen trüben, trostlosen Gedanken nachhängend.

Da klopfte es plötzlich stürmisch ans Fenster.

Er schreckte auf und öffnete.

In dem Dunkel erkannte er den Jungen aus dem Häuslingshause, der hastig kaum verständliche Worte herausstieß. Heim verstand so viel, daß Arnsvader im Sterben liege, und daß er schnell kommen sollte.

Schnell stieg er aus dem niedrigen Fenster und ging mit dem zitternden Claus Hinnerk, der sich an ihn drängte und durch das Dunkel ihn anstarrte, wie wohl ein junges Menschenkind tut, das zum erstenmal die schwarzen Fittiche des Todes hat rauschen hören. Als sie in die matt erhellte Stube traten, stand Arnsmudder vor der Butze und flößte dem Kranken Brotwasser ein, während der Sohn ihm das Haupt hielt. Franz Heim sah gleich, daß der Schlaganfall sich wiederholt hatte, und daß es zu Ende ging. Als die anderen zurücktraten, beugte er sich über den Sterbenden, nahm seine Hand und fragte mit leiser Stimme: „Arnsvader, kennt Se mi noch?“ Da öffneten sich mühsam die geschlossenen Lider und aus den großen, tiefen Augen traf ihn ein langer, inniger Blick.

Franz Heim hat diesen Blick nie vergessen. Etwas von dem, was er da gesehen hat, konnte er auch am anderen Tage in das Gesicht des Alten auf dem Abendmahlsbilde legen, und erst dadurch ist dieses wirklich die Seele des Bildes geworden.

Heim trat von dem Sterbelager zurück und setzte sich zu den anderen, die im Halbkreise vor der Butze saßen und auf die Stunde der Auflösung harrten. Von Zeit zu Zeit stand die alte Mutter auf und labte den Sterbenden mit Wasser, dann las sie mit zitteriger

Stimme aus dem Anhang des Gesangbuches Sterbegebete, dann wieder saßen sie schweigend und hörten auf die unregelmäßigen Atemzüge des mit dem Tode Ringenden und auf das unbarmherzige Ticktack der Wanduhr. Einmal flog ein Käuzchen, durch den ungewohnten Lichtschein angezogen, mit flatterndem Flügelschlage gegen das Fenster und rief sein unheimliches: „Komm mit!" Der Junge schrie entsetzt auf, die anderen zuckten zusammen und sahen mit wirren Augen auf das Fenster. Aber Arnsmudder zog die dicke Hornbrille von der Stirn auf die Augen herab und las ein Gebet, das mit kräftigen Worten den Sieg des Glaubens über den Tod und seine Schrecken feiert. Da schwand das Grauen, das der unheimliche Todesvogel geweckt hatte.

Einige Minuten nach Mitternacht tat Arnsvader zwei tiefe Atemzüge und hatte ausgekämpft. Während die Kinder und Großkinder und der Maler in stillem Schmerz auf das ehrwürdige, friedvolle Totenantlitz schauten, drückte die alte Mutter ihrem voraufgegangenen Lebensgefährten die Augen zu. Dann wandte sie sich ab, verbarg das Gesicht in der Schürze und brach in heftiges Schluchzen aus. Franz Heim kehrte traurig in seine Wohnung zurück.

Am anderen Morgen kam er zeitig wieder. Es wurde gerade beraten, welcher der Nachbarn auf der Pfarre die Beerdigung anmelden sollte. „Arnsmudder," sagte der Maler, „ick bin Vadern in de leste Tied de nächste Nahwer wän; laten Se mi man hengahn."

Es war gegen zehn Uhr des Morgens, als Franz Heim in das Pfarrhaus zu Wrieloh eintrat. Er wartete auf dem Vorplatz. Als Grete, die auf das Klingeln der Tür herbeikam, den unerwarteten Besuch erblickte, erschrak sie. Dann bemerkte sie den Ernst seines Gesichtes und die schwarze Kleidung und fragte schnell und ängstlich: „Was ist geschehen?" Sie sehen ja so traurig aus, Herr Heim." „Arnswader ist diese Nacht gestorben. Ich wollte das bei Ihrem Herrn Vater anmelden," sagte er. Da reichte sie ihm die Hand mit einem warmen Druck und sagte: „Das tut mir leid, da haben Sie gewiß viel verloren." Dann führte sie ihn in das Studierzimmer ihres Vaters, an dessen Tür sie umkehrte.

Der Pastor bat ihn, Platz zu nehmen, erkundigte sich nach Zeit und Umständen des Todes und machte Notizen. Dann lehnte er sich in seinen Schreibsessel zurück und sagte: „Da ist wieder einer von den guten Alten hingegangen, deren Reihe sich mit jedem Jahr mehr lichtet. Sie haben Arnsvader in der letzten Zeit ja auch wohl näher kennengelernt?"

„Ja," entgegnete der Maler, „und ich bin dankbar, daß ich diesen Lebensabend habe schauen dürfen. Arnsvader war einer von den sehr seltenen Menschen, von denen man ohne ein einschränkendes Aber sagen kann: Er war ein Kind Gottes, voll Herzenseinfalt und Gemütstiefe. Und dabei war er so eckig und kantig, so echt und wahr, ein echter Lüneburger Bauersmann."

Der Pastor freute sich über das schöne und warme Zeugnis, das der junge Maler für den alten Häusling

ablegte. Mit einem herzlichen Händedruck schieden die beiden Männer voneinander.

Am Donnerstagnachmittag fand die Beerdigung statt. So war es zwischen Franz Heim und dem Pastor verabredet worden.

Gegen ein Uhr wurde der einfache Sarg in der Mitte der Lehmdiele auf drei Holzstühlen aufgebahrt. Die grünlichen Leuchter, die auf dem Hochzeitstische und beim letzten Abendmahl gebrannt hatten, taten jetzt wieder Dienst. Die Flammen flackerten unruhig im Zugwinde und warfen ein unsicheres Licht in den dunklen, rauchgeschwärzten Raum und auf die ernsten Gesichter der sich allmählich sammelnden Trauergemeinde. Die Frauen traten heran und legten schlichte Tannenkränze auf den Sarg. Der Lehrer des Dorfes ließ die Singknaben singen: ‚Christus, der ist mein Leben,' und las ein Gebet, dann hoben die Nachbarn den Sarg auf den mit Stroh belegten Wagen des Snarshofes. Vorne nahmen die Frauen des Hauses Platz, die den Kopf bis auf das Gesicht mit schwarzen Tüchern verhüllt hatten. Die anderen folgten zu Fuße. Am Hoftor standen die jüngeren Kinder des Dorfes und schauten mit großen, fragenden Augen dem schwarzen Zuge nach.

Als der Wagen über die Wrieloher Holzbrücke fuhr, fingen die Glocken an zu läuten. Vor dem Kirchhofstor wurde der Sarg abgehoben, und der Pastor und Küster stellten sich an die Spitze des Zuges. Nachdem die Leiche in das Grab gelassen war, sammelte das Trauergefolge sich in der Kirche. Nach einem ein-

leitenden Gesangverse verlas der Pastor den Lebenslauf des Entschlafenen, den der Lehrer von Vierhöfen in den dafür feststehenden Worten und Wendungen abgefaßt hatte, darauf hielt er die Gedächtnisrede. Seit langem war ihm die nicht so leicht gefallen. Das ganze Leben Arnsvaders war ja eine eindringliche Predigt gewesen, und das predigte auch am besten bei dieser Gedächtnisfeier. Franz Heim vermißte allerdings wohl den einen oder anderen Zug, aber er machte dem Pastor keinen Vorwurf daraus. Er war vielmehr dankbar, daß er den Alten im täglichen Verkehr genauer kennengelernt hatte, als es jenem aus der Ferne möglich gewesen war.

Als die Feier beendigt war, ging er mit dem alten Lehrer ins Schulhaus. Sie sprachen über den Verstorbenen, und Herr Bartels fragte, wie er denn nun sein Abendmahlsgemälde vollenden wolle. „Das Bild ist bald fertig," sagte Heim, „als Hauptfigur fehlt mir nur noch der Pastor, dessen Gestalt ich erst in den Umrissen bezeichnet habe. Wenn ich nur erst wüßte, wie ich es da noch mache. Vielleicht müssen Sie mir noch als Modell herhalten, Herr Bartels."

„Nein, davon wird nichts," sagte der alte Herr lächelnd, „Herr Pastor gehört nun einmal auf dein Bild, und er ist sehr gefällig und wird dir gern einige Sitzungen gewähren. Aber wie machen wir das? Er kann natürlich nicht immer nach Vierhöfen laufen, und du nicht immer hierher." Herr Bartels dachte einen Augenblick nach, dann fuhr er fort: „Ich will dir einen Vorschlag machen. Du vollendest dein Bild, so

weit es möglich ist, in Vierhöfen. Dann siedelst du nach hier in mein Haus über und malst den Pastor. Angenommen?"

Heim sann nach. „Bis Ende der Woche," meinte er zögernd, „könnte ich in Vierhöfen fertig sein."

„Also kommst du Sonnabendabend hierher. Und dann gehst du zum Herrn Pastor und trägst ihm deinen Wunsch vor. Oder soll ich schon in diesen Tagen mit ihm darüber sprechen?"

„Nein, bitte nicht!" wehrte der Maler ab. Er schien noch immer in sich zu kämpfen, ob er der Einladung folgen wollte oder nicht. So schön hatte er sich die Stunden ausgemalt, wenn er im Pfarrhaus seinem Bilde die letzte Hand anlegen würde. Doch seit dem letzten Sonntage war das anders.

Aber das Bild, das nun so weit gediehen war, mußte vollendet werden. Und wenn die eine schöne Hoffnung auch dahin war, für das Bild, das er mit jener Hoffnung im Herzen gemalt hatte, wollte und durfte er nicht aufhören zu arbeiten und zu hoffen.

„Ja, Herr Bartels, ich nehme Ihre Einladung für ein paar Tage an und komme am Sonnabend mit Sack und Pack," sagte er endlich.

Die letzten Tage in Vierhöfen eilten unter angestrengter Arbeit schnell dahin. Es galt vor allem, Arnsmudders Bild zu vollenden. Früher hatte sie für die Malerei in ihrer Dönze nicht viel übrig gehabt, und oft genug hatte sie gebrummt. Jetzt überraschte der Maler sie mehrere Male dabei, wie sie vor seinem

Gemälde stand und still das Bild ihres Heimgegangenen betrachtete, wobei sie sich mit dem Schürzenzipfel eine Träne aus dem Auge wischte. Da die Unruhe und Aufregung in den letzten Tagen sie stark mitgenommen hatte, saß sie viel im Lehnstuhl, und Heim konnte sie gut malen.

Am Sonnabendnachmittag sagte er seinen Freunden Lebewohl. Dem Häusling hinterließ er ein Geldgeschenk, den anderen kleinere Andenken. Als er das Haus verließ, wandte er sich noch einmal um und warf einen langen Blick auf den Spruch über der Tür, mit dem für ihn ein neues, frisches Arbeitsleben begonnen hatte: „Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut."

Frau Dreyer hatte ein reiches Abschiedsmahl bereitet. Sie war sehr bewegt und sprach wehmütige Abschiedsworte, vergaß aber auch nicht, den Snarshof und seine Wirtschaft durch ihren ersten Sommergast der Welt empfehlen zu lassen.

Snarsbur selbst wollte fahren. Nachdem die Habseligkeiten des Malers auf dem Kastenwagen untergebracht waren, nahmen die beiden auf einem quergelegten Sack Platz. Der Mann war schweigsam, wie immer. Franz Heim schaute sich noch einige Male nach dem stillen Heidedorf um, das er nun verließ. Bald war es in der hereinbrechenden Dämmerung verschwunden.

Als der Wagen vor dem Küsterhause in Wrieloh hielt, herrschte bereits völliges Dunkel. Auch war es schon empfindlich kalt. Das Gepäck wurde ins Haus

geschafft, dann führte der alte Lehrer seinen Gast auf das Giebelzimmer, das er ihm schmuck und behaglich eingerichtet hatte. Über das Sofa hatte er ihm die Bilder seiner Eltern gehängt, ein Ecktischchen war mit Urnen und Steinwaffen geschmückt, und in dem altmodischen Kachelofen knisterte ein munteres Feuer, das von harzigem Fuhrenholz und Torf genährt wurde. Über den Maler kam ein Gefühl der Behaglichkeit, wie er es lange nicht mehr gehabt hatte.

Bald wurde es aber doch zu heiß. Die Küstermagd hatte es zu gut gemeint. Franz Heim öffnete die Fenster und lehnte sich hinaus. Drüben lag in dunklen Umrissen das Pfarrhaus. Nach der Straße zu brannte nur die trübe Flurlampe. Stumm lag das Haus da. — Plötzlich tönten die Klänge eines Klaviers durch die Abendstille. Es war die schöne Weise: „Harre, meine Seele." Und dann sang die helle Stimme, die er so gut kannte, die Worte mit. Atemlos lauschte er. O, dürfte er das Lied doch als heimlichen Willkommengruß für sich nehmen!

Aber er wußte ja, wie die Dinge lagen.

Dennoch freute er sich des Liedes und dachte an den Spruch vor der Häuslingskate in Vierhöfen, und an sein eigenes Leben, und wie er nach Tagen tiefer Hoffnungslosigkeit das Vertrauen wiedergewonnen hatte.

Am folgenden Nachmittage ging Franz Heim von halb fünf Uhr ab unruhig im Küstergarten auf und ab. So oft er an den Zaun kam, warf er einen Blick nach der Tür des Pfarrhauses hinüber. Als sich nach und nach einige Sänger einstellten, zog er sich etwas tiefer in den Garten zurück, um nicht in ein Gespräch verwickelt zu werden. Aber das Pfarrhaus behielt er im Auge.

Endlich öffnete sich die Tür, und Grete Werner trat heraus. Er richtete es so ein, daß er an der Haustür der Lehrerwohnung mit ihr zusammentraf. Die Sänger traten sonst vom Spielplatz her unmitttelbar in das Schulzimmer.

„Fräulein Werner," sagte er, indem er grüßend näher trat, „wir haben öfters von meinem Abendmahlsbilde gesprochen. Darf ich mir vielleicht erlauben, es Ihnen zu zeigen? Ich habe es jetzt hier."

„Das wäre mir sehr lieb," meinte sie etwas unsicher. „Aber müssen wir jetzt nicht zum Singen?"

Er zog seine Uhr und sagte: „Wir haben noch genau vier Minuten Zeit. Darf ich Sie bitten, einzutreten?"

Er führte sie in die beste Stube, wo er das Bild in günstigster Beleuchtung aufgestellt hatte. Auch mit dem breiten Goldrahmen, der am Abend vorher angekommen war, hatte er es provisorisch versehen.

„Bitte, treten Sie hierher! Von hier muß das Bild betrachtet werden," sagte er. Sie nahm den ihr angewiesenen Platz ein. Zuerst schaute sie etwas neugierig hin, dann wurde ihr Blick stiller und ernster. Die schlanke Gestalt war leicht nach vorn geneigt, und das Auge unverwandt auf das Bild gerichtet. Heim, der klopfenden Herzens neben ihr stand, beobachtete, wie sie das Bild zu sich sprechen ließ. — Nach einer Weile trat sie näher, um die Einzelheiten schärfer zu sehen. Da entdeckte sie an dem Fenster der Dönze die Blumenvase mit der blauen Heide und den weißen Rosen. Sie erschrak. Eine jähe Röte stieg in ihre Wangen, und sie fühlte den Blick Heims auf sich ruhen. Verwirrt senkte sie das Haupt.

In diesem Augenblick begann Herr Bartels im Schulzimmer seine Geige zu stimmen. Sie richtete sich auf und sagte hastig: „Wir müssen zum Singen." Als sie dabei den Maler schnell anblickte, wurden ihre Augen von seinem ernsten, fragenden Blick festgehalten. Und da schauten sie sich in die Seele. In Heims Augen leuchtete es auf, und sie senkte, noch tiefer errötend, das Haupt.

Nun wandte sie sich zum Gehen. „Eine kleine Frage noch!" bat Heim. „Wollen Sie mir nun helfen, daß das Bild vollendet wird?"

„Wie kann ich das?" fragte sie leise.

„Wollen Sie Ihren Herrn Vater bitten, mir Gelegenheit zu geben, daß ich ihn in das Bild male?"

„Ist denn gerade mein Vater dazu nötig?" fragte sie zögernd, ohne ihn anzusehen.

„Es wäre für mich von größtem Wert, wenn ich das Bild in allem so malen könnte, wie es mir von Anfang an vorschwebt,“ sagte er bestimmt.

Einen Augenblick schien es in ihr zu kämpfen. Dann richtete sie sich auf und sagte fest: „Ich will es tun. Nun müssen wir aber zum Singen,“ fügte sie schnell hinzu, da Herr Bartels eben anfing, eine Melodie zu spielen. Und schon war sie zur Stube hinaus, um über den Schulhof ins Schulzimmer zu gehen. Dem Maler blieb nun auch nichts anderes übrig, als sich zu den Sängern zu begeben. Er trat durch die Tür, die unmittelbar von der Lehrerwohnung in die Schule führte.

Der Sopran sang diesen Nachmittag etwas unsicher und zerstreut und mußte seine Stimme öfters als sonst wiederholen. Der Tenor dagegen machte seine Sache großartig.

Die Pastorsfamilie saß beim Abendbrot. Der Hausherr spähte über den Tisch und sagte schließlich: „Das Salz fehlt.“ Grete flog zum Anrichteschrank und brachte es. Dann stand Fritz auf und holte sich ein Messer. „Das ist aber doch zu doll, Grete,“ sagte die Mutter vorwurfsvoll, „wo hast du denn heute abend deinen Kopf gehabt?“ Sie sah streng zur Tochter hinüber und bemerkte ihre bleiche Gesichtsfarbe. „Du bist doch nicht krank?“ fragte sie zärtlicher. „Nein,“ sagte diese, vor sich niedersehend.

Sie standen vom Tische auf. Der Vater begab sich nach seiner Gewohnheit zunächst in sein Studier-

zimmer, die Mutter in die Wohnstube, wo sich dann später die ganze Familie zu versammeln pflegte. Grete ging nach oben auf ihre Kammer. Dort stellte sie sich ans Fenster und drückte die heiße Stirn an die kalten Scheiben. Dann schritt sie unruhig in dem dunklen Raum auf und ab und ließ sich endlich müde auf dem Bettrand nieder. Eine Weile saß sie regungslos.

Als die Turmuhr acht schlug, raffte sie sich auf. Entschlossen erhob sie sich, strich sich das verwirrte Haar glatt und ging die Treppe hinunter. Leise trat sie in das Studierzimmer ihres Vaters, der am Ofen saß und den Reichsboten las. Sanft legte sie die Hand auf seine Schulter und sagte: „Vater, ich habe eine kleine Bitte an dich."

Der Pastor blickte auf, faltete die Zeitung zusammen und fragte: „Nun? Was ist's?"

„Ich war heute nachmittag im Gesangchor."

„Das weiß ich."

„Das Singen geht jetzt immer sehr gut. Wir haben in der letzten Zeit einige tüchtige Mitglieder bekommen."

„Das freut mich."

Nun herrschte Stille. Der Vater sah seine Tochter verwundert an, und diese wurde immer verwirrter.

Endlich kam sie ohne Umschweife mit ihrem Anliegen heraus: „Ich wollte dich bitten für den Maler, der hier damals auf unserem Missionsfest war. Er hat ein großes Gemälde in Arbeit. Es stellt dar, wie du dem alten Arnsvader, den ihr letzen Donnerstag beerdigt habt, das heilige Abendmahl reichst. Nun

möchtest du ihm doch Gelegenheit geben, das Bild zu vollenden, indem du dich auch darauf malen lässest."

„Aber Kind, wie kommst d u denn dazu, mich darum zu bitten?" fragte der Vater erstaunt.

Sie errötete und sagte, den Blick senkend: „Herr Heim, der seit gestern abend bei Herrn Bartels wohnt, hat mir vorhin sein Bild gezeigt und mich gebeten, seine Bitte an dich zu überbringen."

„Soo? Warum kommt er denn nicht selbst damit über?"

„Das weiß ich wirklich nicht. — Nicht wahr, Väterchen, du tust ihm den kleinen Gefallen! Er ist ja ein Anfänger, und es kommt so viel darauf an, daß dieses große Bild ihm gut gelingt. Er hat schon viele Enttäuschungen erlebt und setzt nun alle Hoffnung auf diese Arbeit."

„Woher weißt du denn das alles so genau?" fragte der Vater immer erstaunter.

„Herr Heim singt seit einigen Wochen mit in unserem Chor, und da haben wir uns zuweilen gesprochen."

„Das ist mir ja ganz neu."

„Herr Bartels," fuhr sie eifrig fort, „ist sehr froh über dieses neue Mitglied. Gerade im Tenor konnten wir einen so sicheren Sänger gut gebrauchen. Du weißt ja, Riggers, der auch ganz gut sang, ist Ostern ausgetreten."

„Weiß Mutter schon davon?"

„Nein."

Als ob man sie gerufen hätte, trat in diesem Augenblick die Pastorin ein. „Wo bleibt ihr denn so lange?“ fragte sie ärgerlich. „Ich warte schon eine Viertelstunde auf euch.“

„Wir haben etwas zu besprechen,“ sagte der Vater.

„Da darf ich doch wohl auch dabei sein,“ meinte sie und setzte sich breit mitten in das großblumige Sofa. „Na, was gibt's? Oder handelt es sich um ein Geburtstagsgeheimnis?“

„Nein. Nun, Grete, erzähl' Mutter die Sache,“ sagte der Vater.

„Ach bitte, tu du's,“ bat sie.

Der Pastor lehnte sich zurück und sagte: „Na, denn man los! Also die Sache ist kurz die: Herr Heim, der seit einiger Zeit mit unserer Grete in Herrn Bartels Chor singt — ich finde das sehr nett und freundlich von dem jungen Mann, daß er es sich unter den einfachen Bauersleuten wohl sein läßt, und werde ihm für seine treue Hilfe noch besonders danken — also, Herr Heim hat ein großes Gemälde in Arbeit, das er heute, nachdem er gestern abend nach hier übergesiedelt ist, unserer Grete gezeigt hat. Da nun das Bild ein Krankenabendmahl hiesiger Gemeinde darstellt, und ich der zeitige pastor loci bin, so kann er mich auf dem Bild nicht gut entbehren und läßt mich durch Grete bitten, ihm einige Sitzungen zu gewähren. Was meinst du dazu, liebe Frau?“

Die liebe Frau meinte zunächst gar nichts. Sie rang nach Atem und sah mit starrem Blick bald den Mann und bald die Tochter an.

In diesem Augenblick traten Hans und Fritz ein, die im Wohnzimmer die Dominosteine ausgepackt und vergeblich auf die Mitspieler gewartet hatten. Ihnen gegenüber fand Frau Pastorin zuerst ihre Sprache wieder: „Macht, daß ihr ins Bett kommt!" „Aber Mutter, es ist ja erst halb neun," sagten beide gleichzeitig. „Schadet nichts! Marsch mit euch!" lautete der Befehl, der keinen Widerspruch zuließ. Die armen Jungens zogen mit dem Gefühl ihrer gekränkten Rechte ab. Für die Sonntage war ihnen ja ein für allemal das Aufbleiben bis neun Uhr bewilligt. Bis gegen zehn Uhr murrten sie noch in ihren Betten.

Inzwischen hatte die Mutter sich so weit gefaßt, daß sie wenigstens ihre Meinung zu der in Frage stehenden Angelegenheit sagen konnte. „Was ich dazu meine? Da bin ich ganz und gar dagegen. Was? Du willst dich auf ein Bild malen lassen, das womöglich durch die ganze Welt reist, und dich überall von den Leuten angucken lassen?"

„Warum denn nicht?" fragte er, etwas belustigt, „sehe ich denn so garstig aus, daß ich mich schämen muß?"

„Und wenn Herr Heim noch was draus machte!" fuhr sie eifrig fort. „Was hat der denn bisher geleistet? Gehört hat man doch davon noch nichts."

„Frau, wir beide haben das Bild noch nicht gesehen und können nicht urteilen. Grete, wie hat es dir gefallen?"

„Ich weiß gewiß, Vater," sagte sie leise und sich enger an ihn schmiegend, über die unerwartete Bun-

desgenossenschaft froh, „wenn du das Bild siehst, wirst du deine herzliche Freude daran haben."

„Was versteht denn das Gör von Bildern!" eiferte nun Frau Pastorin gegen die Tochter. „Du solltest dich man besser um die Küche und den Haushalt bekümmern, statt dich in Dinge zu mischen, die dich nichts angehen, und von denen du nichts verstehst. Was geht denn dich der hergelaufene Maler an!"

„Mutter!" schrie Grete auf. Sie hatte den Mund geöffnet, um noch mehr zu sagen. Aber sie preßte die Lippen aufeinander und ging hinaus.

Die Mutter sah ihr überrascht und erschrocken nach. Dann zerknitterte sie eine Drucksache, die vor ihr auf dem Tisch lag und sagte mit bebender Stimme: „Da haben wir die Bescherung. Man sitzt im Hause, ahnt nichts Arges, und drüben im Schulhause geht der alte Schleicher, der Küster, bei und verkuppelt einem die einzige Tochter." Zornig stopfte sie das zerknitterte Papier in die Sofaecke.

„Frau," rief der Pastor jetzt mit Nachdruck, „ich verbitte mir energisch, daß du so von unserem alten Küster sprichst. Du weißt ganz gut, daß er kein Schleicher und Kuppler ist. Sei doch vernünftig und beruhige dich! Es handelt sich hier lediglich um die Frage, ob ich dem jungen Maler seine kleine Bitte erfüllen will oder nicht."

„Nein! Nein!" rief sie. „Onkel Julius hat sich auch einmal malen lassen, und nachher sagte er: ‚Niemals wieder!' Das ewige Stillsitzen soll furchtbar anstrengen."

„Na, wenn anders nichts ist! Ihr Pastorenfrauen

sollt eure Männer nur nicht in Watte packen. Sonst werden wir alle solche Ruinen, wie unser alter Nachbar Beermann eine ist."

„Aber das sage ich dir, Friedrich, meine Stuben gebe ich dazu nicht her. Ich habe keine Lust, nachher die Öl- und Farbenflecken wieder aus dem Fußboden zu scheuern und mir die guten Möbeln verderben zu lassen."

„Sollst du auch nicht. Ich werde in das Schulhaus hinübergehen. Dann brauchst du den schrecklichen Menschen gar nicht zu sehen, und deine Tochter bleibt auch vor seinen Blicken bewahrt."

Sie wollte noch einmal wieder anfangen, aber er bat: „Bitte, Mariechen, tue mir den einzigen Gefallen und schweig jetzt still! Ich kann dem Maler unmöglich die kleine Bitte abschlagen, und damit Punktum! — Wir haben uns ja immer gut vertragen und wollen uns doch wegen solcher Lappalie nicht erzürnen. Ich will mal sehen, wo Grete steckt."

Er ging und fand die Tochter in dem dunklen Eßzimmer. „Komm, Grete," sagte er liebevoll, „ich werde morgen früh zu Herrn Heim hinübergehen und ihm seinen Wunsch erfüllen." Als er mit ihr auf den erleuchteten Flur kam, sah er, daß ihre Augen gerötet waren. „Was? Du hast geweint, Kind?" Statt einer Antwort gab sie ihm zwei Küsse. Auch die Mutter mußte sich halb widerwillig einen Kuß gefallen lassen. Noch nie hatte sie an einem Kuß von dem roten, weichen Mund der geliebten Tochter so wenig Freude gehabt.

Die Wolken von diesem Gewitter am ehelichen Him-

mel — ein so schweres war zum Glück noch niemals vorgekommen — standen noch tagelang am Horizont, und einige Male schien es, als ob sie sich noch wieder zu einem Gewitter zusammenballen wollten. Aber endlich verzogen sie sich doch. Frau Pastorin gab der Geschichte allmählich eine harmlosere Auslegung und freute sich über ihre Tochter, die nach der Zerstreutheit der letzten Wochen nun wieder so fleißig und aufmerksam war, wie sie es bei ihrem lieben, gehorsamen Kinde gewohnt war.

Franz Heim war am anderen Morgen eben zu seinem Bilde gegangen, als es an die Tür klopfte, und der Pastor, den Talar auf dem Arm, bei ihm eintrat. „Ich höre von meiner Tochter, daß Sie mich für Ihr neuestes Gemälde wünschen, und stehe Ihnen zur Verfügung. Ach, da ist es ja.“ — Als er es eine Weile betrachtet hatte, sagte er: „Es ist mir eine Freude, daß ich auf diesem Bilde auch ein Plätzchen finden soll.“ Der Maler dankte für das freundliche Entgegenkommen und ging dann sofort an die Arbeit. Die halb niedergelassenen Vorhänge und die Stummel der Kirchenlichter, die nach altem Recht dem Küster zufallen, schufen annähernd die Beleuchtung, die in der Häuslingsstube geherrscht hatte.

Der Pastor kam nun jeden Vormittag gegen halb elf, wenn er seine Jungens unterrichtet hatte. Die Langeweile, mit der seine liebe Frau ihn bange gemacht hatte, trat durchaus nicht ein. Im Gegenteil, es waren für ihn anregende Stunden, eine schöne Er-

holung nach der Paukerei mit Hans und Fritz. Gern hätte er den jungen Künstler, mit dem er von Tag zu Tag lieber verkehrte, für die Abende in sein Haus eingeladen. Aber diesen Schmerz mochte er seiner Frau doch nicht antun. Sie machte schon immer ein schrecklich böses Gesicht und überhäufte ihn nachher mit Vorwürfen, wenn er bei Tisch nur einmal von ihm sprach.

Als es wieder Sonntagnachmittag geworden war, erlebte Franz Heim die Enttäuschung, daß Grete nicht zum Singen kam. Wie hatte er sich darauf gefreut, da er sie die ganze Woche nur aus der Ferne gesehen hatte! Ganz gegen ihre Gewohnheit hatte die Mutter für den Sonntagabend einen so komplizierten Küchenzettel aufgestellt, daß sie nicht abkommen konnte.

Am folgenden Dienstag ging der Pastor zum letztenmal ins Küsterhaus hinüber. Als die Arbeit vollendet war, überreichte der Maler ihm ein Bild in hübschem weißen Birkenrahmen und sagte: „Erlauben Sie, Herr Pastor, daß ich Ihnen dieses Ihr Porträt mit herzlichem Dank für Ihre Mühe und Geduld übergebe. Ich habe es in den Mußestunden der letzten Tage nach dem Gemälde hier gemalt." — Der Empfänger machte große Augen und war aufs angenehmste überrascht. „Das paßt ja herrlich," sagte er, indem er das gut getroffene Bildnis besah und dem Maler die Hand schüttelte. „Meine Frau hat Donnerstag Geburtstag, und ich wußte noch immer nicht, was ich ihr schenken wollte. Nun bin ich ja mit einem Male aus der Verlegenheit heraus. Sonst hätte ich morgen noch nach Celle müssen. Haben Sie herzlichen Dank!"

Er packte das Bild, dessen Farben noch nicht ganz getrocknet waren, in einen Karton, wickelte diesen in seinen Talar und brachte den Schatz unbemerkt in seine Studierstube. Dort verschloß er ihn im Aktenschrank.

Der Geburtstagmorgen kam. In dämmernder Frühe brachten die Kinder nach der Sitte des Hauses dem Geburtstagskinde ein Ständchen, und als es dann bald darauf erschien, geleiteten sie es an den Geburtstagstisch. „Ei, ei!“ sagte sie, und bewunderte den Tischläufer, den Grete heimlich gestickt hatte. Dann nahm sie das Nähkästchen in die Hand, die gemeinsame Laubsägearbeit der beiden Jungens. Und als sie nun das Tuch hinwegzog, das ihres Mannes Geschenk verhüllte, da schaute dessen Bild aus dem sauberen, weißen Naturrahmen sie freundlich und lebhaft an. „Woher hast du denn das?“ fragte sie, auf das höchste überrascht. „Das kannst du dir wohl denken,“ sagte er lächelnd. Sie wurde ein wenig rot und verlegen und sagte, das Bild aufs neue betrachtend: „Aber das muß man sagen, wunderschön getroffen ist's. So ein hübsches Geschenk hast du mir noch nie gemacht.“ „Also du freust dich doch? Das ist ja man gut,“ sagte er, behaglich die Hände reibend. „Es ist nur schade, daß wir nicht auch ein solches Bild von dir haben. Das gäbe einen wunderhübschen Schmuck für die beste Stube.“ „Ja, freilich,“ antwortete sie, die Worte nachdenklich dehnend.

Sie konnte es nicht wieder vergessen: „Wenn wir doch auch solch ein Bild von dir hätten!“ In gut vierzehn Tagen feierte ihr Eheherr seinen Geburtstag. Wenn sie ihn dann mit ihrem Bilde überraschen

könnte! — Früher hatte sie das einmal mit einer großen Photographie versucht, aber das war kläglich ausgefallen. Bei dem Dankesagen hatte ihr Mann ein so süßsaures Gesicht gemacht, und in einer offenherzigen Stunde hatte er rundweg erklärt, sie könnte alles von ihm verlangen, nur eins nicht: daß er dieses fürchterliche Bild mit dem matten, schmachtenden Augenaufschlag, der seiner frischen, munteren Frau so gar nicht anstehe, in seinem Zimmer aufhängen sollte. Wenn sie sich nun malen lassen könnte! Das würde gewiß anders ausfallen. — Aber, ach was! Sie wollte ja mit dem Maler gar nichts zu tun haben. Sie schlug sich den Gedanken aus dem Sinn.

Aber nach dem Mittagessen, als sie sich ein wenig hingelegt hatte, kam er wieder. Sie dachte, wenn sie das Bild bestellte und bezahlte, dann wäre das ein Geschäft wie jedes andere und hätte sonst nichts zu bedeuten. Aber sie wurde doch wieder bedenklich. Vorm Einschlafen am Abend war sie fest entschlossen, den unbesonnenen Streich, der den Maler näher an ihr Haus heranziehen könnte, nicht zu machen.

Als sie aber am anderen Tage das schöne Geburtstagsgeschenk noch einmal liebevoll betrachtete, wurde doch wieder der Wunsch in ihr lebendig, das Gegenstück zu besitzen. Und nun dachte sie schon darüber nach, wie das Ding am besten einzufädeln wäre.

Am Nachmittag, als ihr Mann und die Kinder den gewohnten Spaziergang angetreten hatten, machte sie sich schnell besuchsfertig und stahl sich über die Straße ins Küsterhaus.

Franz Heim machte sehr verwunderte Augen, als plötzlich die unnahbare Frau Pastorin bei ihm eintrat. Höflich bat er sie, Platz zu nehmen. „Mein Mann," so begann sie etwas stockend, „hat mir viel von Ihrem wundervollen Abendmahlsbilde erzählt. Da möchte ich Sie nun bitten, mir es auch zu zeigen, wenn es Ihnen nicht zu mühsam ist."

Der Maler zuckte die Achseln und sagte: „Ich bedaure sehr, daß ich Ihnen damit nicht dienen kann, Frau Pastorin. Das Bild ist leider heute gerade zur Ausstellung nach München abgegangen."

„Ach so, das ist ja sehr schade ... aber ich habe noch etwas anderes auf dem Herzen. Sie haben meinen Mann gemalt, und ich möchte Ihnen danken für das ausgezeichnete Bild, mit dem er mir eine große Geburtstagsfreude gemacht hat ... Mein Mann bedauerte nur, daß er nicht auch ein solches Bild von mir besäße. Ich habe schon gedacht, mal wieder zum Photographen zu gehen. Aber da werde ich nie gut, und ich fürchte, mit einer Photographie würde ich ihm, wenn er heute in vierzehn Tagen Geburtstag feiert, keine rechte Freude machen. Er sagt immer, ich stecke da jedesmal ein besonderes Photographiergesicht auf, das er nicht ausstehen könnte ..."

„Verzeihen Sie, daß ich unterbreche," sagte der Maler. „Wenn ich Ihnen mit meiner Kunst, die ja jene Gefahr des Unnatürlichen vermeiden kann, dienen dürfte, so würde mir das eine besondere Freude sein. Ich habe jetzt viel Zeit, da meine beiden größeren Arbeiten vollendet sind, und ich einstweilen nichts Größeres

anfangen möchte. Ich stehe Ihnen mit meiner Zeit ganz zur Verfügung und bitte Sie, nur zu bestimmen."

„Es ist zu freundlich von Ihnen," sagte Frau Pastorin mit ihrem liebenswürdigsten Gesicht. „Sie haben gleich erraten, was ich kaum sagen mochte. Natürlich müßten wir die Sache so einrichten, daß mein Mann nichts merkt. Nun macht er nachmittags nach dem Kaffee seinen regelmäßigen Spaziergang. Es fällt weiter nicht auf, wenn ich davon zurückbleibe. Dürfte ich Sie nun bitten, um diese Zeit, sagen wir um vier Uhr, zu mir herüberzukommen?"

„Mit tausend Freuden! Morgen bin ich pünktlich bei Ihnen," sagte Heim, sich leicht verneigend.

Damit ging Frau Pastorin ihrer Wege, froh, die Angelegenheit so gut in Ordnung gebracht zu haben. Als sie das Schulhaus verließ, blickte sie rechts und links die Straße hinunter und freute sich, daß kein Mensch zu sehen war.

Heim stellte sich am anderen Tage pünklich ein. Er kam mit der frohen Hoffnung, bei der Mutter die Tochter zu finden. Doch diese ließ sich nicht sehen, und auch die nächsten Tage nicht, so sehr er auch von einem Mal auf das andere darauf hoffte.

Anfangs versuchte Frau Pastorin wohl noch einmal, das alte, unnatürliche Photographiergesicht zu machen. Auf die Länge ließ sich das aber nicht festhalten, und bald gab sie sich, wie sie war. Das schlichte, natürliche Wesen des Malers trug auch wohl dazu bei. Sie fand überhaupt bald heraus, daß dieser der verstiegene, leichtsinnige Künstler nicht war, als den

sie ihn sich immer vorgestellt hatte. Wie mußte er so nett zu erzählen von der Einrichtung und Benutzung des Hauses zu Lebzeiten seiner Eltern! Einiges erschien der Frau Pastorin so praktisch, daß sie danach kleine Änderungen vorzunehmen beschloß. Andererseits erkannte der junge Mann auch manche Einrichtung, die sie getroffen, als zweckmäßiger an. Als sie über die Tapeten sprachen, die sie selbst vor einigen Jahren ausgesucht und gegen ihren Mann durchgesetzt hatte, erkannte der Maler, der sich doch darauf verstehen mußte, den in dieser Auswahl bewiesenen Geschmack mit Bewunderung an. So kam es, daß es ihr jedesmal leid tat, wenn sie im Blick auf den vorrückenden Zeiger der Kuckucksuhr sagen mußte: „Herr Heim, ich glaube, wir müssen aufhören. Sonst werden wir überrascht."

Acht Tage etwa waren so verstrichen, das Bild ging seiner Vollendung entgegen, Heim, der eben wieder zum Aufbruch rüstete, erklärte gerade, daß er in drei bis vier Tagen fertig sein könne, da führte Doris, die nicht für die Förmlichkeit des Anmeldens war, Besuch ins Zimmer — Pastor Fredrich aus Prelle. Der Frau Pastorin, die tödlich erschrack, fiel sofort ein gewisser feierlicher Zug in seinem Gesicht auf, sie bemerkte aber auch ganz gut den Schatten, der über seine Züge ging, als er des Malers ansichtig wurde. Als sie sich von der ersten Überraschung erholt hatte, sagte sie: „Seien Sie uns herzlich willkommen, Herr Pastor! Leider sind mein Mann und die Kinder nicht zu

Hause, aber sie werden bald da sein." Inzwischen hatte Heim die Arbeit unterbrochen und wollte sich empfehlen. Die paar höflichen Worte der Frau Pastorin, die ihn zum Bleiben bewegen sollten, nahm er nicht für Ernst, und diese war froh, als er zur Tür hinaus war.

Sie eilte in die Küche, um ihrem Gast eine Tasse Kaffee zu besorgen. „Daß der Unglücksmensch nun gerade den Maler hier treffen muß!" murmelte sie vor sich hin. Dann fiel sie über das Mädchen her: „Hemw ick di dat nich seggt, du schöllst fienen Besök erst anmellen und nich so bauß in den Stuw rinstöten?" „Ick meente ..." entschuldigte Doris ... „Ach wat, meenen! du schast nich meenen. Du schast don, wat di seggt ward." Doris machte ein zerknirschtes Gesicht und dachte, wenn doch ihr August bald Ernst machte. Das Dienen hätte sie nachgerade satt.

Als Frau Pastorin wieder zu ihrem Gast eintrat, entschuldigte sich dieser, daß er gestört habe. Er habe sich das Bild angesehen. Herr Heim scheine wirklich Talent zu haben.

„Sie stören nie, Herr Pastor," sagte sie mit Nachdruck. „Sie wundern sich gewiß, uns hier so getroffen zu haben. Nun, ich lasse mich malen, für meines Mannes Geburtstag. Doch halt, ich muß das Bild schnell noch fortstellen, damit er's nicht sieht."

Als sie es in die Fremdenkammer gebracht hatte, sagte der andere, auf die Wand weisend: „Da hängt ja auch das Bild von Ihrem Herrn Gemahl. Das hat Herr Heim auch wohl gemalt?"

„Ja," sagte sie und biß sich auf die Lippen.

„Ich meinte aber doch, der Herr wohnte zwei Stunden von hier, in Vierhöfen, wenn ich nicht irre."

„Ja, da hat er auch gewohnt. Vor kurzem ist er nach hier übergesiedelt."

„Da wohnt er wohl hier bei Ihnen im Hause?" forschte der andere unbarmherzig weiter.

„Ich bitte Sie, Herr Pastor! Er wohnt bei seinem alten Lehrer, Herrn Bartels."

Nun hörte man im Garten die Stimmen der Zurückkommenden, und bald traten Vater und Tochter ins Zimmer, um den Gast zu begrüßen.

Es dauerte nicht lange, da wurde Pastor Werner gerufen, um einem Bauern den Geburtsschein seiner Mutter auszustellen. Er mußte lange suchen, da der Mann die Zeit der Geburt nur auf ein Jahrzehnt etwa angeben konnte. Grete ging in die Küche, um das Abendbrot zu bereiten. Aber die Mutter kam ihr sofort nach und sagte bestimmt: „Dafür sorge ich. Du widmest dich unserem Gast." Die Tochter gehorchte.

Von Zeit zu Zeit schlich die Mutter auf Socken in die Fremdenkammer und lauschte an der Tür. Sie schwebte zwischen Furcht und Hoffnung. Ob es heute endlich zur Aussprache kommen würde?! Der junge Pastor hatte ihr ganz den Eindruck gemacht, als ob er die Absicht hätte, sich zu erklären. Wenn nur das fatale Zusammentreffen mit dem Maler nicht gewesen wäre! — Als sie zum erstenmal an der Tür horchte, war es drinnen sehr still. Das gab ihr Hoffnung. Aber sie mußte wieder in die Küche. Als sie nach einigen Minuten mit bangem Herzklopfen wiederkam,

sprachen sie drinnen von der Obsternte. Beide waren sich darüber einig, daß es ein sehr gutes Obstjahr sei. Arg enttäuscht ging sie an ihre Bratpfanne zurück, in der die Kartoffeln für den Abendtisch lustig brieten.

Beim Abendbrot ging es ziemlich einsilbig zu. Es lag auf der ganzen Gesellschaft wie ein Druck. Als der Gast sich bald darauf verabschiedete, sagte Frau Pastorin mit etwas gequälter Liebenswürdigkeit: „Auf recht baldiges Wiedersehen!" Der andere meinte aber, im Winter gäbe es viel zu tun, und die Wege seien mit dem Rad schlecht zu passieren. Damit radelte er von dannen.

Kein Mensch im Hause wußte, was Frau Pastorin heute abend hatte. So ärgerlich und verdrießlich war sie noch nie gewesen. Der Hausherr hielt es für das klügste, sich früher als gewöhnlich in sein Studierzimmer zurückzuziehen. Grete ging der Mutter scheu aus dem Wege. Die Jungens brummten in ihren Betten, die sie wieder zu früh hatten aufsuchen müssen. Doris wurde in dem Entschluß, ihren August zur Aussprache zu bringen, befestigt. In ihrem Ärger durchstreifte die Gefürchtete das ganze Haus, und so kam sie schließlich auch in die verschlossen gehaltene Fremdenkammer, in der ihr unvollendetes Bildnis stand. Das dumme Bild, das war an allem schuld! Giftig sah sie es an. — Zufällig stand dasselbe neben dem Spiegel. So erblickte sie sich zweimal, einmal auf dem Bilde und daneben im Spiegel. Da fiel ihr plötzlich der Gegensatz zwischen dem freundlichen Ausdruck des Gemäldes und dem grimmigen, verärgerten Gesicht im Spiegel auf.

Sie schämte sich und versuchte vor dem Spiegel ein freundlicheres Gesicht zu machen. Schließlich hatte sie damit auch einigen Erfolg.

Als sie zu Bett gegangen war, konnte sie lange keinen Schlaf finden. Ihr Lieblingsplan, den sie monatelang gehegt hatte, und der nun so kläglich gescheitert war, trat ihr immer wieder vor die Seele. — Endlich versuchte sie, der Sache eine andere Seite abzugewinnen. In Prelle war es für eine junge Frau doch sehr einsam. Und vielleicht hatte das Mißtrauen, das die älteren Herren gegen den jungen Pastor Fredrich hegten, doch seine guten Gründe. Vielleicht war es ein Glück, daß es so gekommen war. Diese Gedanken beruhigten sie so weit, daß sie einschlafen konnte.

Mit dem neuen Tage erwachte der alte Schmerz von neuem. Es wäre doch zu schön gewesen! Und an allem schuld war der Maler. Mit dem wollte sie nichts mehr zu tun haben. „Doris," sagte sie zu dem Mädchen, das in das Geburtstagsgeheimnis eingeweiht war, „gah in dat Kösterhus un segg to den Maler, he schöll man vör't erste nich wedder kamen!" Doris strich sich mit der Hand das Haar glatt, band eine reine Schürze vor und wollte hinübergehen. Aber da widerrief Frau Pastorin ihren Auftrag auch schon: „Nee, bliew man erst hier!" Nein, das ging doch nicht. Sie konnte den Mann, der ihr so gefällig gewesen war, nicht auf diese Weise zum besten haben. Was half es auch, den Stall zu verriegeln, nachdem das Pferd gestohlen war? Es mußte nun gehen, wie es ging.

Als Franz Heim am Nachmittag kam, machte es

ihm viel Mühe, der Frau Pastorin ein so freundliches Gesicht abzugewinnen, wie er es zu malen wünschte. Und als er eben recht in Gang gekommen war, wurden sie wieder gestört!

Leichte Schritte huschten über den Flur, Türen wurden geöffnet und wieder geschlossen, Frau Pastorin sprang auf, aber schon ging die Tür, und herein trat — Grete.

„Hier bist du?“ fragte sie munter, da erblickte sie den Maler und blieb wie angebannt stehen. Ratlos schaute sie abwechselnd auf diesen, in dessen Augen es froh blitzte, und auf ihre Mutter, die ärgerlich fragte: „Wo kommst du denn schon her? Ihr seid ja erst eine halbe Stunde weg.“

„Vater wurde unterwegs zu einem Kranken gerufen. Da bin ich umgekehrt. Aber was ist denn das hier?“

„Na, nun bist du leider doch dahinter gekommen. Herr Heim malt mich für Vaters Geburtstag. Es sollte für euch alle eine Überraschung sein.“

Das junge Mädchen trat näher: „Ja, ja, das ist mein Mütterlein!“ Damit flog sie stürmisch auf ihre Mutter zu und küßte sie einmal über das andere. Solche warmen Küsse hatte diese lange nicht mehr von ihrem Töchterlein bekommen. „Wie wird sich Vater freuen!“ jubelte sie. Und dann wandte sie sich zu dem Maler, gab ihm die Hand und sagte: „Wie nett ist's, daß Sie mir mein Mütterlein malen!“ Dabei sahen sie sich übermütig an, was die Mutter mit Schmerz bemerkte.

Das Geheimnis wurde gut gehütet. Einige Tage

vor dem Geburtstag war das Bild vollendet und mit dem gleichen Rahmen versehen, wie das Bild des Pastors. Sehr unangenehm war es der Frau Pastorin, daß der Künstler jede Bezahlung entschieden und fast als eine Beleidigung zurückwies. „Betrachten Sie, bitte," sagte er, „das Bild, das ich in den Mußestunden gern hingeworfen habe, als einen schwachen Ausdruck meines Dankes dafür, daß Sie mir erlaubt haben, Ihren Herrn Gemahl für mein großes Gemälde in Anspruch zu nehmen." Da sah sie ihn etwas verlegen und unsicher an.

Als einige Tage darauf am Geburtstagsmorgen der Pastor die Hülle von dem Geschenk seiner Frau hinwegnahm, war er sprachlos vor Verwunderung.

„Da hast du, was du dir gewünscht hast," sagte sie.

„Wer hat das Bild denn gemalt?"

„Das kannst du dir doch wohl denken?"

„Wann habt ihr denn das gemacht?" fragte er, noch immer aufs höchste verwundert.

„Nachmittags, wenn du spazieren gingst."

„Das ist ja ganz wunderschön! Sieh mal, Frau, was du hier auf dem Bilde für ein freundliches Gesicht machst! So mag ich dich leiden. Das könntest du mir auch wohl zum Geburtstag schenken, daß du in diesem ganzen neuen Lebensjahr immer dieses Gesicht machst. Willst du?"

„Wollen mal sehen, was sich tun läßt," meinte sie lächelnd. „Es kommt darauf an, ob ihr es danach macht."

„Na, und wie wollen wir heute meinen Geburts-

tag feiern?" fragte er weiter. Wollen wir nicht den jungen Maler und Herrn Bartels für heute nachmittag einladen?"

„Ach, ich denke, wir bleiben doch lieber unter uns," sagte sie und zog die Unterlippe ein wenig kraus.

„Frau, so mußt du aussehen," sagte er, und hielt ihr das Bild unter die Augen. „Übrigens ist heute m e i n Geburtstag, und da kann ich mir einladen, wen ich will. Hans, du gehst gleich hinüber und bittest die beiden Herren zum Kaffee! Sie möchten gegen drei Uhr kommen."

Franz Heim stellte sich pünklich ein und wurde in das Familienzimmer geführt. Herr Bartels konnte erst gegen vier Uhr, nach Schluß der Schule, kommen. Als die Geburtstagsglückwünsche dargebracht waren, und von der anderen Seite der Dank für das schöne Bild, fragte Frau Pastorin: „Aber, Herr Heim, was haben Sie denn nur? Sie sehen ja so überglücklich aus. Haben Sie auch Geburtstag?"

„Das nicht, aber lesen Sie, bitte, dieses Papier!"

Er griff in die Tasche und reichte der Frau Pastorin ein Telegramm. Sie las es für sich durch, während alle Augen gespannt auf sie schauten und die des Malers leuchtend auf Grete ruhten. Dann las sie: „Ihr ‚Letztes Abendmahl' von besonderer Seite für Ankauf in Aussicht genommen. Bedingungen stellen."

Franz Heim sah, wie die helle Freude über Gretes liebliches Gesicht flog und ihr aus den blauen Augen leuchtete. Dann fanden sich ihre Augen in glücklichem

Begegnen. Und nun traten alle heran, schüttelten ihm die Hand und gratulierten herzlich. Der Pastor erklärte dieses Telegramm für seine schönste Geburtstagsfreude.

Grete ging hinaus, um den Kaffee zu besorgen, die Jungens hatte die Unruhe in den Garten getrieben. Da wurde Heim plötzlich ernst, und still vor sich hinblickend sagte er einfach: „Ich habe hier in der alten Heimat viel gefunden. Ich habe mein Vertrauen wieder gefunden. Und ich habe meine Kunst gefunden. Aber ich glaube, ich habe noch mehr gefunden — das Schönste und Beste, was ein Menschenherz finden kann ... ein anderes liebes, treues Herz. Einstweilen gehört dieser Schatz noch Ihnen. Und nun möchte ich Sie fragen: Darf ich haben und behalten, was ich gefunden habe?"

Die Pastorsleute schwiegen. Endlich fragte der Pastor: „Sind Sie wirklich so gewiß, daß Sie gefunden haben?"

„Ich glaube es," sagte Heim.

„Wollen Sie sich davon nicht lieber zunächst fest überzeugen?" fragte der Pastor.

„Darf ich?" fragte mit frohem, dankbarem Blick der Maler.

„Ja," sagte der Pastor.

„Ja," wiederholte etwas leise und kleinlaut die Frau Pastorin.

„Wir machen nachher einen gemeinsamen Spaziergang," sagte der erstere mit freundlichem Lächeln.

Als der alte Lehrer eingetroffen war, setzte man sich an den Kaffeetisch. Dann wurde aufgebrochen. Durch den Garten und über die Wiesen ging es in den herbstlichen Wald.

Die Jungens streiften seitwärts durch das Gebüsch. Die drei Alten gingen sehr gemächlich. So fanden Franz Heim und Grete, die vorangingen, sich bald auf einem einsamen Waldwege allein.

„Fräulein Werner," begann nach längerem Schweigen der Maler, „ich habe hier in unserer schönen Heimat viel gefunden: Treue Lehrmeister, den lieben alten Herrn Bartels und den unvergeßlichen Arnsvader, und durch sie meine Kunst, ... und ich glaube ... ich habe noch mehr gefunden ... Habe ich?"

Er war stehengeblieben und schaute sie fragend an. Sie hatte das Haupt tief gesenkt. Nun erhob sie es, und ein leises „Ja" kam über ihre Lippen.

Da breitete er seine Arme aus und drückte den herrlichen Fund fest an sein Herz. Und sie hielten sich in langer, schweigender Umarmung.

Nun kamen die beiden Jungens um die Wegebiegung. Sie standen starr. „Das ist doch zu doll!" sagte Hans und ging mit strengem Gesicht näher. Aber der Maler rief überglücklich: „Jungens, seht nicht so dumm drein! Kommt und gebt mir einen Kuß! Eure lüttje Schwester ist meine liebe, kleine Braut!"

Jetzt gingen sie zusammen den Eltern entgegen. „Gefunden!" jubelte der glückliche Finder ihnen schon aus der Ferne zu.

Der alte Lehrer trat zur Seite und sah mit stillen,

frohen Augen das jubelnde Glück seines jungen Freundes. Als der erste Sturm sich ein wenig gelegt hatte, trat er heran, ergriff ihn bei der Hand und sagte mit bewegter Stimme: „Franz, weißt du noch, was du mir in jener Juninacht gar nicht glauben wolltest? Nun bist du doch wieder ganz bei uns zu Hause, bist doch wieder ein rechter Heidjer geworden. Und so glücklich, wie du jetzt bist, konntest du nur bei uns werden, in der Heideheimat …“

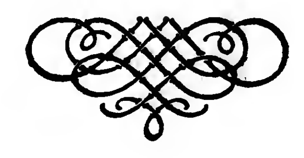
Die Heidklause



Die Heidklause

Von

Diedrich Speckmann



Leipzig 1921 / Hesse & Becker

Erschienen 1919
Der Gesamtauflage 68. Tausend

Jürgen Brammer, der Vorsteher von Holtorf, hat die mit einem Gemisch aus Buchweizenkaff, Buchenblättern und ein bißchen Tabak eigenen Gewächses gefüllte halblange Pfeife mit einem Fidibus, gefaltet aus einem schreienden Werkbild des Kriegspresseamts, angezündet und setzt sich hinter seinen mit einem Wust von Papieren bedeckten Schreibtisch. Wenn man ihn diese Nachmittagsstunden nur einmal ungestört ließe! Bei der Arbeit, die er vornehmen will, gilt es, die Gedanken zusammenzuhalten.

Daß draußen auf dem Flur Schritte laut geworden sind, hat Jürgen Brammer, seit einer Viertelstunde lange Zahlenreihen aufrechnend, nicht gehört. Nun klopft es an die Tür. Und klopft, als die Antwort ausbleibt, etwas stärker. Der Dorfgewaltige klappt ärgerlich mit dem rechten Holzschuh auf den Boden, ruft verdrießlich „Herein!“ und rechnet emsig weiter.

„Darf ich für eine Minute stören?“ fragt bescheiden eine leise Stimme.

Jürgen Brammer, der eben eine Teilsumme gezogen hat und den Blick erhebt, wundert sich, als Besitzer der so gar nicht militärischen Stimme einen langen, schlanken Feldgrauen vor sich zu sehen. Der Schnitt und die doppelte Knopfreihe des Mantels lassen darauf schließen, daß auf den Schultern einmal Offiziersachselstücke gesessen haben. Leibriemen und Waffe fehlen.

„Ich möchte gern in einer Erbschaftsangelegenheit ein Wort mit Ihnen sprechen," sagte der Fremde.

„Nehmen Sie, bitte, Platz," lud der Vorsteher ein, mit der Pfeifenspitze auf den einzigen nicht von Papieren bedeckten Stuhl weisend.

„Danke Ihnen, Herr Vorsteher . . . Ich darf wohl annehmen, daß Sie den Maler Hermann Böker kannten, der eine Reihe von Sommern in Ihrem Dorf gearbeitet und sich ein Jahr vorm Krieg in der Sodheide ein Atelier gebaut hat."

„Woll hab' ich den gekannt," versetzte Jürgen Brammer. „War ein netter, umgänglicher Mensch. Schade, daß der auch hat dran glauben müssen."

„Ich bin sein jüngerer Bruder. Martin Böker ist mein Name."

„Hmhm . . . Wo Sie's sagen, kann man's auch beinah sehen, an der Ähnlichkeit."

„Ich wollte heut morgen nach der Entlassung aus dem Lazarett und nach einem kurzen Heimaturlaub zur Truppe zurück, aber der inzwischen gebildete Soldatenrat läßt niemanden mehr durch. Da hab ich nun einen Abstecher gemacht, um nach der Hinterlassenschaft meines Bruders zu sehen und sie zu übernehmen. Bedarf es dazu besonderer Förmlichkeiten?"

„Nicht was ich wüßte . . ."

„Leider hab' ich, da der Entschluß sehr schnell gefaßt wurde, die Schlüssel nicht zur Hand. Gibt es im Dorf wohl einen Schlosser, der mir die Türen öffnen könnte?"

„Wenn Ihr Bruder abreiste, pflegte er einige Schlüs-

sel bei dem Hofbesitzer Peter Knoop abzugeben. Es ist doch ganz gut für so'n Haus, wenn die Frauensleute mal nachsehen und lüften."

„Das ist mir lieb zu hören. Wo würde ich den Mann treffen?"

„Wenn Sie sich vor Ihre Haustür stellen und scharf über Ihre linke Schulter kucken, sehen Sie ungefähr zehn Minuten entfernt einen großen Eichenkamp. In dem liegt ein einstelliger Hof, der gehört Peter Knoop. Er hat Ihrem Bruder auch den Lappen Land verkauft, und sie haben immer gute Nachbarschaft gehalten."

„Danke für die freundliche Auskunft... Ich werde kaum Verwendung für das kleine Besitztum haben. Wenn Sie mir zufällig einen Käufer wüßten?..."

„Bester Herr, wer soll heutzutage so'n Ding kaufen! Für uns Bauersleute ist es ja überhaupt nicht zu gebrauchen. Da müßte sich schon grade mal ein Liebhaber finden."

„Na ja, kommt Zeit, kommt Rat... Ich habe die Absicht einige Tage in der Sodheide zu bleiben, in der Hoffnung, daß meine militärischen Verhältnisse sich bald klären werden. Hätten Sie wohl die Freundlichkeit, mir für... na, sagen wir mal eine Woche Lebensmittelkarten auszustellen?"

„Wenn Ihre Papiere in Ordnung sind, steht dem nichts im Wege. Lassen Sie eben mal sehen."

Martin Böker legte seine Ausweise vor. Nachdem der Vorsteher einen Blick hineingeworfen hatte, suchte er aus seinen Papieren einige farbige Karten heraus, die er mit der Schere zurechtschnitt.

„So," sagte er, „da haben Sie was zu leben. Ist ja man ein bißchen knapp, aber daran ist nichts zu ändern. Kaffee-Ersatz werden Sie beim Kaufmann wohl nicht kriegen; wir sind alle Selbstversorger und brennen selbst... Warten Sie mal einen Augenblick, bin gleich wieder da."

Als Jürgen Brammer zurückkam, sagte er: „Vor der Tür sitzt ein kleiner Hund. Ist das wohl Ihrer?"

Martin Böker mußte sich zu dem Tierchen bekennen. Vor drei Jahren habe es sich zwischen den Schutthaufen einer französischen Stadt ihm angeschlossen und sei in allen Nöten sein treuer Gefährte geblieben. Jetzt habe er es bei Bekannten untergebracht, für diese Tage aber seine Gesellschaft nicht gern entbehren wollen.

Der Vorsteher schüttelte den Kopf. „Als Kartenmensch einen Köter mit durchfüttern, ist ein Kunststück. Na, Sie müssen sehn, wie Sie damit fertig werden; groß ist er ja nicht gerade. Aber was ich sagen wollte, meine Frau hat Ihnen hier ein bißchen gebrannten Roggen eingepackt, gemahlen ist er auch schon. Da kochen Sie sich man mal einen schönen Kaffee von."

Martin, den die kleine Freundlichkeit angenehm überraschte, drückte dem Vorsteher kräftig die Hand und verabschiedete sich damit zugleich. Das Hündchen begrüßte vor der Tür seinen Herrn mit Freudengekläff und sprang, sich dreimal um sich selbst drehend, vor ihm her zum Hause hinaus.

Die beiden begaben sich in die Gastwirtschaft von August Kassebohm hinter der Kirche, wo der Holtorfer Milchfuhrmann auf der Bahnstation das Gepäck abzu-

stellen versprochen hatte. Kassebohm betrieb auch Bäckerei und Hökerhandel, so daß der Einkauf der Lebensmittel ohne Lauferei und Zeitverlust zu erledigen war.

Martin fragte den Wirt, ob er ihm jemand besorgen könne, der seinen Feldkoffer eine halbe Stunde weit trüge. Kassebohm zuckte mit der Schulter und zeigte keine Lust, sich für die Angelegenheit zu interessieren. Ein in der Gaststube anwesender Soldat, der das Band des Eisernen Kreuzes mit einem knallroten Fetzen umwunden hatte, sagte grinsend: „Die Zeiten, wo die Burschen für die Herrn Leutnants sprangen, haben wir gehabt!" Dem jungen Offizier flog eine jähe Röte über die Wangen. Doch er beherrschte sich, nahm seinen Koffer und verließ das unfreundliche Haus.

Eine alte Frau, die er nach dem Weg fragte, sagte ihm, er müsse die Dorfstraße entlang bis zur Riedaubrücke gehen und hinter dieser nach rechts abbiegen. Dann habe er rechts die Wiesen und links beginne nach einer halben Stunde die Sodheide.

Als er die Brücke überschritten hatte, hob er den Koffer, den er im Dorf an der Hand getragen hatte, auf die rechte Schulter, nahm das Paket mit den Lebensmitteln in die linke Hand und schritt rüstig aus. Die ungewohnte Last drückte aber recht empfindlich, und bald machte sich auch der Granatsplitter, der ihm von einer Verwundung in der Brust zurückgeblieben war, mit unangenehmem Rumoren bemerkbar. Nach einer Weile fühlte er das Bedürfnis, ein wenig zu rasten.

Vornübergebeugt saß er auf seinem Koffer, die rechte Hand, deren Goldfinger fehlte, auf die schmerzende Stelle

in der Brust gepreßt und mit Vorsicht ein paarmal tief Atem holend. Der Schmerz verlor sich denn auch bald, und er richtete sich auf, Umschau zu halten.

Den birkenbesäumten Sandweg begleiteten zur Linken Felder, die sich sanft zu Fuhrenwaldungen hinaufzogen, zur Rechten die Wiesen mit dem Fluß und einem Netz von Gräben. Wunderlich, dachte Martin, wie ein Maler dazu kam, sich gerade diese Gegend zur Wahlheimat zu küren. Wer als Wandervogel durch die Welt gezogen war, kannte viel reizvollere Winkel in der Heide.

Vom Dorfe her klapperte in den tief ausgefahrenen Geleisen ein Wagen heran, der Kartoffeln abgeliefert haben mochte. Er kam Martin des Gepäcks wegen sehr gelegen.

An den neben seinen Braunen gehenden Bauern herantretend bot er die Tageszeit und sagte: „Ich sehe, wir beiden haben dieselbe Richtung. Würden Sie wohl so freundlich sein und meinen Koffer eine Strecke mitnehmen?"

„Wo well he denn up to?" fragte der Bauer, sein Gespann anhaltend.

„Ich möchte nach dem kleinen Hause, das der Maler Böker sich in der Sodheide gebaut hat."

„Jawoll, da kam ick vörbi. Aber wat hett he da to söken?"

Martin sagte, er habe das Haus von seinem gefallenen Bruder geerbt und möchte es sich gern einmal ansehen.

„Kiek mal ener an," rief der Bauer überrascht, „denn sünd wi ja Nahwerslüe! Ick bin nämlich de Sodbur, Peter Knoop is min Nam."

„Dat freit mi," sagte Martin, jetzt auch in die Sprache des Landes übergehend, die er leidlich beherrschte. Zugleich griff er nach der Hand des Nachbarn, dessen offenes, treuherziges Gesicht ihm auf den ersten Blick gefiel.

„Denn man her mit sinen Krimskrams," sagte Peter Knoop und griff selber mit zu, das Gepäck zu verladen.

Die Pferde zogen wieder an, und die beiden Männer schritten neben ihnen her.

„Is he ok Maler?" fragte der Bauer, der über seinen neuen Nachbarn gleich etwas Genaueres zu erfahren wünschte.

„Nee," gab dieser kurz zur Antwort.

„Wat denn?"

„Oh, noch nix Rechts. De ol Krieg is mi dartwischen kamen."

„Wat well he denn weern?"

„Ick hebb up de Hoge Schol studeert."

„As Awkat?"

„Nee."

„As Pestohr?"

„Nee. 't kann wän, dat ick mal as Lehrer an 'ne högere Schol 'n Anstellung krieg."

„Wat well he denn as Scholmester mit'n Attaljeh?"

„Oh ... As Scholmester hett'n ja sin Ferjen, und de bringt unsereen mal ganz geern up't Land in de Natur to."

„Hm, dat mag ... De Hund is woll 'n Rottenfänger, nich wohr?"

„Jawoll, und he is bannig scharp up so'n Untüg."

„Denn kann he düchdig Müse griepen up min Feld.“

„Giw't Müs' düt Jahr?“

„Mehr as to väl.“

„Dat paßt god, ick hebb doch nich väl to fräten för dat ol Tier.“

„Hett he denn för sick sülwst genog to äten?“

„Dat schall sick woll helpen. De Vorsteher hett mi Korten geben und ick hebb mi dar wat up köfft.“

„Na, wenn he dar mal nich mit langs kummt, kiek he man up minen Hoff vör. Bi'n Buern fallt jümmer noch 'n bäten mit aff. Hunger schall he as min Nahwer nich lieden. Mit sinen Broder hebb ich ok jümmer god konnt. Schande wert, dat se em dodschaten hebbt!“

Mit einem lebhaft grünen jungen Roggenfelde riß das Kulturland zur Linken plötzlich ab, und das Reich der braunen Heide begann. Martin sagte sich, daß er nicht mehr weit vom Ziel sein könne, und suchte zwischen den Fuhren und Wacholdern, die den Hang bedeckten. Es dauerte aber noch eine Weile, bis hinter einem Birkenwäldchen die Firstlinie eines Hauses sichtbar wurde. Und schon machte der Bauer Brr.

„So,“ sagte er, „wi sünd 'r. Dar kiekt sin Dack all öwern Barg. De Slötel hett he ja woll in de Tasch.“

„O nee, Herr Knoop. De Holtorfer Vorsteher sä, de möß ick bi Se affhalen.“

„Jawoll, wi hebbt ok wecke. Denn töw he man 'n bäten, min Jung kann 'r eben mit herspringen. Auf Wiedersehen, üh!“

Die Gäule zogen an, und der Wagen brackelte in der alten Richtung weiter.

Martin erinnerte sich, daß sein Bruder ihm den Menschenschlag dieser Gegend als besonders freundlich und entgegenkommend geschildert hatte. Nach seinen bisherigen Erfahrungen konnte er dies Lob ja nur bestätigen. — Jahrelang war er für die Menschen, mit denen er zu tun gehabt hatte, der Vorgesetzte oder der Untergebene oder der Feind gewesen. Die kleinen Freundlichkeiten, die er heute erfahren hatte, taten ihm wohl, und er nahm sie als Vorboten einer Zeit, da allgemein wieder der Mensch dem Menschen freundwillig und hilfsbereit gegenüberstehen würde.

Langsam stieg er die mäßige Höhe hinan, und nach zwei Minuten stand er vor der lebhaft blau gestrichenen Pforte, die zu seinem kleinen Besitztum führte.

Im Siegesrausche hatte er manchmal ein Gefühl gehabt, als gehöre ihm die ganze Welt. In jenen unvergeßlichen Augusttagen des Jahres 14 hatte er sein großes, schönes Vaterland erlebt und zu stolzem Besitz gewonnen. Die Welt war ihm jetzt verloren, — das Vaterland, nach den Ereignissen der letzten Tage, vielleicht auch. Nun stand er hier vor einem Fleckchen Erde, einen halben Morgen groß oder etwas mehr, durch mühsame Arbeit dem Heidboden abgerungen, und darauf ein Häuschen unter braunem Strohdach, mit grünem Fachwerk und roten Fensterläden. Und es war, als riefen sie, das Fleckchen Erde und das Häuschen darauf, ihm zu: Alles andere gehört den andern, wir aber sind und bleiben dein. Sei willkommen und nimm Besitz von uns.

Das Erbe des Bruders war ihm in der Ferne als

unbequem und lästig erschienen. Für einen annehmbaren Preis hätte er es vielleicht losgeschlagen, ohne es kennengelernt zu haben. Nun es da unter dem grauen Novemberhimmel vor ihm lag, mit den lebhaften Farben und den munteren Fensteraugen im Stroh ihn so heimelig anschaute, wurde es ihm auf einmal wert, und er nahm den Willkommengruß, den es ihm bot, mit Freuden an.

„Na, was meinst du, Fifi?" wandte er sich an sein Hündchen, das neben ihm saß und sich ebenfalls seine Gedanken zu machen schien, „ich glaube, acht Tage halten wir es ganz gut in dem Unterstand aus. Komm, wollen näher treten."

Fifi ließ sich das nicht zweimal sagen und kroch durch ein Loch im Zaun. Ihr Herr folgte durch die Pforte.

Einen Blick in das Innere des Hauses zu gewinnen, war nicht möglich, da alle Fenster zu ebener Erde durch Läden gesichert waren. Nachdem Martin durch Abschreiten eine Länge von zehn und eine Breite von sechs Metern festgestellt hatte, folgte er dem Vorbild Fifis und sah sich erst einmal den Garten etwas genauer an.

Daß das Gärtchen jemals in Kultur gewesen war, verriet nur die Üppigkeit des allenthalben, auch auf den kaum noch erkennbaren Wegen, wuchernden Unkrauts, über das die Beerensträucher nur um ein weniges emporragten. Das Formobst auf den Rabatten war sehr ins Wilde gegangen. Sollten die Bäumchen in diesem Jahre nicht Früchte gebracht haben? Martin suchte in dem feuchten, buntfarbigen Laub an der Erde

danach, aber vergeblich. Am Ende des Gartens zeigte ein größeres Haselgebüsch die letzten Reste seines zitrongelben Herbstlaubes. Als er näher kam, zuckte an einem der Stämme ein fuchsrotes Eichhörnchen in die Höhe, das über die Störung sehr empört tat. Aber Fifi machte ihm durch wütendes Bellen klar, daß sie hier jetzt die Aufsicht übernommen hatte. Ob das schmucke Tierchen sich hier Nüsse holte? Martin durchsuchte das Fallaub, und es währte nicht lange, so hatte er beide Manteltaschen voller Haselnüsse, die freilich etwas klein geblieben waren. Mit seinen gesunden Zähnen knackte er ihrer einige auf und verzehrte die süßen Kerne als die erste Frucht, die sein Gärtchen ihm getragen, mit ganz besonderem Genuß.

Wenn nur die Schlüssel erst da wären, daß er ins Haus hineinkönnte! Um nach dem Jungen vom Sodhof auszuschauen, ging Martin an die Gartenpforte zurück. Der Erwartete war noch nicht in Sicht.

Die letzte Stunde des trüben Tages gehörte der Sonne, die vor dem Untergehen mit warmem Leuchten den westlichen Himmel verklärte. Der Fluß, in vielfachen Windungen das Wiesental durchziehend, spiegelte ihn auf das schönste wider. Dem jungen Menschen, der, über seine Gartenpforte gelehnt, die Augen, die so viel Grausiges geschaut, auf der von goldigem Licht überglänzten, schlichten heimatlichen Landschaft ruhen ließ, wurde es, als läge sein Leben doch nicht ganz so hoffnungslos dunkel vor ihm, als es ihm diese bösen, bösen Tage über geschienen hatte.

„'n Abend."

Erschreckt zur Seite fahrend, blickte Martin in das breit grinsende Gesicht eines zwölfjährigen Bauernjungen.

„Woll di de Slötel bringen för din Hus."

„Schast ok bedankt wäsen," sagte Martin und langte in die Tasche.

„Du hest ok Appel."

„Wat? Appel hebb ick?"

„Ick hebb din lütten Böm affkrägen, und Vader woll de Appel düsse Dage för di verköpen. He hett di ja all drapen, aber vergäten, di dat to seggen."

„Wo sünd de Appel?"

„Kumm her, ick well se di wiesen."

Der Junge ging voran, schloß die Haustür auf, stieß in einem finsteren Raum die Fensterläden zurück und zeigte Martin auf dem Fußboden eine Fläche von wohl zwei Geviertmetern mit größtenteils recht ansehnlichen Äpfeln bedeckt.

„Dat sünd all min'?"

„All din'. Dar kannst du 'n Barg Geld ut maken. woll hunnert Mark. De Stadtlüe sünd düt Johr rein dull up Appel."

„Nee, min Söhn, verkofft weerd de nich. Ick mag ok Appel. Magst du ok een?"

„Nä, wi hebbt sülwst Appel genog."

Martin holte seine Geldtasche hervor und drückte dem Jungen zwei blaue Darlehenskassenscheine in die Hand.

„Minsch, dat is to väl," rief der erschrocken.

„Lat man, du und ji all tohopen hebbt god up minen Kram paßt. Nu lop man hen und grüß ok schön tohus."

Der Raum, in dem die Äpfel lagen, war eine Art

Wohnküche, die mit derben Bauernmöbeln und einem Herdofen ausgestattet war. Ein Schrank enthielt das notwendigste Haushaltungsgerät. Die auf einem Wandbrett stehende Messinglampe erregte Martins besonderes Interesse. Zwar hatte er für den Notfall einige Kerzen mitgebracht, aber wenn noch ein bißchen Petroleum da sein sollte? Er machte sich sofort auf die Suche und entdeckte zu seiner lebhaften Freude eine Blechkanne, die, nach dem Gewicht zu urteilen, mindestens vier Liter dieses zurzeit gar nicht mit Geld zu bezahlenden Brennstoffes enthalten mußte. Nun, dann war am Ende auch etwas Feuerung vorhanden. Er stieg eine zum Boden hinaufführende Leiter hinan, die ihm beim Eintritt in das Haus aufgefallen war, und richtig! unterm Strohdach lag mindestens ein Meter zerkleinertes Holz aufgestapelt und Torf ebenfalls in ansehnlicher Menge. Er brachte sich von beidem gleich so viel mit herunter, daß es für heute abend genügen mußte.

Nun war es aber höchste Zeit, erst einmal die übrigen Räume des Häuschens zu besichtigen.

Der Küchenstube gegenüber, durch einen schmalen Gang von ihr getrennt, lag die mit einer eisernen Bettstelle ausgerüstete Schlafkammer. Martin stieß Läden und Fenster auf, um frische Luft hereinzulassen.

Fast zwei Drittel des ganzen Hauses beanspruchte das Atelier. Durch die Fenster im Dach fiel das dämmerige Licht des Abends herein. Als die Fenster zu ebener Erde geöffnet waren, wurden an den Wänden Gemälde und Skizzen, die meisten ungerahmt, in ihren Umrissen sichtbar. Die Farben hatte die vor-

geschrittene Dämmerung bereits ausgelöscht. In eine der Wände waren Schränke eingebaut. Um sie auf ihren Inhalt zu untersuchen, war es schon zu dunkel. Eine würdige, alte Standuhr zog Martin sogleich auf, und sie begann mit ihrem gemessenen, in dem großen leeren Raum lang nachhallenden Ticktack das tote Haus zu beleben. Einen bequemen Großvaterstuhl, den er in einer der Ecken stehen sah, fühlte er Versuchung sofort in die Stube an den Ofen zu schieben, aber er rief sich zu: Alles zu seiner Zeit! Und an der unverletzten Hand fingerte er sich ab, welche Reihenfolge er innehalten wollte: Daumen — Lampe zurechtmachen, Zeigefinger — Feuer anlegen, Mittelfinger — Koffer auspacken und die nötigste Ordnung schaffen, Ringfinger — ein bißchen zu Abend essen, als Nachtisch den köstlichsten der Äpfel, Kleiner Finger — im Lehnstuhl am warmen Ofen den ersten Abend im eigenen Heim von Grund aus genießen.

Anderthalb Stunden später waren alle diese Programmpunkte gewissenhaft erledigt bis auf den letzten und angenehmsten, und Martin zögerte nicht, ihn in Angriff zu nehmen.

Hm, das Pfeifchen mit dem gelben Tonkopf, das da über dem Tisch an der Wand hing, sah gar zu verführerisch aus. Wenn man nur etwas hätte, es zu füllen! ... Halt, sollte Bruder Hermann, der offenbar eine gute Anlage zum Hamstern gehabt hatte, seinem Erben nicht auch des edlen Rauchkrauts eine Probe hinterlassen haben? Er ging mit seiner Lampe zu den Wandschränken im Atelier. Als er nach einer Minute zurückkam, war auf

seinem Gesicht ein glückliches Lächeln. Ein noch über die Hälfte gefüllter brauner Tabakskasten und zwei unangebrochene Halbpfundspakete hatten sich gefunden. —

Die Fensterläden sind wieder geschlossen und sperren die Außenwelt ab. Im Ofen knistert das trockene Fuhrenholz. Auf dem Ofenblech liegt Fifi, alle Viere faul von sich gestreckt, und läßt sich das braune Fell von der Wärme bestrahlen. Der von dem Großvaterstuhl aufsteigende blaugraue Rauch der gut abgelagerten Friedensware mischt sich mit dem süßen Duft zweier auf der Ofenplatte pretzelnden Äpfel. Die von einer grünen Kuppel beschirmte niedrige Lampe verbreitet ein angenehmes Licht. Martin, die Finger gegeneinandergespreizt, ein Bein über das andere geschlagen, auf dem großen Zeh einen gestickten Pantoffel schaukelnd, blickt träumerisch sinnend in ihren milden Schein.

Nach einer Weile beginnt er, den Pantoffel anhaltend, leise und langsam, mit nachdenklichen Pausen, vor sich hinzusprechen:

Ach, wenn in unsrer engen Zelle
Die Lampe — freundlich — wieder — brennt,
Dann wird's in unserm Busen helle,
Im Herzen, das sich selber kennt.
Vernunft fängt wieder an zu sprechen,
Und — Hoffnung wieder an zu blühn;
Man sehnt sich nach des Lebens Bächen,
Ach! nach des Lebens Quelle hin.

Wenn dem Doktor Faust so war nach einem kleinen Osterspaziergang, wie muß dann erst unsereinem zu-

mute sein, wenn nach dem vierjährigen hoffnungslosen Wahnsinn dieses Krieges im freundlichen Schein einer solchen Lampe Vernunft und Hoffnung wieder anfangen wollen, sich leise im dunklen Busen zu regen... Wo rauscht ihr, des Lebens Bäche?... Quelle des Lebens, wo quillst du?...

Wie hat doch Faust an jenem Osterabend sein Selbstgespräch begonnen? Martin muß eine Weile nachdenken, bis ihm die Erinnerung zurückkehrt.

Verlassen hab' ich Feld und Auen,
Die eine tiefe Nacht bedeckt,
Mit ahnungsvollem, heil'gem Grauen
In uns die bessre Seele weckt.
Entschlafen sind nun wilde Triebe
Mit ihrem ungestümen Tun;
Es reget sich die Menschenliebe,
Die Liebe Gottes regt sich nun.

Die wilden Triebe mit ihrem ungestümen Tun, mit ihrer unheimlichen Gewalt über den Menschen, — wer vier Jahr im Krieg war, der kennt sie zur Genüge...

Die bessre Seele hat sich da draußen oft wochenlang kaum geregt, war starr und tot...

Menschenliebe, die Liebe Gottes — die Worte klingen wie eine vergessene schöne, alte Sage aus Kindertagen. — — —

Fifi stöhnte im Traum.

„Knurre nicht, Pudel!"

Fifi hob sich träge auf die Füße, streckte die Glieder und huhjahnte bis über die Ohren.

Martin sah ihr in die schwimmenden Äuglein. „Dich kann man viel bequemer um sich haben," redete er sie zärtlich an, „als Faust seinen alten schwarzen Pudel. Du mußt nämlich wissen, der hatte den Deubel im Leib. Den hast du gar nicht drin, sondern eine zarte, blumige Hundeseele."

Fifi bewegte freundlich dankend das Stummelschwänzchen.

„Na, denn komm mal ein bißchen her, hopp!"

Fifi bog den Körper zurück, machte einen eleganten Sprung und saß ihrem Herrn im Schoß.

Streichelnd fuhr er ihr mit der Hand vom Kopf über den Rücken bis zur Spitze ihres Schwanzrestes und begann: „Altes Mädchen, das hätten wir beide uns nicht träumen lassen in den wilden Zeiten, die wir miteinander durchgemacht haben, daß wir noch einmal so schön zu Schick kommen sollten. Wenn wir da draußen abends so beisammen saßen, ging's immer: Bummbumm — bummbummbummbumm. Und hier? Hör doch bloß: Tick — tack — tick — tack — tick — tack... Es bleibt trotz allem doch dabei: Gott verläßt keinen ehrlichen Deutschen, und ein kokettes Franzosenfräuleinchen auch nicht, wenn es ein so grundanständiges Vieh ist wie du. Schade, daß wir unsern Krischan Küsel, den biedersten aller Burschen, nicht als dritten im Bunde dabei haben. Na, werden auch ohne ihn fertig werden... Nächstens geh'n wir auch mal zusammen aufs Feld, und ich helfe dir mit dem Spaten Mäuse buddeln. Fette, süße Feldmäuse, weißt du, nicht so alte eklige Ratten, wie wir sie in den Unterständen

hatten, mit giftigen Schwänzen, puh! Eine Feldküche gibt's hier oben nicht, mußt dir nun selbst dein Brot suchen helfen... Was meinst du, wie lange wollen wir bleiben? Sieben Tage? Warum nicht sieben Wochen? Nee, sieben Monat! Da draußen in der Welt mögen sie uns nicht mehr leiden, haben uns das bißchen graue Silber von der Schulter gerissen. Bei dem, was sie jetzt vorhaben, würden wir altmodischen Leute ihnen nur im Wege stehen. Wollen bloß hoffen, daß sie die Karre nicht noch tiefer in den Dreck fahren; sitzt, weiß der Kuckuck, schon tief genug drin! Wir aber leben nach diesen vier Jahren erst mal eine Weile mit gutem Gewissen für uns selber. Deern, Deern, womit haben wir's nur verdient, daß sich uns dafür eine so trauliche, stille Klause abseits vom Lärm der verrücktgewordenen Welt aufgetan hat!"

Fifi hatte eine so lange Rede von ihrem Herrn noch niemals gehört; es mußte ihm in seiner Haut ausnehmend wohl sein. Und ihr war's unter dem Streicheln seiner Hand und im warmen Schein des Feuers genau ebenso. Auch, als er auf einmal ein ihr gänzlich unbekanntes Lied zu gröhlen begann und dazu auf ihrem Rücken den Takt schlug:

Beatus ille homo,
Qui sedet in sua domo
Et sedet post fornacem
Et habet bonam pa-a-cem*).

---

*) Glücklich der Mann, der in seinem Hause friedlich hinter dem Ofen sitzt.

„Marsch!“ schnarrte es in schärfstem Leutnantston in Fifis Ohren, und gehorsam verließ sie ihren molligen Platz, um sich wieder auf das Ofenblech hinzustrecken. —

Nachdem Martin das Pfeifchen aufs neue gestopft hatte, nahm er ein Skizzenbuch seines Bruders zur Hand. Er blätterte es ziemlich schnell durch, denn die Baum- und Wolkenstudien, die es zur Hauptsache enthielt, sagten ihm wenig. Da aber fiel sein Auge auf eine liebevoll ausgeführte Bleistiftzeichnung seines Häuschens, unter der mit hübschen Schmuckbuchstaben geschrieben stand: „Klein, aber mein.“

Mit Wehmut dachte er daran, wie glücklich der Bruder seinerzeit gewesen war, als er nach den ersten bescheidenen Erfolgen dieses kleine Grundstück erwerben und das Häuschen darauf bauen konnte. Die Pläne für dieses wie für die Einrichtung hatte er selber entworfen, den Bau selber überwacht und das Gärtchen mit eigenem Schweiß dem mageren Heideboden abgerungen. Und kaum hatte er dies alles vollendet, da war der Krieg gekommen und hatte ihn auf Nimmerwiederkehr hinweggerissen. —

Martin legte das Skizzenbuch zur Seite. Nun, wo seine Gedanken einmal in die Vergangenheit zurückgezwungen waren, wurden sie von ihr auch festgehalten. Er zog eine stark abgenutzte Brieftasche hervor, die er auf den Knien vor sich ausbreitete. Die Bilder, die sie umschloß, hatten ihm da draußen in trüben Stunden oft geholfen, sich in die Heimat und eine glücklichere Zeit zurückzuversetzen.

Da waren er selbst und der Bruder als Kinder in kurzen Höschen; die gute Mutter, die er im zweiten Kriegsjahr verloren hatte; ein niedliches Mädel mit dunklen Schelmenaugen, jetzt Kriegsgetraute Soundso; ein Schwarm Wandervögel mit Zupfgeigen und viel buntem Bandwerk; eine studentische Tafelrunde. All diese Bilder legte er ziemlich schnell zur Seite, aber ein anderes hielt sein Auge um so länger im Bann. Es zeigte eine Korporalschaft junger Kriegsfreiwilliger vom August 14, ihrer vierundzwanzig. Von diesen waren sechzehn bestimmt gefallen, wahrscheinlich aber noch mehr; man hatte sich im Lauf der Kriegsjahre ja aus den Augen verloren. Liebe, prächtige Kerle waren darunter gewesen; mehr als einer hatte schöne Hoffnungen mit in sein frühes Grab genommen. Mit heißem Schmerz gedachte Martin ihrer, und seine Freude an seinem Heim und all den kleinen Dingen, die ihm soeben eine behagliche, ja glückliche Stunde geschenkt hatten, wollte ihm beinahe wie ein Unrecht vorkommen.

Aber — hatte man Ursache, die toten Kameraden und Freunde zu betrauern? Waren sie nicht eher zu beneiden? Sie waren gestorben für ein Vaterland, an dessen Sieg und herrliche Zukunft sie mit leuchtenden Augen geglaubt hatten. Sie brauchten nicht, nachdem sie ihre besten Jugendjahre unnütz geopfert hatten, mit gebrochener Kraft in eine so ganz andere Zeit hineinzugehen, von der man einstweilen nur das eine wissen konnte, daß sie sehr, sehr schwer sein werde.

Martin hatte den Kopf schwer in die Hand gestützt

und starrte vor sich hin. Das Weichen der Front, dazu nun der innere Zusammenbruch — es war, wenn man in einer Stille, wie sie hier um ihn war, darüber nachdachte, um — den — Ver — stand — zu — ver — lie — ren!

Mit einem Ruck sprang er von seinem Lehnsessel auf und ging entschlossenen Schrittes zu seinen Wandschränken. Mit gierigen Augen begann er sie zu durchsuchen. Hastig griff seine Hand nach einer Flasche mit der Aufschrift: Feiner alter Kognak. Er hielt sie gegen die Lampe, — der Inhalt floß ölig. Ärgerlich warf er sie an ihren Platz zurück. In der Ecke des unteren Fachs standen ein halb Dutzend Rotweinflaschen, — verfl . . . . , kein Tropfen mehr drin! Alles Suchen förderte das, wonach ihn plötzlich auf das heftigste verlangte, damit es den schier unerträglichen Druck von seiner Seele nähme, nicht zutage.

Er hatte Furcht, sich wieder in den Lehnstuhl vor den Ofen zu setzen, stellte die Lampe auf das Ateliertischchen und begann mit unrastigen, dumpf hallenden Schritten den großen, leeren Raum zu durchmessen. Da war's erträglicher, und nach und nach wurde er innerlich etwas ruhiger.

Die Wanduhr verkündete mit zitternden Schlägen eine neue Stunde. Himmel, erst neun Uhr! Wie schneckenmäßig hier so ein Abend hinkriecht! Da draußen, in der steten Nervenanspannung, in der ewigen Unruhe, bei der flachen Geselligkeit waren so ein paar Stunden wie im Fluge verstrichen.

Martin hatte die Stille einmal sehr geliebt, hatte

sich im Kriegsgetümmel oft nach ihr gesehnt. Jetzt, da sie um ihn war, fand er sie doch so ganz anders, als er sie sich vorgestellt hatte. Wenn das noch öfters vorkam, daß nach einer harmlos glücklichen Stunde sich plötzlich ein so furchtbarer Alb auf seine wehrlose Seele wälzte wie vorhin, dann war seines Bleibens hier keine sieben Tage. Dann konnte es geschehen, daß er morgen oder übermorgen die Flucht ergreifen mußte. —

In einem der Wandschränke hatte er eine Zupfgeige gesehen. Er holte sie und kehrte in seinen Lehnstuhl zurück, wo er die Weisen von Volks- und Wanderliedern zu spielen begann. Einmal gesellte sich zu dem Klang der Saiten auch leiser Gesang:

Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
War das Herz mir voll so sehr.
Als ich wieder kam, als ich wieder kam,
War alles leer.

Der Exleutnant vom November 18 dachte an den Kriegsfreiwilligen vom August 14. — — —

Es lief ihm ein Frösteln über den Rücken. Das Feuer im Ofen war längst erloschen, das Zimmer schnell abgekühlt. Er verschlang gedankenlos seine Bratäpfel, auf deren Genuß er sich vor zwei Stunden wie ein Kind gefreut hatte, und zog sich in seine Kammer zurück, um Schlaf zu suchen.

Als der kleine Zeiger der Standuhr über den Kreis der hübsch in Messing gegrabenen Ziffer hingewandelt war, rief das Schlagwerk die neunte Stunde eines neuen Tages aus. Was es mit sieben und mit acht Schlägen nicht fertiggebracht hatte, das gelang ihm mit deren neun: den Schläfer nebenan zu wecken.

Martin brachte seine Taschenuhr in den schmalen Lichtstreif, der sich am Fensterladen vorbei in die dunkle Kammer stahl, und wollte ihr nicht glauben, daß es schon so spät sein sollte. Aber sie hatte ihm in all den Jahren draußen nie etwas vorgelogen, warum sollte sie jetzt auf einmal weniger zuverlässig sein? Also zwölf ganze Stunden in der Weltgeschichte voran, gänzlich ohne Kummer und Beschwer, Gott sei Dank!

Fifi, die nach Unterständen und Trichterlöchern jetzt die Schlafkammer mit ihrem Herrn teilte, erhob sich von ihrem Lager in der Ecke und winselte vor innerer Bedrängnis an der Tür. Martin stand auf, ihr zu öffnen.

Sollte er sich noch wieder hinlegen? Zu versäumen hatte er ja wenig oder nichts. Ach nein, der Schlaf war nun doch einmal weg, und wenn er, faul im Bett liegend, ins Grübeln geriet, dann war es nicht ausgeschlossen, daß es wieder über ihn käme wie gestern abend. Mit Grauen dachte er daran zurück.

Er begann sich anzukleiden.

Hm, es wäre angenehm, wenn man sich auch waschen könnte. Einen Brunnen gab's auf dem Heidberg nicht, man müßte das Wasser schon vom Fluß heraufholen. Oder schob man's erst mal hinaus? Im Felde ist einer ja manchen lieben Tag ungewaschen geblieben. Aber ohne Wasser wäre des Holtorfer Vorstehers gebrannter Roggen auch nichts wert; Wasser ist in einer geordneten Haushaltung überhaupt nicht einen halben Tag zu entbehren.

Martin zog seine Bluse über, ohne die Knöpfe zu schließen, trat in ein geerbtes Paar Holzschuhe und strebte barhäuptig mit einem Blecheimer, der sich im Haushalt vorfand, den Hang hinunter, lustig umsprungen von Fifi, die sich jetzt wieder ganz leicht und frei fühlte.

Das Leben hier in der Einsamkeit, dachte er im Hinabschreiten, wird ganz auf die primitivsten Lebensbedürfnisse eingestellt sein, fast mehr noch als die letzten Jahre im Felde, wo der brave Krischan Küsel für seinen Herrn Leutnant sprang. Es war aber am Ende ganz gut so. Die neue Zeit, die soeben von den Sturmglocken der Revolution eingeläutet wurde, änderte gewiß doch mancherlei an der alten Arbeitsteilung zwischen Herren und Knechten, und so konnte es nicht schaden, wenn einer sich zu rechter Zeit etwas selbständiger und von den Diensten anderer unabhängiger machte.

Als Martin sich mit dem erfrischend kühlen, leicht gebräunten Wasser der Riedau und mit einer guten Fettseife, die er auf der Durchreise in Brüssel ge-

kauft, gründlich gewaschen hatte, begann es auch schon in dem Kochkessel auf dem Herdofen zu brodeln, und Jürgen Brammers Roggen lieferte ein köstlich heißes Morgengetränk, dem eine Messerspitze Zucker auch einigen Geschmack verlieh.

Beim anschließenden Morgenpfeifchen überlegte Martin, wie er den Tag hinbringen sollte. Es war ihm ohne weiteres klar, daß er nicht die Hände in den Schoß legen durfte; denn das hieße nach den Erfahrungen des gestrigen Abends so viel als sich in die größte Gefahr begeben. Es galt eine Arbeit vorzunehmen, die den Körper in Atem erhielt und die Gedanken ablenkte.

Das Gärtchen war arg verwildert, die Beerensträucher kamen im Unkraut um. Die wackeren Apfelbäumchen hatten es wohl verdient, daß man ihnen Luft schaffte. Da gab es Arbeit für Tage.

Aber das Hemd ist einem näher als der Rock. Auch im Innern des Hauses hatten die Kriegsjahre ihre Spuren hinterlassen. Erst das Tageslicht ließ recht erkennen, wie dick der graue Staub überall auf den Gegenständen lag, wie eifrig in den Ecken und Winkeln die Spinnen ihre Kunst betrieben hatten. Da gab's für Besen und Wischlappen viel Arbeit. Auch ein Aufnehmen mit dem nassen Tuch konnte nur heilsam sein. Und der Ordnung ein wenig nachzuhelfen, schien durchaus wünschenswert; ein Mann der Ordnung war Bruder Hermann nie gewesen.

Martin setzte also für diesen ersten Tag großen Hausputz an. Einstweilen aber, solange das Pfeifchen

noch qualmte, besah er sich im Atelier seine Bilder. Ein Kenner war er nicht, aber so viel wurde ihm doch klar, daß Bruder Hermann ernsthaft gerungen hatte, seine geliebte Heide ehrlich, ohne Süßlichkeit und Himbeersoße, mit den Mitteln seiner Kunst zur Darstellung zu bringen.

Als die Pfeife ihren letzten Hauch hergegeben hatte, machte er sich ohne Verzug ans Werk. Alles, was nicht niet- und nagelfest war, wurde an die frische Luft befördert, um freie Bahn für den Besen zu schaffen. Es war ein arg zerschlissener, und Martin nahm sich vor, ihm baldigst einen Nachfolger zu geben; Reiser trugen die Birken um das Haus herum ja genug. Aber diesmal mußte er's noch tun. Hinter ihm drein ergossen sich Ströme von Riedauwasser über die Dielen; zweimal mußte vom Fluß nachgeholt werden. Dann machte sich draußen vor der Tür ein nasser Lappen über die Holzteile des Hausrats her, bis alles nur so blitzte. Aus dem Polster des Lehnstuhls prügelte eine schlanke Haselgerte Wolken von Staub heraus. Sämtliches Küchengerät wurde einer gründlichen Behandlung mit heißem Wasser unterworfen.

Es machte Martin Freude, all diese Arbeit, die er vor vier Jahren als Rekrut in der Kaserne gelernt hatte, jetzt für sich selbst anzuwenden. Damals, unter den Flüchen eines bärbeißigen Sergeanten ältester Schule, war ihm dabei kaum wärmer geworden als heute, wo nichts ihn trieb als der Wunsch, ein sauberes Heim zu haben.

Als die Siebensachen wieder eingeräumt waren, er-

munterte er das Feuer im Herdofen, hielt die naßkalten Hände darüber, und es war ihm ähnlich zumute wie vor zwei Jahren in den Karpathen, als er ein verlaustes Hemd, das er vier Wochen auf dem Leibe gehabt, mit einem reinen hatte vertauschen können. Es war doch eine Wonne, daß der Mensch, der da draußen ein bißchen zum Ferkel geworden war, einmal wieder Reinlichkeit und Ordnung um sich schaffen konnte. —

Die Standuhr holte zum Schlagen aus: Binggg, binggg. Nicht zu glauben, schon zwei Uhr? Wie bei solcher Arbeit die Zeit hingeht! Vier ganze Stunden hatte er an den Krieg und die Nöte der Gegenwart kaum gedacht. Wie es doch wohltat, einmal für so lange Zeit von all diesem Elend loszukommen!

Daß der Tag weit vorgeschritten war, sagte ihm auch sein Magen. Was sollte es denn zu Mittag geben? Die Auswahl war nicht groß: Kartoffeln. Der späten Stunde wegen beschloß er sie heute in der einfachsten Form auf den Tisch zu bringen, als Pellkartoffeln.

Eine Wage, um das für den Tag zustehende Pfund gewichtsmäßig festzustellen, fand sich in dem unvollkommenen Junggesellenhaushalt nicht. Es war also kein anderer Rat als die Kartoffeln zu zählen, und die gefundene Zahl durch sieben zu teilen. Es ergab sich, daß auf den Tag ihrer acht entfielen, wobei für den Sonntag ein Überschuß von zweien verblieb.

Als er das Mittagessen zu Feuer hatte, deckte er den Tisch fein säuberlich mit einer weißen Serviette.

War's nicht möglich, ihn auch ein bißchen zu schmücken? Etwas Blühendes gab's im Garten nicht mehr, für einen Strauß von herbstlichen Zweigen war die Entlaubung schon zu weit vorgeschritten. Aber wozu steht im Haselnußwinkel die wunderschöne Stechpalme? Martin eilte hinaus und holte sich ein Zweiglein von ihr, das er in einer blauen Vase auf seinen Tisch stellte. Die leuchtend roten Beeren in dem glänzenden Grün zogen seinen Blick immer wieder an. Es war, als ob von der stachelbewehrten, dem härtesten Winter in voller Lebenskraft trotzenden Pflanze etwas wie Kraft und Hoffnungsfreudigkeit ausginge.

Und dann ließ er sich das inzwischen fertiggewordene bescheidene Mahl mit ein wenig Salz vortrefflich wunden. Fifi dagegen hatte an dem ihr zugeteilten Erdapfel sehr hoch zu kauen und erbärmlich zu würgen. Ihr Herr, den sie dabei mehrfach vorwurfsvoll ansah, mußte ihr mit kräftigen Worten Mut zusprechen.

Als Martin sich einen Apfel zum Nachtisch schälte, überlegte er, wie er den Nachmittag zubringen solle. Die Gartenarbeit beginnen? Nein, man durfte es auch nicht zu wild treiben. Sonst trat nach drei oder vier Tagen Arbeitslosigkeit ein, und für sieben Tage mußte die Arbeit doch mindestens reichen. Er entschied sich dafür, eine kleine orientierende Wanderung durch die Sodheide zu machen.

Es war wieder ein trüber Nebeltag. Von dem dunklen Braun der Heide hob sich das hellere des sein zusammengekrülltes Laub zäh festhaltenden Eichenkratts ab. Der Wacholder und Fuhren ernstes Grün

brachte an diesem grauen Tage kaum einen freundlicheren Ton in die Landschaft. Nirgends ließ sich ein Vogel sehen oder hören; auch nicht das kleinste Flügeltierchen schwebte in der schweren Luft. Kein Windhauch regte sich, um wenn auch nicht Leben, so doch ein wenig Bewegung in diese Starrheit zu bringen. Martin erinnerte sich nicht, je einen so toten Tag und ein so totes Land gesehen zu haben.

An einem Hang hatte der Wind Sandblößen in die Heidedecke gerissen, — ein wüstes Trichterfeld ...

Vor einem verlassenen Immenzaun lagen in kleinen Erdgruben um angebrannte Schwefelfäden Tausende zusammengekrümmter Bienenleichen, — ein Schützengraben nach überraschendem Gasangriff ...

Von verwesenden Pilzen ging ein Geruch aus wie von einem unaufgeräumten Schlachtfeld ...

Auf dem Hügel eines Hünengrabes ließ der einsame Wanderer sich nieder und starrte mit trüben, toten Augen vor sich hin. Nach einer Weile kam es leise über seine Lippen: „O Deutschland, hoch in Ehren," und dann zerriß es schrill und gellend die Totenstille des winterlichen Heidelandes: „Du warst bis in den Himmel erhoben, und wirst bis in die Hölle hinuntergestoßen."

Er sprang auf. Um sich gewaltsam loszureißen, ließ er seinen Hund apportieren und durch den Arm springen. Aber der hatte heut' keine rechte Lust, und sein Herr legte nicht genug Schärfe in seine Befehle hinein, um sich Gehorsam zu erzwingen. Er gab es bald auf und setzte seine Wanderung fort.

Ein von Heidekraut überwuchertes Wagengeleise führte ihn in ein regelrecht gepflanztes Fuhrengehölz. Er durchschritt es und stieß nun auf ein weites Ackerfeld, das junge Roggensaat in die Farbe der Hoffnung gekleidet hatte. Martin blieb stehen, erquickte die von all den toten Farben müde gewordenen Augen an dem lebendigen Grün, und ein kleiner tröstlicher Gedanke an künftige Friedensernten, die den Entbehrungen der darbenden Menschheit ein Ende machen würden, huschte ihm wie ein schwacher, flüchtiger Lichtstrahl durch das Gemüt.

Im Grunde ragte ein Eichkamp. Wahrscheinlich umschloß er ein Gehöft. Das Gebrüll einer Kuh, das eben jetzt heraufkam, erhob das zur Gewißheit. Ohne Zweifel hauste dort unten der Sodbauer, der sich ihm gestern nachmittag als Nachbar vorgestellt und so freundlich empfohlen hatte.

Martin, der noch nie in seinem Leben volle vierundzwanzig Stunden von jeder menschlichen Gemeinschaft getrennt gewesen war, fühlte plötzlich eine heftige Sehnsucht, ehe die lange Winternacht hereinbräche, noch eben einmal in ein Menschenantlitz zu blicken. Daß es gerade das biedere Bauerngesicht von Peter Knoop sein konnte, war ihm durchaus nicht zuwider.

Er folgte dem Weg, der am Roggenfeld entlang talwärts führte. Indem seine Augen auf dem zarten Grün ruhten, traf sie plötzlich ein blauer Schein. Eine Kornblume im November? Die hat sich ja bös in der Zeit verirrt! Er bückte sich, um sie mitzunehmen. Als er die liebliche, kleine Krone betrachtete, fiel ihm auf

einmal das Dudelkastenlied ein: Unser Kaiser liebt die Blumen, denn er hat ein treu Gemüt. Ein bitteres Lächeln kroch über seine Züge. Ach ja, unser Kaiser! ... Im Herzen fühlte er eine leere, schmerzende Stelle. Und war wieder mitten drin in der Not und Sorge dieser Tage.

Aber nun stand er an dem Tor, das durch die aus Findlingen gefügte Mauer auf den Hof führte, und das seinen Augen sich darbietende Bild gab seinen Gedanken eine Ablenkung. Ein so stattliches Besitztum, wie hier unter den hohen Eichen vor ihm lag, hatte er dem schlichten Bauersmann nicht zugetraut, — das langgestreckte Wohnhaus mit Fachwerk und Strohdach, augenscheinlich alt, aber gut instandgehalten, die Stallungen, Scheunen und Schauer von derselben ehrlichen, altväterlichen Art; nirgends ein moderner Schweinepalast oder sonst nach dem Allerweltsschema errichteter platter Nützlichkeitsbau. Martin nahm das einheitliche, durch nichts verhunzte Bild der behäbigen niederdeutschen Einzelsiedlung mit Wohlgefallen in sich auf.

In den Städten hatte er immer den Eindruck gehabt, als fülle das Leben die Formen, die es sich in besseren Zeiten geschaffen, heute nicht mehr aus. Hier dagegen stimmten Form und Inhalt noch aufs beste zusammen. Mochten auch hier und da in den Ställen Plätze leer geworden sein, so hatten doch Stammhalter von allem, was des Bauern Stolz und Freude ausmacht, die Sintflut dieses Krieges überlebt, und die würden schon dafür sorgen, daß die Lücken sich bald wieder schlossen.

Sieben Schweine, hochbeiniger und langhaariger als ihre Großeltern zur Zeit der prallen Gerstenschrotsäcke, wühlten grunzend im braunen Laube und knackten schmatzend die Eicheln, die die stolzen Beschirmer des Gehöfts ihnen vor die Füße geworfen hatten. Fünf schneeweiße Gänse, über ein Nichts aufgeregt, kräkelten wie albern; auf einem Pfuhl schwabberte und schnatterte eine Familie bunter Enten. Hühner der verschiedensten Rassen scharrten nach ihrem Abendbrot; der weiße Hahn machte eben einer rebhuhnfarbigen Italienerin den Hof. Daß auch die braven Heidschnucken nicht ausgestorben waren, verriet das vielstimmige Geblök hinter einer Stallwand, und für das Großvieh erhob eine Kuh drüben im Wohnhaus ihre dröhnende Stimme.

Ein ungeschlachter gelber Hofhund kam aus seiner Hütte gefahren, riß an seiner Kette und wollte sich umbringen vor Wut. Fifi, mit der im ärgsten Trommelfeuer niemals die Nerven durchgegangen waren, die aber vor großen Artgenossen von jeher eine heillose Angst gehabt hatte, verkroch sich hinter ihrem Herrn. Aus der Missentür des Wohnhauses trat, einen Besen in der Hand, ein rothosiger Franzose mit einem Käppi auf dem Kopf, um den Hund in kräftigstem Deutsch zur Ruhe zu fluchen.

Hast du meine Sprache so gut gelernt, dachte Martin, so mach' ich dir auch mal 'ne kleine Freude.

„Bon jour, monsieur, le patron, est-il chez lui?"

„Oui, oui, monsieur," antwortete sichtlich erfreut

der Franzmann: „entrez, s'il vous plaît." Mit dem Anstand und der Höflichkeit seiner Rasse zeigte er, wo der Zimmermann das breite und hohe, beladenen Erntewagen Raum bietende Loch gelassen hatte.

Aber Martin wollte als Fremdling lieber durch die schmale Seitentür eintreten und ging am Hause entlang, um diese zu erreichen.

Als er sie geöffnet hatte, fand er auf der Herddiele keinen Menschen vor. Wahrscheinlich waren die Bewohner in der Stube links zu finden, in der sich ein Hüsteln vernehmen ließ. Er trat näher. Aber plötzlich erhob sich drinnen eine durchdringend helle Knabenstimme, und es wurden Verse laut, in denen Martin, im deutschen Schrifttum wohlbewandert, das Lied wiedererkannte, das Paul Gerhard seinem Volk gesungen hatte, als die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges zu Ende waren. Er blieb stehen und hörte zu.

Gott Lob, nun ist erschollen
Das edle Fried- und Freudenwort,
Daß nunmehr ruhen sollen
Die Spieß und Schwerter und ihr Mord.
Wohlauf und nimm nun wieder
Dein Saitenspiel zur Hand,
O Deutschland, und sing Lieder
Im hohen, vollen Chor!
Erhebe dein Gemüte
Zu deinem Gott und sprich:
Herr, deine Gnad und Güte
Bleibt dennoch ewiglich.

Ohne Zweifel, dachte Martin, ist der Waffenstillstand abgeschlossen. Welches mochten die Bedingungen sein? Er fühlte sein Herz bis in die Halsschlagader hinauf klopfen ... Lernte der Junge den Gesang für die Schule auswendig? Dann könnte er ja getrost nähertreten. Vielleicht handelte es sich aber um eine vorweggenommene häusliche Friedensfeier, bei der zu stören unangenehm war. Er hielt es doch für besser, einstweilen nicht anzuklopfen, und hörte weiter zu!

Sei tausendmal willkommen,
Du teure, werte Friedensgab'!
Jetzt sehn wir, was für Frommen
Dein Beiunswohnen in sich hat.
In dir hat Gott versenket
All unser Glück und Heil;
Wer dich betrübt und kränket,
Der drückt sich selbst den Pfeil
Des Herzleids in das Herze
Und löscht aus Unverstand
Die güldne Freudenkerze
Mit seiner eignen Hand.

Das drückt uns niemand besser
In unsre Seel und Herz hinein
Als ihr zerstörten Schlösser
Und Städte voller Schutt und Stein,
Ihr vormals schönen Felder,
Mit frischer Saat bestreut,
Jetzt aber lauter Wälder,
Und dürre, wüste Heid,

Ihr Gräber voller Leichen
Und blut'gem Heldenschweiß,
Der Helden, deren gleichen
Auf Erden man nicht weiß.

Von Wäldern und Heide, die der Krieg zurückgelassen, sang der fromme Sänger. Wenn er die entsetzlichen Trichterfelder dieses Krieges gesehen hätte! Die Gräber voller Leichen, — darin allein fast zwei Millionen Deutsche! Die frumben Landsknechte jener Tage hatten in den Helden des Trommelfeuers doch wohl mehr als ihresgleichen gefunden. —

Es folgten drinnen noch einige Verse, dann ging die Tür auf, und vor Martin stand der Junge, der ihm gestern abend sein Haus aufgeschlossen hatte. Er machte große Augen und ließ ob der Überraschung den Mund offenstehen.

„Hest du eben den schönen Gesang lesen?"

„Jea, use Oma woll dat geern; se is old und all wat swack up de Ogen."

„Hmhm. Is woll Waffenstillstand?"

„Minsch, dat weest du noch nich?... Ick hebb de Zeitung von de Schol mitbrocht, da steiht't in. Gah man in de Dönzen und les sülwst. Ick hebb keen Tied, mutt min Koninken fodern."

Der Junge ging seiner Wege, Martin klopfte an und trat in die Stube.

Der Bauer, der am Fenster saß und die Zeitung studierte, sah über seine Brille weg nach dem Ankömmling aus. Als er ihn erkannte, sagte er, die

Brille von der Nase nehmend und ohne sich zu erheben: „Kiek mal ener an, da is ja us Nahwer all. Is recht, dat he sick foorns mal sehn lett. Sett he sick man'n bäten dal."

Eine alte Frau lag mit gefalteten Händen in einem Lehnstuhl hinter dem Ofen, im Schoß ein Gesangbuch mit großem Druck. Eine Frau in mittleren Jahren, wohl die Bäurin, saß am Tisch und flickte ein Bettlaken. Die beiden musterten den Fremdling mit verlegenen Blicken, ohne in irgendeiner Weise an der Begrüßung teilzunehmen. Martin empfand es als recht peinlich, in diesen bäuerlichen Familienkreis hineinzufallen.

„Wi hebbt ja woll Waffenstillstand," begann er, „de Jung hett mi dat eben vör de Dör vertellt. Sünd de Bedingungen denn to drängen?"

„Les he sülwst," sagte der Bauer, ihm das Blatt über den Tisch hinschiebend.

Martin fing an zu lesen. So viel Punkte, so viel Bajonettstiche. Das Herz im Leibe krampfte sich ihm zusammen.

„Na, wat meent he darto?" fragte Peter Knoop, als der Gast stumm die Zeitung zurückschob.

Martin schien die Frage überhört zu haben. Er gab keine Antwort. Nur ein schwerer Seufzer entrang sich seiner Brust.

„Dar hebbt wi erst wat an to kauen," sagte der Bauer, Martin erwartungsvoll ansehend.

Plötzlich stürzten diesem die hellen Tränen in die Augen. Um sie zu verbergen, beugte er sich vornüber und drückte die Hand vor das Gesicht.

Erschüttert sahen die Sodhofleute auf den großen, langen Menschen, der wie ein Kind weinte und schluchzte.

„De Herrgott lett woll sinken, abers nich verdrinken," tröstete hinter dem Ofen her mit zitteriger Stimme die Großmutter.

„Dat ol gräsige Morden hört doch erst mal up," sagte die Bäurin, „mag't anners wäsen as't well. Mannig junge Blod kann dat Läben beholen. Ick hebb'r ok noch enen bi; minen tweten hebbt se mi all dodschaten."

„Jaja, jajaja," begann der Bauer, „ick mutt düsse Dage jümmer an minen Großvader sälig denken. 't is tweeundsoftig Jahr her, us blinde König Georg harr eben das Land verlopen. Großvader seet dar achtern Aben, in den sülwigen Stohl, wo nu use Oma in sitt. He seggt to mi, — 't was 'n Sünndagabend in de Schummertied, ick weet dat noch, as wenn't gistern wäsen wör — ‚Peter,' seggt he to mi, ‚ick bin old und beläw dat woll nich mehr. Du aber bist jung und warst dat woll noch belävwen. Und denn denk an mi: Gottes Mühlen mahlen langsam ..."

Martin hatte sich mit einem Ruck erhoben. „Nix för ungod," sagte er, „willt us 'n anner mal wat vertellen. Vandag bin ick darto nich instanne. 'n Abend alltohopen."

Als er eben das Haus verlassen wollte, hörte er hinter sich rufen: „He da, he da!" Sich umwendend sah er die Bäurin, die ihm nachgeeilt kam und ihn bat, noch einen Augenblick zu warten. Sie verschwand

in einer Kammer und kam gleich darauf mit einer dicken Leberwurst zurück. „Da nimm he an,“ sagte sie, „wi hebbt nudags slacht't. As Nahwer mutt he ok mal prowen.“ Martin wollte das Geschenk nicht annehmen. „Nehm he an!“ wiederholte sie mit rauher Stimme und drückte ihm ihre Leberwurst mit sanftem Zwang in den Arm.

Fifi kam ums Maul leckend von einer Satte Magermilch, mit der Georg, der Junge, sie bewirtet hatte, und wollte ihren Herrn mit Zärtlichkeiten begrüßen. Aber der schenkte ihr nicht die geringste Beachtung.

Im Häuschen auf der Heidehöhe hallte diesen Abend der große, leere Raum lange wieder von den Schritten des Einsamen, der das Unfaßbare zu fassen sich abmühte: nach so viel Siegen eine Erniedrigung Deutschlands, wie sie tiefer gar nicht zu denken war.

Bis in die Hölle hintergestoßen! — — —

Am ersten Mobilmachungstage des Weltkrieges hielt auf dem Marktplatz von Holtorf der zweite Lehrer des Dorfs, Herr Theodor Brandt, eine von glühender patriotischer Begeisterung getragene Ansprache. Seine Zuhörerschaft bildete nicht nur der Kriegerverein, dessen Vizepräsident er war, sondern die ganze Gemeinde Holtorf, die soeben aus ihrem Gotteshause kam, wo die zu den Fahnen gerufenen Reservisten und Wehrmänner zum Abschied das heilige Abendmahl gefeiert hatten. Die Meinung über die Rede war geteilt. Während die Mitglieder des Kriegervereins auf das höchste von ihr angetan waren und behaupteten, Kamerad Brandt habe den Herrn Pastor mit seiner freilich auch nicht üblen Kriegspredigt in den Sack gesteckt, fanden ältere, gesetzte Leute sie ein bißchen überspönig und übermütig, und schüttelten die Köpfe. Daß der „lütte Köster" eine „ganz barbarsche Utgaw" habe, wollten sie nicht bestreiten.

Am Nachmittag reiste Theodor Brandt zu seinem Regiment, und man hörte lange Zeit im Dorf wenig von ihm. Nur, daß einige Töchter größerer Bauern ihm Liebesgaben ins Feld schickten und für jede Sendung eine Feldpostkarte als Dank erhielten. Einmal traf auch bei jeder der Spenderinnen gleichzeitig eine Bildkarte ein, die den Herrn Lehrer als Vizefeldwebel mit dem Eisernen Kreuz im Knopfloch zeigte.

Jedermann fand, Feldgrau stehe ihm famos, und der Päckchen wurden nicht weniger.

Über Jahr und Tag hieß es plötzlich: „De lütte Köster is'r up Besök." Man brauchte sich nicht viel Mühe geben, ihn zu Gesicht zu bekommen, denn der frischgebackene Leutnant ging sehr viel spazieren, immer in hohen braunen Gamaschen und mit funkelneuen Handschuhen von gleicher Farbe angetan. Längst nicht jeden zog er ins Gespräch, der das erwarten zu können glaubte. Wer aber dieser Ehre gewürdigt wurde, der wunderte sich über die Veränderung, die mit dem jungen Herrn vorgegangen war. Er befleißigte sich einer vornehmen Zurückhaltung, s—prach nicht mehr, sondern schprach, und zwar ein bißchen durch die Nase, und konnte in einer Weise lächeln, daß einer sich ganz dumm dabei vorkam. Als er nach drei Tagen verschwunden war, stand das Urteil des Dorfes über ihn fest: „He is'n Ap worrn." Der Strom der Liebesgaben versiegte.

Es war wieder ein gutes Jahr vergangen, da kam der Wehrmann Johann Kück auf Urlaub. Vor einiger Zeit in ein anderes Regiment versetzt, hatte er in diesem den Lehrer Brandt vorgefunden und war bald von ihm als Bursche angenommen worden. Johann Kück sang das Lob seines Leutnants in den höchsten Tönen. Er sei der beliebteste Offizier des ganzen Regiments. Er sorge für seine Leute auf das beste, esse tapfer mit aus der Mannschaftsküche, nehme für seine Person niemals Druckpunkt. Mit seiner Kompagnie habe er alles machen können, sie sei mit ihm durch Dick und

durch Dünn gegangen. Zur Zeit sei er Bataillonsadjutant, und ganz kürzlich habe er in der Schlacht nach der schweren Verwundung seines Majors das Bataillon so glänzend geführt, daß Hindenburg selbst es nicht besser hätte machen können. Dafür sei ihm das Ritterkreuz des Hausordens von Hohenzollern verliehen; das E. K. I. besitze er seit fast einem Jahre. Er habe ihn, den Burschen, beauftragt, alle Holtorfer bestens zu grüßen und zu bestellen, er freue sich schon ganz riesig darauf, wenn der Krieg einmal vorbei wäre, in Holtorf wieder Schulmeister zu spielen. Bis dahin möchten sie nur wacker durchhalten; lange könne es nicht mehr dauern.

Johann Kück war als zuverlässiger Mensch bekannt. Die Holtorfer mußten ihr letztes Urteil aufheben und waren stolz auf ihren zweiten Lehrer. Johann Kück konnte nach Ablauf seines Urlaubs einige Mettwürste für seinen Leutnant mitnehmen, und der Strom der Liebesgaben begann wieder zu fließen. Die ältliche Tochter des Kaufmanns Brunkhorst, der zu den Honoratioren gehört, schrieb einen acht Seiten langen Brief, der dem fernen Helden die Huldigung seiner Schulgemeinde in der Heide zu Füßen legte. Ein selbstverfaßtes Gedicht packte sie auch noch bei.

Der dritte Lehrer von Holtorf wurde bei einer erneuten Untersuchung kv. geschrieben, und seine Einberufung zum Heeresdienst stand bevor. Gerade in diesen Tagen berichtete der Wehrmann Johann Kück an seine Frau, sein Leutnant sei ziemlich schwer verwundet und werde kaum wieder an die Front zurück-

kehren. Sofort trat der Schulvorstand zusammen und beschloß, den zweiten Lehrer zu reklamieren. Die Eingabe hatte Erfolg. Eines Tages hieß es: „Wi kriegt usen lütten Köster retur." Die Freude war groß in Holtorf.

Der Vorstand des Kriegervereins erwog, ob ein feierlicher Empfang durch den Verein in corpore geboten sei, beschloß aber davon abzusehen, da die paar Krieger, die der Krieg zu Hause gelassen hatte, alt und schwerfällig waren. Aber die jungen Mädchen ließen es sich nicht nehmen, dem Heimkehrenden seine auf eine junge Frau wartende Familienwohnung auf das schönste mit Blumen und Kränzen auszuschmücken, während sich die Schulmädchen um das Schulzimmer bemühten.

Eines Abends in der Dämmerung traf der Erwartete mit der Post ein. Der Vorstand des Kriegervereins war vollzählig erschienen, ebenso der Schulvorstand. Es gab vor der Postagentur ein wackeres Händeschütteln, und dann geleiteten die Herren und allerlei Volk, das sich eingefunden hatte, den Heimgekehrten zu seiner Wohnung. Als er diese so hübsch geschmückt fand, trat er vor die Haustür, unter das bekränzte Willkommenschild, um eine kurze Ansprache zu halten. Überspönig war die gar nicht, sondern sehr schlicht und im Ton ein bißchen gedämpft. Befriedigt ging man auseinander. In den nächsten Tagen wanderte ein Erkleckliches an Mettwürsten und Eiern in die Lehrerwohnung, so daß der Junggeselle, der deren bald mehr im Besitz hatte, als ihm nach den Karten

für ein halbes Jahr zustanden, sich freute, mit seinem Überfluß darbenden Verwandten in der Stadt unter die Arme greifen zu können.

Die Freude der Holtorfer hielt sich jedoch leider nicht lange auf dieser Höhe. Die ihm das Haus geschmückt und versorgt hatten, erwarteten baldige Dankesbesuche, an die der junge Mann indes nicht zu denken schien. Ob ihm der Leutnant und die dicken Orden doch zu Kopf gestiegen waren? Den Eindruck hatte man eigentlich nicht, wenn man ihn traf, war er natürlich und artig. Aber man traf ihn selten. An den schulfreien Nachmittagen nahm er sein Rad, das auf dem Hausboden der Gummibeschlagnahme entgangen war, um in die Stadt zu fahren, wo er auch die Sonntage zubrachte. Die Rückkehr erfolgte, nach Aussage des Nachtwächters, fast immer sehr spät.

Auch seine Tätigkeit als Lehrer erregte Bedenken. Wenn man am Schulhause vorüberkam, sah man den zweiten Lehrer merkwürdig oft am Fenster stehen und auf die Straße, nach den Wolken oder nach wer weiß sonst was gucken, während ein pflichteifriger Schulmeister die Front doch nach seinen Schulkindern zu nehmen pflegt. Der Schuhmacher Thölken, der stark in der Rechtschreibung ist, stellte fest, daß der Lehrer in den Aufsätzen seines Sprößlings mindestens die Hälfte der Fehler übersah und als „im ganzen genügend" bezeichnete, was nach seinem Dafürhalten einfach ungenügend war. Dem Kötner Hagemeyer fiel es auf, wie wenig Sprüche und Gesänge seine Tochter auswendig zu lernen hatte. Es war so wenig, daß

kein Christentum dabei bestehen konnte. Ob der Religionsunterricht des jungen Leutnants, den noch niemand wieder in der Kirche gesehen hatte, überhaupt viel wert war? Freilich, die Nächstbeteiligten, die Schulkinder, waren äußerst zufrieden und des Lobes voll. Der lütte Köster wäre „'n ganzen Gemütlichen," den Stock gucke er überhaupt nicht an. Aber die geplagten Mütter, die den Mann im Felde und einen Trupp verwildeter Rangen auf dem Halse hatten, wußten ihm des wenig Dank.

All diese Unzufriedenheit verdichtete sich schließlich dahin, daß die Frau des Schulvorstehers Renken eines Tages zu der Frau Pastorin sagte, es könne nicht schaden, wenn der Herr Pastor als Ortsschulinspektor recht bald mal bei dem zweiten Lehrer nach dem Rechten sähe. Die Frau Pastorin gab diese Anregung pflichtgemäß an ihren Mann weiter, aber der wollte nicht drauf beißen. Die jungen Herren, die aus dem Felde kämen, meinte er, hätten ein etwas starkes Selbstbewußtsein, wie durchaus begreiflich, und man müsse sich hüten, ihnen an den Wagen zu fahren. Man dürfe nicht erwarten, daß man einen Menschen, den man vor vier Jahren in einen solchen Krieg geschickt habe, genau so wiederbekomme, wie man ihn weggeschickt habe. Die Frauen, wenn sie ihre Männer, die Eltern, wenn sie ihre Kinder zurückbekämen, würden das auch noch merken. Man solle dem jungen Manne, der so Großes geleistet und so Schweres durchgemacht habe, nur erst einmal Zeit lassen, sich selber wiederzufinden. —

Martin hatte an dem zweiten Morgen, den er auf seinem Berge verlebte, den Spaten zur Hand genommen, um seinen verkrauteten Garten umzugraben. Nach einer kurzen Mittagspause setzte er die Arbeit fort, war aber noch nicht lange wieder im Gang, als Fifis Geknurr und das Quieken der Gartenpforte ihn veranlaßten, sich aufzurichten. Besuch? Wer in aller Welt sollte ihn hier besuchen?

Ein Herr in braunem Überzieher von militärischem Schnitt näherte sich. Die Beinkleider steckten in Gamaschen, die Hände in Handschuhen von derselben Farbe. Martin stieß den Spaten in die Erde und ging in seinen Holzschuhen dem Fremden einige Schritt entgegen.

„Gestatten Sie, daß ich mich bekannt mache: Leutnant der Reserve Brandt."

„Böker."

„Angenehm ... Ich war mit Ihrem verstorbenen Bruder gut bekannt, um nicht zu sagen befreundet. Längere Zeit haben wir auch in Holtorf zusammen gespeist. Ich bin dort nämlich als zweiter Lehrer angestellt. Durch unseren Vorsteher höre ich zufällig von Ihrer Anwesenheit, und da wollte ich mir erlauben, Sie aufzusuchen, um über die Kriegsschicksale Ihres Herrn Bruders einiges zu erfahren. Aber wenn ich störe ..."

„Durchaus nicht, meine Arbeit kann recht gut warten. Ich lebe hier oben etwas einsam, da sieht man ganz gern mal einen Menschen. Lassen Sie uns ins Haus treten, Herr Kamerad."

Im Wohnstübchen angelangt, fragte Martin, ob Herr

Brandt eine Tasse Kaffee mit ihm trinken möge. Die Einladung wurde mit sichtlicher Freude angenommen, und er traf seine Vorbereitungen. Dann setzte er sich zu seinem Gast und berichtete, was ihm von seinem Bruder, seit dieser ins Feld gezogen, und besonders über die näheren Umstände seines Todes bekanntgeworden war.

Als er schwieg, sagte der andere: „Die deutsche Kunst hat in Ihrem Herrn Bruder zweifelsohne eine Kraft verloren, die noch Tüchtiges hätte leisten können, wenn es ihr beschieden gewesen wäre, voll auszureifen." Er begann des Verstorbenen Wollen und Art ausführlich zu charakterisieren, und sprach dabei von Tönen und Valeurs, von Pleinair und Impressionismus und dergleichen mit einer Sicherheit, die Martin verwunderte. Zunächst dachte dieser, es werde ihm da Wind vorgemacht, mehr und mehr befestigte sich ihm aber der Eindruck, daß den Ausführungen doch wohl eine klare Anschauung zugrunde lag.

Das Wasser geriet ins Kochen, und Martin machte die Roggenbrühe fertig. Eine Zigarre bedauerte er nicht anbieten zu können, aber ein Kopf guter Friedenstabak stehe gern zur Verfügung. Der Kamerad zog mit sicherem Griff ein Pfeifchen aus der Rocktasche und sagte, indem er aus dem braunen Kasten füllte, er freue sich, die Marke nach Jahren einmal wieder rauchen zu können; er selbst habe sie seinerzeit dem Herrn Maler empfohlen.

„Wie ich höre," fuhr er fort, nachdem er mit der Miene des Kenners und Genießers einige Züge getan hatte, „sind Sie Philologe."

„Wo können Sie das bloß gehört haben!" rief Martin verwundert.

Der Lehrer errötete leicht: „Einer meiner Schüler, Georg Knoop vom Sodhof, hat es mir verraten."

„Ach so ... Wie so etwas hier auf dem Lande gleich herumkommt! Ich bin Germanist. Außerdem habe ich Geschichte studiert."

„Hmhm, Geschichte ... Dies Fach an einer höheren Schule zu vertreten, muß heutzutage nicht ganz leicht sein, zumal neuere deutsche Geschichte. Ich merke das schon in meiner Dorfschule. Nach Deutschlands Zusammenbruch erscheint doch auch unsere sogenannte ‚große' Zeit, die Bismarcksche Ära, in einem recht eigentümlichen Lichte. Jetzt, nachdem einem die Binde von den Augen gefallen ist, muß man sich schämen, wenn man daran denkt, was man manchmal im Kriegerverein für Reden geschwungen hat."

Martin fühlte sich unangenehm berührt und zuckte mit der Schulter.

„Gedenken Sie länger hier zu bleiben?" fragte der Besucher nach einer Pause.

„Das weiß ich selber noch nicht," gab Martin zur Antwort. „Manchmal ist es mir, als hätte ich Lust, mich für den ganzen Winter hier zu verkriechen."

„Wenn Sie das fertig brächten," rief der andere lebhaft, „müßte ich Sie aufrichtig bewundern."

„Wieso?"

„Nach all der nervenaufpeitschenden Unruhe diese absolute Stille und Einsamkeit?"

„Nun ja, aber wir können doch nicht ewig in der

Welt herumvagabondieren wie diese letzten vier Jahre. Man wird sich da eben etwas an die Kandare nehmen müssen."

„Müssen, müssen, ja! Aber können!? Ich könnte es nicht, könnte es mit dem besten Willen nicht. Die Unruhe in meinem Blut und in meinen Nerven ist viel zu groß. Sie machen sich gar keine Vorstellung, wie schwer mir das Schulehalten wird. Im Felde Kompagnieführer, dann Bataillonsadjutant, und nun wieder Dorfschulmeister, der Bauernkinder das Abc und das Einmaleins eintrichtert, — der Unterschied ist ja auch gar zu groß! Manchmal möchte ich mitten aus der Stunde weglaufen."

Martin glaubte dem Kameraden aufs Wort; schon der unrastige Blick seiner Augen, die auf nichts recht verweilen konnten, zwang ihn dazu. „Ich kann Sie recht gut verstehen," sagte er, „da wird mancheiner von uns Frontsoldaten seine liebe Not haben. Ich weiß ja auch noch nicht, ob ich nicht schon morgen oder übermorgen durch die Lappen gehe."

„Und dann überhaupt das Leben in so einem Heide-dorfe!" fuhr der Lehrer fort. „Gott ja, sind ja brave Leute, unsere Heidjer. Wär' unrecht, wenn ich über sie klagen wollte; habe manche Freundlichkeit von ihnen erfahren, auch draußen. Aber wenn man sich so lange in aller Herren Länder herumgetrieben hat, wenn man Fühlung mit so ganz andersartigen Kreisen gewonnen hat, kommt einem hier alles so klein, so eng, so beschränkt vor, stößt man überall gegen Mauern, von deren Vorhandensein man früher gar

keine Ahnung gehabt hat. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie einsam ich mich oft hier fühle ... Ich war froh, als ich hörte, daß ein Kamerad hier oben eingezogen ist, und danke Ihnen herzlich für Ihre freundliche Aufnahme. Gewiß, Sie sind Akademiker und haben eine gründlichere Bildung genossen als der Zögling eines Seminars. Aber ich möchte annehmen, daß das gleichartige Erleben dieser Jahre die Unterschiede bis zu einem gewissen Grade ausgeglichen hat. In meinem Interesse würde ich mich daher freuen, wenn Sie es hier in Ihrer Klause recht lange aushielten und wir uns kameradschaftlich näherkommen sollten. Ich wage das um so mehr zu hoffen, als durch Ihren Bruder, der mein Freund war, ja bereits gewisse Beziehungen vorhanden sind."

Martin konnte nicht gut anders als sagen, auch ihm werde es angenehm sein, wenn man sich öfters sähe. Er fügte aber doch hinzu, eigentlich wäre er gerade der Stille und Einsamkeit wegen nach hier gekommen.

„Fürchten Sie nicht," beruhigte der Lehrer, „daß ich Sie nun überlaufen werde. Die schulfreien Nachmittage und die Sonntage bringe ich ohnehin auswärts zu. Ich habe einen Bruder in der Stadt, der seit langen Jahren in der Arbeiterbewegung tätig ist. Neuerdings hat man ihn auch in den Arbeiterrat gewählt. Es ist mir außerordentlich wertvoll, durch ihn mit unserer jüngsten politischen Entwicklung engere Fühlung zu halten. Früher habe ich, als wüster Kriegervereinsfex, mich oft mit meinem Bruder in den Haaren gelegen. Aber jetzt sind ja wohl dem Blindesten

die Augen dafür aufgegangen, wie faul und verrottet das alte System gewesen ist. Sie glauben gar nicht, was für eine gehobene, zukunftsfreudige Stimmung unter der werktätigen Bevölkerung herrscht infolge der letzten Ereignisse. Es ist, als ob die Menschen, von jahrhundertelangem schweren Druck erlöst, nun zum erstenmal frei aufatmeten. Sie werden sich vielleicht wundern, wenn ich Ihnen gestehe, daß die Bewegung auch mich, trotz anfänglichen Widerstrebens, in ihre Strudel gezogen hat."

„Warum soll ich mich darüber wundern? Durch den Wirrwarr dieser Tage muß sich jeder seinen Weg suchen, so gut er kann."

„Und ein neuer Weg ist es für mich im Grunde ja auch nicht. Ich bin Arbeiterkind, meine Brüder sind Arbeiter, meine Schwestern mit Arbeitern verheiratet. Eine grundfalsche Seminarerziehung hatte mich eben nur in unreifen Jahren meiner Klasse entfremdet. Jetzt, wo das System, dem auch die Königlich Preußischen Seminare dienten, zusammengebrochen ist, sehe ich plötzlich, wohin ich eigentlich gehöre. Ich bin mir also nicht untreu geworden, habe mich vielmehr jetzt erst wirklich gefunden, besser: wiedergefunden."

Martin bewegte nachdenklich das Haupt. „Es ist etwas Großes, wenn einer das von sich sagen kann."

„Wenn der Mensch jung ist," fuhr der andere mit Hingebung fort, „muß er eine große Idee haben, um an sie mit ganzer Seele zu glauben, für sie mit aller Kraft zu wirken. Wie froh bin ich, daß ich jetzt wieder an den Sinn des Lebens glauben kann, weil ich

große Aufgaben vor mir sehe! Augenblicklich bin ich dabei, die Lehrerschaft unseres Kreises zu organisieren und einen Lehrerrat ins Leben zu rufen. Leicht ist es ja nicht, da die jüngeren Kollegen noch fast alle im Felde sind und bei den älteren die Verkalkung meist recht weit vorgeschritten ist. Auch unter den Bauern habe ich dieser Tage die Arbeit aufgenommen, stoße da allerdings auf sehr harten Boden. Sie machen sich keine Vorstellung, wie viel Vorurteile da erst weggeräumt werden müssen, zumal in einer Gegend wie der hiesigen, wo die Leute noch vom seligen Königreich Hannover träumen und die Kirche eigentümlicherweise noch immer eine Macht ist. Sie sind nun einmal furchtbar schwerfällig, diese Niedersachsen! Hören Sie sie doch nur reden! Diese breite, schleppende, dröhnige Sprache bringt mich immer wieder in Harnisch."

„Merkwürdig," unterbrach Martin, „auf mich wirkt das Platt dieser Ecke im Gegenteil wohltuend beruhigend. Einem Mann wie meinem Nachbar Knoop könnte ich zwei Stunden lang zuhören."

„Mich, wie gesagt," fuhr der Lehrer fort, „macht so einer wild. Ich möchte nach zwei Minuten am liebsten weglaufen, weil ich es einfach nicht aushalte. Als Offizier hat man sich doch nun einmal eine kurze, knappe, scharfe Redeweise angewöhnt."

„Nun ja, aber es können doch wohl nicht gut alle Menschen preußische Leutnants sein."

„Mein Gott, wer verlangt denn das? Man sollte aber doch erwarten, daß der Krieg auch diese Menschen ein bißchen aus dem Tritt gebracht hätte."

„Ist es denn nicht geradezu wundervoll, daß sie in gleichem Schritt und Tritt geblieben sind, beinah, als ob gar kein Krieg gewesen wäre?"

„Sie scheinen es mit dem Krähwinkler Landsturm zu halten. Aber wir kommen ins Silbenstechen hinein, Herr Kamerad. Sie haben mich ganz von dem abgebracht, was ich sagen wollte. Ich wollte Ihnen erzählen, daß ich hoffen kann, schon in allernächster Zeit einen Bauernrat zustandezubringen, der dann der erste des Kreises sein würde. Auf übermorgen hab' ich zu der entscheidenden Versammlung eingeladen, für die mein Bruder mir einen tüchtigen Redner versprochen hat. Wenn Herr Kamerad Vergnügen finden sollten ..."

„Das Vergnügen wird er nicht finden, mein Herr," sagte Martin lächelnd. „Bin ja so froh, daß ich dem ganzen Klamauk aus dem Wege bin, und nun soll ich mich von meinem Heidberg mit Kopfsprung mitten in ihn hineinstürzen? Ich denk nicht dran, fühle als Fremdling und Beisaß nicht im geringsten das Bedürfnis, die Heidebauern aufzuklären und zu beglücken. Wegen meiner können sie bis an den jüngsten Tag bleiben wie sie sind."

„Ich meine aber, Herr Kamerad, etwas mehr Pflichtgefühl sollten Sie doch haben der neuen Zeit gegenüber."

„Ich gestehe, mein Pflichtgefühl ist nach dieser Richtung bis jetzt wenig entwickelt. Im Ernst, Herr Brandt, mein Fall liegt ja wesentlich anders als der Ihre. Ich bin der Sohn einer guten, alten Bürgerfamilie

und habe als Student zu den Füßen eines Mannes gesessen, der mit glühender Seele an den Stern Deutschlands glaubte, — in dem alten Sinne glaubte, wie auch Sie vor einem halben Jahr vielleicht noch an ihn geglaubt haben. Da kann ich mich nun nicht über Nacht umorientieren oder wie wir's nennen wollen. Kurz, ich bekenne, daß ich mit dem Geschehen dieser Tage innerlich noch lange, lange nicht fertig bin. Ich habe es da eben viel weniger leicht als Sie. Der Sohn eines Bürgerhauses, der Erbe alter bürgerlicher Kultur, ist geschichtlich viel mehr gebunden als der Sohn des vierten Standes, als der seiner Natur nach geschichtslose Proletarier. Der eine rückt mit schwerem, vielleicht zu schwerem Marschgepäck in die neue Zeit hinein, der andere mit leichtem Sturmgepäck. Wenn er es nicht etwa vorzieht, auf jedes Gepäck zu verzichten. Was sich aber eines Tages ja rächen könnte."

Der Lehrer machte ein verblüfftes Gesicht und sog ein wenig verlegen an seiner erloschenen Pfeife.

„Sie dürfen mich nicht falsch verstehen," fuhr Martin fort, „ich kritisiere und zensuriere nicht, ich stelle lediglich fest. Wenn wir einmal über diese Dinge reden, wollen wir es doch nicht tun als Sklaven irgendeiner Partei mit Scheuklappen, die nach rechts und links zu blicken hindern, sondern als gute Kameraden, die das gleiche große Erleben hinter sich haben, im Dunkel dieser Tage für sich einen Weg suchen und für ihr unglückliches Vaterland das Beste wollen. Ich denke, darüber sind wir einig."

„Gewiß, das ist auch meine Meinung," sagte der

andere ziemlich kleinlaut. „Es ist ja am Ende auch nicht nötig, daß man in allen Punkten gleicher Ansicht ist. Vielleicht macht eine gewisse Verschiedenheit den Verkehr nur noch anregender ...“

Nach einer Pause zog er die Uhr und sagte: „Ich muß aufbrechen, hab' noch einen ganzen Stapel Schulaufsätze durchzufliegen, — eine Heidenarbeit! Ich danke Ihnen, daß Sie mir Gelegenheit gegeben haben, mich einmal mit Ihnen auszusprechen, und würde mich freuen, Sie recht bald mal bei mir zu sehen. Zu welchen Zeiten Sie mich nicht treffen würden, hab' ich ja wohl schon gesagt.“ —

Martin saß in der Schummerstunde vor seinem Ofen und hing den Gedanken nach, die das Gespräch mit dem Kameraden in ihm angeregt hatte.

Brandt fühlte sich von den Verhältnissen, in die er aus dem Felde zurückgekehrt war, beengt und bedrückt.

War es ihm selbst nicht genau so gegangen mit den Verhältnissen, die er auf seinem Urlaub daheim angetroffen hatte?

Sein Vater hatte den Krieg unter Vormundschaft einer gesinnungstüchtigen Zeitung im Sofa mitgemacht und sich in allem, was ihn betraf, eine kindliche Naivität bewahrt. Die Kriegserklärung Amerikas begrüßte er seinerzeit mit einem „Gott sei Dank!“ Noch im letzten Sommer konnte er in einem Brief seinen Sohn vermahnen, er möge die Engländer nur „tüchtig verhauen“ und aufpassen, daß er sie packte, ehe sie ihm auf ihre Schiffe entwischten. Daß Deutschland den Krieg verlieren könnte, der Gedanke war dem alten

Herrn nie auch nur im Traum gekommen. Als die Front auf der ganzen Linie zu weichen begann, sah er darin nur einen genialen Trick Ludendorffs. Jetzt aber, nach dem Zusammenbruch, konnte er sich nur dadurch helfen, daß er, wie früher auf die Engländer, dann auf Wilson, so jetzt auf die Sozialdemokraten, die das ganze Unglück verschuldet hätten, mörderlich schimpfte. Martin versuchte behutsam, ihm eine seiner Überzeugung nach gerechtere Auffassung der Sachlage zu vermitteln, kam damit aber bös an. „Du scheinst mir auch schon übel verseucht zu sein," meinte der Vater und gab sich fortan die redlichste Mühe, den Sohn wieder auf den rechten Weg zu bringen. Wenn dieser solche Aufklärungsarbeit auch meist schweigend über sich ergehen ließ, so trug sie doch nicht gerade dazu bei, ihm den Urlaub angenehmer zu gestalten.

Einmal nahm der Vater ihn mit an seinen Stammtisch und machte gegenüber den alten Knaben, mit denen er sein dünnes Kriegsbier trank, aus den bedauerlichen Ansichten seines Sohnes keinen Hehl. Da fielen sie alle über diesen her, um ihn eines besseren zu belehren, und offenbarten dabei eine dermaßen hanebüchene Ahnungslosigkeit, daß Martin es bald nicht mehr aushielt, seinen Hut nahm und fortging. Am nächsten Tage machte der Vater ihm deswegen eine unangenehme Szene. Martin, der sich auf Urlaub noch nie so unglücklich gefühlt hatte, war froh, als seine Zeit herum war. Er sehnte sich deshalb jetzt auch durchaus nicht nach Hause zurück und war froh, für die Zwischenzeit, wo er nicht recht wußte, was aus ihm

werden sollte, diesen Unterschlupf in der Heide zu haben.

Nach der Abreise aus der Heimat hatte er für einen Tag einen Altersgenossen und lieben Jugendfreund besucht, der wegen eines körperlichen Gebrechens für den Kriegsdienst nicht in Frage gekommen war. Auch hier wollte sich das alte Verstehen und herzliche Einvernehmen nicht wieder einfinden. Man redete aneinander vorbei, man stritt sich die Köpfe heiß und ging mit einer leisen Verstimmung auseinander.

Der amtliche Vernebelungsapparat, der vorne trotz aller „Aufklärungsoffiziere" versagt hatte, hatte hinten im Lande durch seine Presse doch allerhand erreicht, und die Folge war, daß die Frontsoldaten und die, welche die Heimatfront gehalten hatten, selten recht miteinander „im Bilde" waren.

Dagegen glaubte Martin, daß er mit dem Lehrer Brandt, obgleich dieser von dem neuen Wein stark angetrunken war, ganz gut auskommen werde. Unter Kameraden, die ein gleiches Erleben hinter sich hatten, stand eben vieles gefühlsmäßig fest, ohne daß man Worte darüber zu machen brauchte, und auf dieser Grundlage ließen sich dann andere Dinge, über die die Meinungen auseinandergingen, in ehrlicher Zwiesprache klären.

Martin war also über die neue Bekanntschaft im Grunde froh. Auch schon deshalb, weil einer, der sich in sechsundzwanzig Jahren leidlich an die Menschen gewöhnt hat, doch nicht gut auf die Länge ganz ohne sie fertig werden kann.

Am nächsten Tage bald nach Mittag machte Martin sich auf die Beine, um einmal nach Holtorf zu spazieren. Als Grund gab er vor sich selber an, er brauchte bald Streichhölzer, und der Docht in seiner Lampe sei reichlich kurz. In Wahrheit lag die Sache aber wohl so, daß er, sooft 24 Stunden seiner Einsamkeit herum waren, von dieser vorläufig genug hatte und das Verlangen spürte, etwas wie einen Menschen zu sehen.

Als er bei August Kassebohm in den Höckerladen trat, empfing ihn nicht, wie am Tage seiner Ankunft, der mürrische Besitzer, sondern eine frische junge Deern von wohl zwanzig Jahren. Sie guckte ihm mit ihren grallen Augen aufmerksam ins Gesicht, sagte ihm auf den Kopf zu, wer er wäre, und stellte sich als Fräulein Malwine Kassebohm vor. Seinen Bruder habe sie recht gut gekannt; er sei viel in ihr Haus gekommen, habe auch zeitweise bei ihnen zu Mittag gegessen. Als sie ihm das Verlangte gegeben hatte, versuchte sie ihm noch dies und das anzuschnacken, was er für seinen Haushalt unbedingt nötig habe, und erzielte damit den schönsten Erfolg. Martin erstand einige Dosen Stiefelwichse, ein Kartoffelschälmesser und ein Junggesellennähzeug, und es fehlte nicht viel, so wäre er auch noch auf eine Flasche garantiert alkoholfreier Grogessenz hineingefallen. Aber hierzu reichte Fräulein Malwinens Anreißerkunst denn doch nicht ganz aus.

Als sie ihm die Sachen einpackte, wobei ihr Mundwerk ging wie eine Kinderklappermühle im Bach, dünkte ihn, er habe wohl Lust, noch etwas länger in diese lebensprühenden, kecken Braunaugen zu blicken und dem Geplauder dieser kirschroten Lippen zu lauschen. Es wäre doch einmal ganz etwas anderes nach den einsamen Tagen und der anstrengenden Gartenarbeit, nach Peter Knoop und Kamerad Brandt. Er fragte also, ob es trinkbares Bier gäbe. Das Faß wäre vor einer halben Stunde angesteckt, versicherte die geschäftstüchtige Wirtstochter.

Bald saß er in der Gaststube, vor sich auf dem Tisch eine trübe Brühe ohne Blume und hinter dem Tisch das um so üppiger blühende Wirtstöchterlein.

„Ich bin heute nachmittag ganz mutterseelenallein zu Hause," begann sie. „Der Russe fährt Steckrüben ein, und Vater und Mutter sind über Land gefahren zur Beerdigung einer Kusine. War so 'ne hübsche, lustige Deern und wollte, wenn ihr Bräutigam aus dem Felde käme, gleich heiraten. Ich hatte mich schon so auf die Hochzeit gefreut! Es ist ganz schrecklich mit dieser Grippe. In der Gemeinde Holtorf stehen augenblicklich sieben Leichen über der Erde, jeden Tag läutet die Totenglocke. Auf unserer Nachbarschaft sind Mann und Frau an einem Tag gestorben und in ein Grab gekommen. Die meisten sind nur zwei oder drei Tage krank, dann sind sie weg. Neulich dachte ich schon, ich kriegte sie auch, ist aber noch eben gut gegangen. Trinken Sie aber mal, ehe die Blume absteht. Prosit!"

Martin gehorchte und trank ihr zu.

„Wie gefällt es Ihnen denn in der Sodheide?"

Martin antwortete mit Wilhelm Busch: „Wer einsam ist, der hat es gut, weil niemand da, der ihm was tut."

„Jaha," lachte sie, „es tut Ihnen da wohl keiner was Böses, aber auch niemand so'n bißchen was Liebes an. Ich hab' Ihren Bruder nie verstehen können. Manchmal kam er jeden Tag und konnte nicht wegfinden, war rein zu ausgelassen und machte Schnäcke, daß man sich schieflachen mußte. Und dann wieder ließ er sich wochenlang nicht sehen, saß die hellen Tage mit seinem Malgestell unter einem Riesenhut in der Heide und war beinah menschenscheu. 'n ganzen komischen Menschen!"

Martin lächelte schmerzlich. Er kannte aus dieser Schilderung seinen Bruder recht gut wieder.

„Aber nun trinken Sie auch mal aus, sonst muß ich ja denken, mein schönes Bier schmeckt Ihnen gar nicht."

Martin nahm zwei kleine Schluck und gab sich Mühe, das Gesicht nicht zu verziehen.

Malwine trappte in ihren bunten Pantoffeln zum Ausschank und holte sich selbst ein winziges Gläschen. „Will Ihnen man helfen, dann rutscht es vielleicht besser. Prost!" Martin leerte jetzt mit Todesverachtung sein Glas und bekam es schnell von neuem gefüllt. Malwine setzte sich wieder an ihren Platz und nahm eine Stickerei vor.

Auf dem Pflaster draußen hallten Schritte. Das Mädchen reckte den Hals und sah zum Fenster hinaus. „Da kommt auch wieder einer von unseren lieben Feldgrauen zurück," sagte sie und fügte schwer seuf-

zend hinzu: „Ach, jedesmal, wenn ich so einen sehe, gibt es mir einen Stich durchs Herz.“

„Warum?“ fragte Martin.

„Ach, mein Bräutigam war auch dabei, und kommt niemals wieder. Denken Sie bloß, er hat einen Volltreffer gekriegt, keinen Knopf haben sie von ihm wiedergefunden. Ist das nicht schrecklich? Er war Gehilfe auf unserer Molkerei und hatte so 'n schönes Auskommen.“

Sie hatte die hellen Tränen in den Augen, und Martin suchte nach einem kleinen teilnehmenden Wort. Da sie sich aber die Augen sofort mit der Schürze wieder blank wischte, glaubte er sich nicht weiter bemühen zu sollen.

„Aber gut ist's doch, daß unsere Jungens wiederkommen,“ fuhr sie munter fort, „nun gibt's doch erst mal wieder Hochzeiten im Dorf, vier oder fünf noch vor Weihnachten, und das Tanzen geht wieder los. Wir haben just vorm Kriege einen großen Tanzsaal gebaut, hat uns zwölftausend Mark gekostet und ist noch nicht mal eingeweiht. Sie können sich denken, was wir da für Schaden gemacht haben. Na, hoffentlich holen wir's in einem Jahre alles wieder ein. Es war heute morgen einer vom Soldatenrat hier, in feinem, feldgrauem Auto mit roter Fahne und Maschinengewehr, der sagte, es käme jetzt eine urfidele Zeit. Das dumme Tanzverbot würde in den nächsten Tagen aufgehoben, und dann könnten wir so oft und so lange tanzen lassen, wie wir Lust hätten. Ich glaube, es kommt eine herrliche Zeit!“

„Das ist wohl noch nicht so ganz 'raus," sagte Martin, trübe lächelnd.

„Ich glaub's ganz bestimmt. Ist ja auch lange genug trübselig hergegangen in der Welt... Wenn wir unsern Saal einweihen, kommen Sie doch auch 'n bißchen, nich?"

Sie hielt das Köpfchen schief und sah ihn verführerisch an.

„Weiß noch nicht," sagte Martin.

„O bitte! Möchte zu gern mal mit Ihnen tanzen. Hab' noch drei Paar ganz neue Tanzschuhe. Wenn die alle sind, wird das Leder ja wohl schon wieder billiger sein. Und zwei schöne, weiße Tanzkleider mit Ausschnitt hab' ich auch; jetzt wären die ja für kein Geld zu haben. Hier haben Sie meine Hand, versprechen Sie mir, daß Sie kommen!"

Martin gab ihr einen Klaps in das werbende Pfötchen. „Wollen mal sehen," sagte er, „Handschlag kann ich darauf heute noch nicht leisten."

„Ihr Bruder," fuhr sie fort, „war auch immer da, wenn er nicht gerade den Menschenscheuen spielte. Er tanzte am liebsten mit Totengräbers Lieschen, und wollte sie auch mal abmalen, ich glaube sogar nackigt. Die Malers malen die Leute ja immer am liebsten ohne was an. Aber das wollte sie nicht, von wegen der Schanierlichkeit vor den Leuten. Die schnackten überhaupt schon..."

„Die Toten wollen wir lieber ruhen lassen," sagte Martin ernst, dem diese Wendung des Gesprächs peinlich war.

„Aber ich wollte ja gar nichts Böses über Ihren Bruder sagen, war ja so 'n netter, lieber Mensch, wenn er nicht grade seinen Dollen hatte. Ich meine, Sie müßten doch froh sein, wenn er ein bißchen Spaß von seinem kurzen Leben gehabt hat.“ —

Martin hörte ihrem leichten Geplauder noch eine halbe Stunde nicht ohne Vergnügen zu. Als er aufbrechen wollte und ihr die Hand reichte, hielt sie diese fest und sagte: „Aber bloß das Wiederkommen nicht vergessen! Vielleicht stecke ich Ihnen auch mal was zu für Ihren Haushalt. Hab' auch noch einen alten Korn, den geb' ich aber nur an Leute, die ein bißchen nett zu mir sind. Soll ich Ihnen noch eben mal unsern Tanzsaal zeigen? Er hat elektrisch Licht und Parkettfußboden und ist wunderfein ausgemalt!“

„Danke, Fräulein,“ sagte Martin, „ein andermal.“ Es kostete ihn auch jetzt noch Mühe, seine Hand freizumachen.

Von der ist ja gar nicht wieder loszukommen, dachte er, als er draußen war. Ist auch wohl so ein Früchtchen dieses Krieges, in dem nicht nur wir Männer ein bißchen verwildert sind. Aber eigentlich tut es doch wohl, einmal ein Menschenkind zu treffen, das von der Not der Zeit so ganz und gar nicht bedrückt wird. —

Als er sich einige hundert Schritt von dem Wirtshaus entfernt hatte, blieb er überlegend stehen. Gestern abend hatte er das Bedürfnis gefühlt, etwas zu lesen, im Nachlaß seines Bruders aber nichts Rechtes gefunden. Vielleicht wäre Kamerad Brandt in der Lage, ihm etwas für die endlosen Abende zu leihen. Er

spürte zwar wenig Verlangen, den Herrn schon heute wiederzusehen, aber jener Wunsch gab den Ausschlag, so daß er sich nach seiner Wohnung erkundigte und ihn aufzusuchen beschloß.

„Das ist ja reizend von Ihnen," rief Herr Brandt, als Martin bei ihm eintrat, „daß Sie mir so schnell Ihren Gegenbesuch machen. Das hätte ich gar nicht zu hoffen gewagt."

Martin erklärte, welches besondere Anliegen ihn so bald herführe.

„Mit dem größten Vergnügen stelle ich Ihnen meine Bücherei zur Verfügung," sagte er, an sein Regal tretend. „Das wäre so etwa das Neueste." Er legte drei Bücher vor Martin hin.

„Am Allerneuesten liegt mir nun gerade nicht so sehr, schon wegen des schauerlichen Papiers," meinte dieser, „na, wollen mal sehen."

„Backfischchens Zeitvertreib." Er legte das erste der Bücher zur Seite.

„Diese Schilderung der sittlichen Fäulnis in Berlin WW ist gewiß recht interessant, auch vielleicht literarisch nicht ohne Wert, aber ich brauche gegenwärtig etwas anderes." Nr. 2 wurde auf Nr. 1 gepackt.

„Himmel und Hölle!" Martins Faust schlug dröhnend auf den Deckel von Nr. 3. „Einen Kriegsroman muten Sie mir zu? Und dazu von einer Dame?"

„Man rühmt der Verfasserin eine sehr lebhafte Phantasie nach," versuchte der Besitzer das Buch zu empfehlen.

„Hol' der Teufel diesen Blaustrumpf und seine blutrünstige Phantasie! Lieber noch mal den Douaumont

stürmen als diesen Schmarren lesen! Herr Kamerad, ich begreife nicht, wie Sie sich solchen Kitsch kaufen können."

„Ich habe das Buch von einer Freundin geschenkt bekommen," entschuldigte sich Herr Brandt.

„Haben Sie's denn gelesen?"

„Hm... richtig gelesen wohl nicht... mal 'reingeguckt."

„Das finde ich aber recht wenig kameradschaftlich, Herr Brandt, mir ein Buch aufzuhängen, das Sie selbst verschmähen... Es ist schwer, eines anderen Geschmack zu treffen. Sie erlauben wohl, daß ich selber mal sehe, was da ist."

Sie traten zusammen an das Bücherbort, und Martin ließ sein Auge über die Reihen hingleiten. Schulbücher und alte Schmöker herrschten durchaus vor.

„So," sagte Martin, nach einem Reklamband greifend, „da hätten wir erst mal eins."

„Was? Kants Kritik der reinen Vernunft wollen Sie lesen?" rief der Lehrer verwundert. „Und Sie glauben, daß Sie da jetzt hineinkommen?"

„Wenigstens hab' ich den guten Willen. Es ist allerhöchste Zeit, daß man sich mal wieder etwas Stahl in den Geist preßt, wenn man nicht gänzlich verblöden will. Ullsteinbücher und so 'n Quark hab' ich in meinen Lazarettzeiten genug gelesen... Und dann wollen wir dies alte Buch mal mitgehen heißen."

„Die Bibel?" fragte Herr Brandt, nun im Ton der höchsten Verwunderung, deren er fähig war.

„Wenn Sie sie entbehren können, möchte ich darum bitten."

„Mit tausend Freuden!"

„So, das wäre für heute genug," sagte Martin, „und nun will ich mich auch nicht länger aufhalten." Doch der Kamerad lud so dringend ein, Platz zu nehmen, daß eine Ablehnung Unhöflichkeit gewesen wäre. „Na ja," gab er nach, „für fünf Minuten mag's sein."

„Ich wundere mich noch immer," sagte der Lehrer nach einer Pause, „daß Sie sich ausgerechnet die Bibel mitnehmen. Sie wollen doch nicht etwa umsatteln und Theologe werden?"

„Daran denk' ich allerdings nicht. Sie halten die Bibel offenbar für ein Buch, das nur die Pastoren etwas angeht."

„Wer kümmert sich denn sonst noch um sie, abgesehen von den Herrn Pastoren und ihren Schäflein?"

„Die Bibel ist meines Erachtens in erster Linie ein altes, ehrwürdiges Menschheitsbuch. Auf diesen Titel hat sie Anspruch, nachdem sie die Menschheit immerhin schon einige tausend Jahre auf ihrem mühseligen Weg durch die Geschichte begleitet hat."

„Und Sie glauben, daß sie auch noch mit uns in die neue Zeit hineingehen wird?"

„Ich halte das durchaus nicht für ausgeschlossen. Ich denke da etwa an Goethes Wort zu Eckermann: die Menschheit, soweit sie auch fortschreiten möge, werde über die sittliche Kultur, wie sie in den Evangelien schimmere und leuchte, niemals hinauskommen."

„Als Goethe dies zu Eckermann sagte, war er doch wohl schon ein bißchen recht alt. In seinen besten Mannesjahren hat er sich meines Wissens immer als dezidierten Nichtchristen und alten Heiden bekannt."

„Gewiß, bei einem solchen Universalgeist kann man sich Stützen für die entgegengesetztesten Ansichten holen. Ich lege auf seine Autorität in unserer Frage auch weiter keinen Wert. Aber entnehmen wir seinem Wort einmal den Begriff der ‚sittlichen Kultur.' Daß eine solche nötig ist, geben Sie mir zu?"

„Versteht sich. Darum soll ja auch nächstens in der Schule die Religion durch Moralunterricht ersetzt werden."

„Na ja, also Sie geben mir zu, daß sittliche Kultur notwendig ist. Und Sie werden mir ebenfalls wohl zugeben, daß unsere sittliche Kultur im Kriege einigen Schaden erlitten hat. Nicht wahr?"

„Gewiß."

„Nehmen wir zum Beispiel ein Wort, das in diesen Jahren wie kaum ein anderes Volkstümlichkeit erlangt hat, das Wort ‚Schiebung'. Wie oft ist es uns versichert: ‚Alles ist Schiebung'!"

„Es ist allerdings toll, was darin geleistet worden ist, zumal in der Etappe, und mit einer Skrupellosigkeit ..."

„Oder nehmen wir das Verhältnis der Geschlechter zueinander. Meinen Sie, daß sich das im Verlauf dieses Krieges veredelt hat?"

„Das wird niemand behaupten wollen. Aber darf man sich darüber wundern? Diese Auflösung der häuslichen Gemeinschaft, diese unnatürliche jahrelange Trennung, diese Verschiebung des Zahlenverhältnisses der Geschlechter ..."

„Ich richte nicht, darum brauchen Sie auch nicht

zu entschuldigen. Es gilt lediglich festzustellen ... Man kann ganz allgemein wohl sagen: All die Zäune, die die Menschheit mit Müh' und Not aufgerichtet hatte, denken wir da etwa an das 5., 6. und 7. Gebot Mosis, um es ein bißchen altmodisch, aber kurz und deutlich auszudrücken, sind in diesem furchtbaren Kriege niedergerissen und niedergetrampelt. Und es ist meine feste Überzeugung, wenn wir da nicht wieder aufbauen, wenn wir nur immer weiter niederreißen, dann gehen wir bösen, bösen Zeiten entgegen."

„Uh, wie schwarz Sie in die Zukunft sehen! Trauen Sie der neuen Freiheit denn gar nichts zu?"

„Herr Kamerad, möchten Sie in diesen Tagen den Rückzug aus Frankreich und Belgien in einer Truppe mitmachen, in der die Kommandogewalt der Offiziere aufgehoben ist?"

„Nee, ich danke verbindlichst ... Sie müssen aber bedenken, daß zur Zeit die neue Freiheit auch noch gar zu jung ist."

„Also Sie meinen, übermorgen oder heut in drei Wochen oder vierzehn Tage nach Neujahr wird sie auf einmal ihre segensreiche Kraft entfalten und aus uns abgestumpften, verwilderten, hier und da auch wohl ein bißchen vertierten Kriegsknechten neue Menschen schaffen? Ihr Glaube will noch mehr als Berge versetzen. Ich für mein Teil muß erklären, an ein solches Wunder nicht glauben zu können. Die Kanaille Mensch bleibt im Grunde immer dieselbe. Ob sie schwarzweißrote oder rote Zeugfetzen schwenkt, macht nichts aus. Auch unter der neuen Freiheit wird der

Mensch, wie er nun einmal ist und bis auf absehbare Zeiten bleiben wird, gewisser Bindungen bedürfen, und je mehr die von außen her wegfallen, um so notwendiger werden solche innerer Natur sein... Die Deutschen sind schon einmal durch einen entsetzlichen Krieg außer Rand und Band gekommen. Daß sie langsam wieder hineingekommen sind, war nicht zum geringsten Teile — Sie müssen das dem Historiker schon glauben — das Verdienst ehrenfester Pfarrherren und der Büttel des absolutistischen Regimes. Ob wir diesmal auf die Kirche stark hoffen können, weiß ich nicht. Mir scheint, es ist ein gar zu geringer Prozentsatz der Gesamtbevölkerung, auf den sie noch Einfluß hat, wenigstens in protestantischen Landen. Sie hatte schon lange mit inneren Schwierigkeiten zu kämpfen, zu denen nächstens sehr ernste von außen her kommen werden. Und daß die Polizei nicht wieder allmächtig wird, dafür werden die A.- und S.-Räte ja wohl sorgen. Aber gerade weil allgemein anerkannte Autoritäten uns heute fehlen, gerade darum ist es unbedingt notwendig, daß der einzelne zusieht, wie er sich wieder in Gewalt bekommt. Wir müssen allerpersönlichste sittliche Kultur treiben, damit unter dem Einfluß vieler sittlicher Einzelpersönlichkeiten auch unsere sittliche Volkskultur die ungeheure Schädigung, die sie durch diesen Krieg erlitten hat, allmählich überwindet. Was zusammengebrochen ist, müssen wir, zuerst in uns selbst, langsam wieder aufbauen. Und ich will auf meinem Berg in stillen Abendstunden einmal zusehen, ob auch dieses alte Buch mir einige Bausteine

dazu liefern kann. Wenn nicht, bringe ich es Ihnen in den nächsten Tagen zurück. Im anderen Falle würde ich bitten, es mir einige Zeit zu lassen."

„Wenn Sie gestatten, schenke ich es Ihnen."

„Sie scheinen ja geradezu eine Wut auf die Bibel zu haben, Herr Brandt."

„Dafür hat man auf dem Seminar gesorgt."

„Ach so... Da ist's Ihnen am Ende ähnlich gegangen wie mir im Konfirmandenunterricht. Mein alter guter Pastor wußte mit der Bibel nichts anzufangen, als daß er uns in ihr die Beweisstellen für die Dogmen der lutherischen Kirche aufschlagen ließ."

„Ganz genau so ist's mir ergangen, nur daß mein Lehrer kein guter alter Mann war, sondern der übelste Schulpedant, den man sich denken kann. Es kommt noch heute etwas wie Grimm in mir hoch, wenn ich nur an den Kerl denke!"

„Nun ja, wenn kurzsichtige oder unangenehme Menschen sich an diesem Buche versündigen, so wollen wir das Buch es doch nicht entgelten lassen. Man muß gerecht sein, auch einem Buche gegenüber... Ich bin jedenfalls sehr gespannt, wie dies Buch, das ich seit der Konfirmandenstunde kaum recht wieder in der Hand gehabt habe, nach den aufwühlenden Erlebnissen dieses Krieges auf mich wirkt. Man ist ja inzwischen wohl nicht nur älter, sondern hoffentlich auch ein wenig reifer geworden."

„Es wäre mir interessant, wenn Sie über Ihre Eindrücke gelegentlich Bericht erstatten wollten."

„Das werde ich mit Vergnügen tun."

Der Lehrer geleitete seinen Gast zur Haustür. „Wenn ich Sie vorhin recht verstanden habe," sagte er, ehe sie voneinander Abschied nahmen, „sind Sie jetzt doch entschlossen, längere Zeit in der Sodheide zu bleiben."

„Wenn ich das gesagt habe," sagte Martin, „so war das unvorsichtig von mir. Es ist nicht unmöglich, daß ich heute die Absicht habe, den ganzen Winter zu bleiben, und daß ich übermorgen abreise. Man muß sehen, wie's kommt."

„Hören Sie mal, Herr Kamerad, bei Ihnen scheint die Unruhe in den Nerven noch schlimmer zu sein als bei mir. Wie können Sie sich freuen, daß Sie noch ein freier Mann sind!"

„Oder auch nicht. Manchmal ist es dem Menschen heilsam, wenn er ein bißchen angebunden ist. Ich will aber versuchen, ob ich mich dort oben selbst festbinden kann. Vielleicht helfen mir auch Ihre Bücher ein klein wenig dazu."

„Das sollte mich aufrichtig freuen." —

Als Martin an der Wirtschaft von August Kassebohm vorüberkam, gröhlte drinnen ein Grammophon: „Das haben die Mädchen so gerne." Er wurde das dumme Lied lange nicht los, obgleich er sich redlich Mühe gab. Erst als er außerhalb des Dorfes war und langsam seiner stillen Klause zuwanderte, konnte er einigermaßen wieder über etwas Vernünftiges nachdenken. Aber ein paarmal summte die alberne Melodie ihm doch noch wieder dazwischen und suchte die Gedanken, die seiner Zeit und seines eigenen Lebens Not ihm aufdrängten, zu stören.

Es war mitten in der Nacht, als Martin mit Herzklopfen, Kopfweh und Schmerzen in der Brust erwachte.

Holla, sollte das der Teufel sein, den Kassebohms Malwine ihm gestern nachmittag mit so kräftigen Farben an die Wand gemalt hatte? „Die meisten sind nur zwei oder drei Tage krank, dann sind sie weg." Erbauliche Aussichten das! Dann konnte er ja hier in aller Stille auf seinem Berge verscheiden, um nach Wochen dem Kameraden Brandt, wenn der zufällig des Weges gewandelt kam, einen heillosen Schreck einzujagen.

Martin erhob sich, um zu versuchen, ob er jetzt noch imstande wäre, das Dorf oder doch die nächste menschliche Behausung, den Sodhof, zu erreichen. Aber Schwindel im Kopf und ein Schwächegefühl in den Beinen veranlaßten ihn, sich schnell wieder hinzulegen.

Es war ihm ähnlich zumute wie damals in Frankreich, als er den Granatsplitter bekommen hatte und stundenlang auf dem Schlachtfelde liegen mußte, ehe er aufgefunden wurde. Dort, wo die wackeren Sanitätssoldaten nach den Verwundeten suchten, war die Aussicht, gefunden zu werden, eigentlich günstiger gewesen als hier, wo er nur die zwei oder drei zufälligen Bekanntschaften hatte.

Dumm wäre es ja, wenn er nach Schützengraben, Trommelfeuer und Sturmangriff hier einsam den

Strohtod sterben sollte. Doch bei vernünftiger Überlegung — warum diesem nicht ebenso ruhig ins Auge sehen wie unzählige Male dem Heldentod? Damals hatte man sich im Stillen wohl gesagt: Die siegreiche Rückkehr des ruhmgekrönten Heeres in das dankbare Vaterland möchtest du im Grunde doch ganz gern mitmachen. Derartige Wünsche hielten einen jetzt nicht mehr. Aller Voraussicht nach ging nur einem tollen Hexensabbat aus dem Wege, wer sich still und unbemerkt von der Erde hinwegschlich.

Als er diese Gedankenkette abgeschlossen hatte, fiel er in einen unruhigen Halbschlaf.

Der Tag dämmerte herauf, ohne daß der Kranke hinter seinen geschlossenen Läden es merkte. Die Stundenschläge der Atelieruhr hörte er nicht, oder wenn er sie einmal hörte, so hatte er doch keine Lust, sie zu zählen. — —

Jäh fuhr er von seinem Lager empor. War da nicht eben ganz in der Nähe ein Schuß gefallen? — Ach was, es hatte ihm wohl wieder geträumt. Mehrfach war er ja in den letzten Stunden im Traum auf dem Schlachtfeld gewesen.

Er wollte gerade wieder einschlafen. Da rüttelte es kräft' an der Haustür. Das war nun sicher kein Traum, denn Fifi machte Wauwauwauwau. Martin stand auf, hüllte sich in seine Wolldecke und schwankte hinaus. „Wer ist da draußen?" fragte er, bevor er aufschloß. „Ick," lautete die vieldeutige Antwort. „Wer is Ick?" — „Peter Knoop." — „Ach so, ick mak all up."

Martin öffnete die Tür, und vor ihm stand der Sodbauer, die Jagdflinte auf der Schulter, einen Birkhahn am Gurt und einen Hühnerhund zur Seite.

„Wat? Klock halbig twölf mutt ick kamen und em ut de Feddern stökern?"

„Ick glöw, Vader Knoop, he hett hier 'n kranken Mann vör sick."

„Den Deuker, de Grippe?"

„Anners well't woll nix wän."

„Minschenskind, denn doch man gau wedder in't Bedd, und stah he hier nich mit nackende Been in de Külde!"

Martin legte sich wieder, nachdem er schnell die Fensterläden aufgestoßen hatte. Der Bauer war ihm in die Kammer gefolgt.

„Dat is 'ne schöne Geschicht," schalt er freundlich, „sett't sick hier in sin lütte Katen up'n Barg und ward mi krank! Wat fang ick nu bloß mit em an? Up minen Hoff kann ick em nich god nehmen, min Fronslüe hebbt de ol Sük ok."

„Och, Vader Knoop," sagte Martin, „daröber mak he sick man kene Gedanken. Ick lieg hier baben ganz god, slap mi woll bald wedder torecht."

„Is möglich. An düsse Sük geiht de Minsch aber ok lichtfardig dod."

„Denn is't ok noch so. Den Dod kann'n nich ut'n Wege lopen."

„Dorin mutt ick em recht geben. Aber wer schall em hier uppassen?"

„Och, dat helpt sick woll. Brot hebb ick noch, und

väl äten und drinken is in kranke Dagen ja öberall nich god. He brukt sick van min'twegen keen Unrauh to maken."

Der Bauer kratzte sich unter der Mütze und machte ein nachdenkliches Gesicht. „Ick hebb mi dat eben bedacht," sagte er dann. „Wenn ick gliekś nah Hus kam, schick ick Gorch her mit 'n Putt Hawerwellsje. Wi hebbt wecke kakt för use Kranken. Ok'n bäten Melk kann he mitbringen, de schall extra god wän för düsse Krankheit. Düssen Nahmiddag kummt de Doktor för min Fro. Ick segg em Bescheed, dat he hier ok mal eben vörkiekt. 't liggt ja up'n Weg. Is em dat so recht?"

Martin hatte nichts dagegen und bedankte sich für die ihm zugedachten Freundlichkeiten. Der Bauer wünschte baldige gute Besserung und ging seiner Wege.

Also mit dem stillen und unbemerkten Wegschleichen ist es nun schon nichts mehr, dachte Martin. Na ja, es mochte so ebensogut sein.

Nach einer halben Stunde kam Knoops Georg mit der zugesagten Krankenkost. Martin bat ihn, einen Eimer Wasser von der Riedau zu besorgen, was der Junge bereitwilligst tat.

Als er zurückkam, fragte er, was aus Fifi werden solle. Ob er sie mitnehmen und zu Hause füttern dürfe, bis Martin wieder gesund wäre? Dieser wollte sich aber von der einzigen Gesellschaft in seiner Einsamkeit nicht gern trennen und bat den Jungen, ihm eine lange, starke Haselgerte aus dem Garten zu holen und sie mit einem Haken zu versehen, so daß er mit ihr vom Bett aus das Fenster öffnen und schließen könne.

Georg erfüllte auch diesen Wunsch, und Martin machte sofort eine Probe, die vortrefflich gelang. Fifi sprang auf Befehl ins Freie und kam auf Ruf nach ein paar Minuten wieder herein.

„Schall ick noch wat?“ fragte Georg.

„Nee, nu gah man hen. Du bist 'n goden und düchdigen Jungen.“ —

Die Standuhr im Atelier zerhackte mit ihrem Ticktack die Minuten und kriegte schließlich ja auch die Stunden klein, brauchte dazu aber, wie es Martin scheinen wollte, eine ganz unendliche Zeit.

Als der Nachmittag fortschritt, stellte sich Fieber ein. Es war dem Kranken doch recht lieb, daß er den Arzt erwarten durfte.

Es dämmerte. Es wurde dunkel. Das Fieber schien zu steigen.

Endlich! Fifi knurrte und erhob ein Gebell. Martin gebot ihr Schweigen und lauschte. Richtig, die Gartenpforte quiekte. Gleich darauf huschte der Lichtschein einer Radlaterne über das Fenster hin, und die Haustür wurde geöffnet.

„Holla!“ rief es auf dem Gang, „wo ist denn der Kranke?“

„Hier!“ rief Martin.

Die Tür ging auf.

„Na, hier herrscht ja eine Finsternis wie weiland in Ägypten. Müssen erst mal Licht machen.“

Der Arzt hatte eine auffallend helle Stimme, war offenbar noch recht jung.

Das aufflammende Streichholz blendete die Augen

des Kranken. Als er sich an das Licht gewöhnt hatte, bemerkte er zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß ein weibliches Wesen vor seinem Lager stand.

Es war eine junge Dame, die die Mitte der Zwanzig überschritten haben mochte. Sie trug einen Mantel von grauen Loden und ein Hütchen von dem gleichen Stoff, und hatte ein Paar große, kluge, lebhafte Augen.

„Sie sehen mich ja an, als ob Sie eine Erscheinung hätten, mein Herr," sagte sie lächelnd, nachdem sie die Lampe angezündet hatte. „Dr. med. Käthe Bohlen ist mein Name, bin Assistent bei meinem Vater, dem Sanitätsrat Bohlen. Na, wo fehlt's uns denn? Auch die Modekrankheit? Geben Sie mal Ihre Hand her."

Sie zog sich einen Stuhl vor das Bett und fühlte dem Kranken den Puls.

„Zeigen Sie ihre Zunge."

Martin hatte noch nie einer jungen Dame die Zunge herausgestreckt. Er mußte lächeln und brachte nur die Spitze heraus.

„Nicht albern, sondern streng sachlich, wenn ich bitten darf ... So ist's besser ... Danke."

„Sie haben ziemlich hohes Fieber, ich werde messen."

Die Ärztin zog ein Thermometer aus einem Ledertäschchen, das sie an einem Riemen um den Leib trug, und schob es ihrem Patienten durch die Hemdöffnung unter die linke Achselhöhle.

„So, fünf Minuten bleibt es da still liegen," sagte sie, warf einen Blick auf Martins Uhr, die auf dem Nachttischchen lag, und lehnte sich in ihren Stuhl zurück.

„In Deutschland," begann Martin, „hat sich doch, seit wir ins Feld zogen, vieles verändert. Sooft wir auf Urlaub kamen, mußten wir von neuem die Augen aufreißen. Erst die Straßenbahnschaffnerinnen, noch in Kleidern, dann die Eisenbahnschaffnerinnen, schon in Hosen, und nun die Ärztinnen ..."

„Aber wieder in Kleidern," ergänzte das Fräulein Doktor, „und die wollen wir einstweilen auch nur behalten, wenn's auch auf dem Rad nicht sonderlich bequem ist. Übrigens wird ein weiblicher Landarzt doch noch zu den Ausnahmen gehören. Auch ich bin's nur vorübergehend, um meinem Alten Herrn zu helfen. Er hat dauernd zwei Kollegen zu vertreten, die zum Heeresdienst eingezogen sind, und augenblicklich noch einen dritten, der dieser Tage an der Grippe erkrankt ist. Da hat er unmenschlich zu tun; vor morgen abend hätte er auf keinen Fall zu Ihnen kommen können. Da muß ich denn auch mal bei den männlichen Kranken einspringen, obwohl ich im allgemeinen vorziehe, die Weiblichkeit zu verarzten. Wenn erst alles wieder zur Ruhe ist, hoffe ich an einer Frauenklinik unterzukommen. So, damit wären Sie ja wohl genügend über meine Person unterrichtet. Nun kommen wir zu Ihnen. Was machen Sie eigentlich hier oben?"

„O, ich erhole mich ein bißchen vom Kriege ... Und allzuviel Verlockendes hat die Welt heutzutage ja auch nicht gerade."

„Aber das ginge nun doch wohl nicht an, mein Herr, wenn deshalb alle jungen Leute in Wüsten fliehen wollten."

„Werden sie schon nicht tun, ist ja auch nicht jedermanns Geschmack."

„Sie haben studiert?"

„Jawohl, auch bereits als Dr. phil. promoviert. Kriegsausbruch hinderte mich, die Staatsprüfung abzulegen."

„Und nun bereiten Sie sich hier auf diese vor?"

„Einstweilen nicht. Es ist auch noch unbestimmt, ob ich lange genug hierbleibe, daß es sich lohnt, damit anzufangen."

„Aber Sie sollten nur recht bald damit Ernst machen, Herr Doktor, hier oder anderswo. Deutschlands Jugend ist ein bißchen verbummelt, Lehrer werden dringend gebraucht. Das Kollegium der Schule, an der ein Vetter von mir angestellt ist, hat fast die Hälfte seiner Mitglieder im Felde verloren. Das Vaterland kann sich zur Zeit den Luxus von Einsiedeleien, so romantisch diese sein mögen, nicht gestatten."

„Aber Fräulein Doktor, wollen Sie mich denn nicht erst ein klein bißchen wieder zur Ruhe kommen lassen?"

„Zur Ruhe kommt man nicht, indem man im Lehnstuhl sitzt, die Hände in den Schoß legt und über die böse Zeit und die dunkle Zukunft allerlei mehr oder weniger tiefsinnige Gedanken spinnt, sondern am sichersten dadurch, daß man die vom Krieg unterbrochene Tätigkeit entschlossen und ernsthaft wieder aufnimmt."

„Aber so lange geben Sie mir doch wohl noch Zeit, bis Sie mich erst mal kuriert haben, nicht wahr?"

Die Ärztin nahm eben das Thermometer heraus und sagte, nachdem sie einen Blick darauf geworfen

hatte: „Bei mehr als neunundreißig Grad Fieber können Sie selbstverständlich nicht geistig arbeiten... Auch Ihr Herz gefällt mir nicht recht, hat wohl im Felde gelitten... Was fang' ich mit Ihnen an? Die Krankenhäuser sind infolge der Epidemie alle überfüllt. Dazu kommt der Abtransport der Lazarette aus den besetzten Gebieten."

„Ach, Fräulein Doktor, lassen Sie mich doch ruhig in meinem Häuschen; liege hier oben ja wunderschön."

„Und wer bürgt mir dafür, daß Sie die Arznei, die ich Ihnen verschreiben werde, pünktlich und regelmäßig einnehmen?"

„Ich verspreche Ihnen, alle Ihre Anordnungen auf das gewissenhafteste zu befolgen."

„Und wer schafft hier die nötige Ordnung und gibt Ihnen zu essen?"

„Och, heut mittag hat mir die Sodbäurin schon einen Topf Hafersuppe herübergeschickt, von der hab' ich für morgen noch übrigbehalten."

„Die gute Frau ist selbst nicht unbedenklich erkrankt. Der werden Sie deshalb nicht gern zur Last fallen wollen."

„Das möchte ich allerdings nicht... Wissen Sie mir denn nicht in Holtorf eine vernünftige Frau, die täglich für eine Stunde herüberkommen könnte?"

„Ich denke eben darüber nach... Gut, ich werde Ihnen die Hebamme schicken. Sie hat während der geburtenarmen Kriegszeit in ihrem Beruf wenig zu tun und ist im Besitz ihres Fahrrades geblieben. Gern wird sie sich ein paar Mark verdienen."

Die Ärztin zog einen Rezeptblock aus der Ledertasche und beschrieb ein Blättchen.

„Die Arznei bringt Frau Böse Ihnen heute abend mit. Sie wird mich über Ihr Befinden auf dem laufenden halten, damit ich beurteilen kann, ob ein weiterer Besuch nötig sein wird. Guten Abend und baldige Besserung, ich habe noch drei Krankenbesuche zu machen."

Als Martin wieder allein war, mußte er den Kopf in den Kissen schütteln und vor sich hinlächeln. Kommt so ein Mägdelein zu einem jungen Manne, untersucht ihn auf Herz und Nieren und schickt ihm die Wehmutter. Die Welt ist heutzutage doch gar zu verrückt auf den Kopf gestellt! —

Zwei Stunden später traf Frau Böse ein. Sie war eine ältere Person und machte einen vertrauenerweckenden Eindruck.

„Das ist Ihnen auch wohl noch nicht passiert," begrüßte Martin sie, „daß man Sie zu unsereinem gerufen hat?"

„Is Krieg," sagte sie, „da wird gemacht, was vorkommt."

Sie reichte ihm die Arznei, stellte das Fläschchen auf dem Nachttisch zurecht, goß Petroleum auf die Lampe, räumte die Kammer auf und begab sich dann nach nebenan, um das Abendbrot zu bereiten. Nach einer Weile kam sie zurück, richtete auf dem Nachttischchen an und bat ihn, zuzulangen.

Martin richtete sich ein wenig auf und fragte, als er in seine Tasse geblickt hatte: „Was haben Sie denn da für mich zu trinken, Frau Böse? Kamillentee?"

„Nee, echten chinesischen Tee! Hat mir Fräulein Doktor für Sie gegeben."

„Ach nee, Tee? Den trink' ich für mein Leben gern. Ist ja reizend von der Deern!"

Er schlürfte von dem heißen Getränk und aß ein Butterbrötchen dazu. „Mit wem arbeiten Sie lieber, Frau Böse," fragte er seine Pflegerin, „mit dem Herrn Sanitätsrat oder mit Fräulein Doktor?"

„In meinem Fach ist die Tochter dem Vater schon vorbei," sagte Frau Böse. „Die Leute halten überhaupt große Stücke auf sie, weil sie das Herz auf dem rechten Fleck hat."

„Den Mund wohl auch, nicht wahr?"

„Ja, den erst recht. Und es hat immer Hand und Fuß, was sie sagt, und die Leute hören auf sie, daß man sich wundern muß. Da ist der Halbhöfner Warpaul in Döringen, den sie vor einem Jahr vom Kommiß losgelassen haben. Der konnte sich auf einmal mit seiner Frau nicht mehr vertragen. Sie hatte sich in den langen Jahren das Kommandieren an- und er sich das Arbeiten abgewöhnt. Sie waren schon auseinandergelaufen. Alle Verwandten konnten sie nicht wieder zusammenkriegen, und unser Herr Pastor auch nicht. Aber die Doktersche hat sie glücklich wieder zusammengeschnackt, und jetzt klappt es bei ihnen tadellos. Nächstens soll auch schon was Lüttjes ankommen."

„Das freut mich für Sie, Frau Böse."

„Och ja, man ist immer dankbar, soll ja davon leben... Na, das Geschäft wird ja nun wohl bald wieder besser gehen."

„Dann sehen Sie nur zu, daß Sie in den nächsten Jahren lauter Männlein greifen."

„Wollen sehen, was sich machen läßt. Unser Professor auf der Hebammenlehranstalt trug uns vor, nach großen Kriegen würden erst immer viel mehr Jungens als Mädchens geboren. Mich soll wundern, ob der Mann recht hat. Zu wünschen wäre es ja."

Frau Böse war jetzt mit allem fertig und entfernte sich mit dem Versprechen, am nächsten Vormittag wiederzukommen. —

Martin fand während der Nacht leidlich Ruhe, nur daß sein Schlaf häufig durch Träume unterbrochen wurde. Er stand in Truppenparade vor dem Kaiser, und just als S. M. herankam, machte er die peinliche Entdeckung, daß er keine Hose anhatte. Aber S. M. heftete ihm trotz des unvorschriftmäßigen Anzugs einen Orden auf die Heldenbrust. — Er schrie, in einem Trichterfeld liegend, mit heiserer Stimme: „Sprung! Auf! Marsch-marsch!" und stürzte vor, ohne daß ihm jemand folgte außer Fifi, mit einer Stielhandgranate im Maul. — Er lag hoch oben in den Karpathen in einer Hütte aus Tannenzweigen, durch die der sternklare Winterhimmel lugte, und es fror ihn so jämmerlich, daß seine Zähne aufeinanderklapperten und er das Rückenmark in seiner ganzen Länge schmerzlich fühlte. — Er stand vor einer riesigen Volksversammlung und trat in der Debatte gegen Kamerad Brandt auf, der einen knallroten Schlips trug und furchtbar blutige Reden führte. — Er ließ sich von Malwine Kassebohm in ihren neuen Tanzsaal schlep-

pen und in einem wilden Tanz herumwirbeln, daß ihm Hören und Sehen verging. — Fräulein Doktor saß vor seinem Bett und trieb mit ihm ein gleiches Spiel, wie er zuweilen mit Fifi. Mit einer Feder kitzelte sie ihm in die Nasenlöcher, und er schnappte unaufhörlich zu, ohne die ärgerliche Feder je mit den Zähnen packen zu können. — Frau Böse stand vor einer ungeheuren Badewanne, in der eine Unmasse kleine Jungs so durcheinanderplätscherten, daß es ganz unmöglich war, sie zu zählen.

Und noch mehr so'n dummes Zeug schaffte ihm in dieser Nacht Unterhaltung und sorgte dafür, daß er, immer wieder erwachend, einigermaßen pünktlich alle zwei Stunden seine Arznei einnehmen konnte.

Als Frau Böse am anderen Morgen wiederkam, war sie mit dem Befinden ihres Pfleglings zufrieden und freute sich, daß er die Milch, die sie ihm von ihren Ziegen mitgebracht hatte, mit solchem Behagen trank. Am Tage darauf hielt sie es aber für angezeigt, daß der Doktor oder die Doktorsche noch einmal nach dem Kranken sähe.

Martin wünschte im stillen, daß seine Behandlung in den Händen, die sie nun einmal übernommen hatten, bliebe. Den Tag über erschien indes niemand und am nächsten Morgen der Herr Sanitätsrat selber, ein sehr gepflegter Herr in Gehpelz, mit Backenbart und goldener Brille. Nach kurzer Untersuchung erklärte er, Martin sei aus der Gefahr heraus, werde aber guttun, noch eine Reihe von Tagen das Bett zu hüten. Der Besuch dauerte keine drei Minuten, und

der Kranke, der sich auf einen kleinen Plausch mit jemand anders gespitzt hatte, war trotz des erfreulichen Befundes ein wenig enttäuscht. —

Martin lag bereits fast eine Woche, als Lehrer Brandt zufällig von seiner Erkrankung hörte. Sofort stellte er sich ein und besuchte den Kameraden von da an treulich jeden dritten Tag. Da Martin sich zu schwach fühlte, um mit ihm zu debattieren, hatte er das Wort meist allein, was ihm gar nicht unangenehm zu sein schien. Von ihm erfuhr der von der Welt Abgeschlossene dann, wie es in der Welt zuging. Er lag dabei ganz still, hörte zu und manchmal auch nicht, und ließ so an seinem Bette die Wellen der stürmisch erregten Zeit sachte verebben. Da die Fieber, die sich gegen Nachmittag noch täglich einstellten, wenn sie jetzt auch weniger heftig auftraten, seine Fähigkeit, die Dinge mitzuerleben, wesentlich herabminderten, so kam er auf diese Weise über allerhand Schweres ziemlich leicht hinweg, und jene gefürchteten Augenblicke, da sich ihm das Herz in unsagbarem Weh zusammenkrampfen wollte, blieben aus. Als Herr Brandt ihn einmal fragte, ob er ihm nicht regelmäßig durch die vorbeikommenden Schulkinder die Zeitung schicken solle, bat er, davon absehen zu wollen. Es genüge vollkommen, wenn er wie bisher von Zeit zu Zeit mündlich über die Weltlage unterrichtet würde. Und Lehrer Brandt unterzog sich der einmal übernommenen Verpflichtung auch ferner auf das gewissenhafteste. Er mochte sich dabei auch in der Hoffnung wiegen, daß es ihm auf diese Weise gelingen werde, den Kameraden, der ihm

sympathisch war, dessen stark rückständige Ansichten er aber bedauerte, in seinem Sinne zu beeinflussen und zu einem Kämpfer für die eigenen Ideale zu gewinnen.

„Nun?" fragte Lehrer Brandt eines Tages, als er wieder an Martins Bette Platz genommen hatte, „sind Sie denn schon tüchtig in die Kritik der reinen Vernunft eingedrungen?"

Martin schüttelte den Kopf. „Das können Sie von einem, der noch jeden Tag Fieber hat, nicht verlangen."

„Und das andere Buch — ich sehe es dort neben Ihnen liegen — wie geht es Ihnen mit dem?"

„In das hab' ich doch mehrfach hineingeschaut."

„Und?"

„Sehr vieles in diesem alten Buch des Orients wirkt auf unsereinen doch recht fremdartig."

„Es freut mich, daß Sie das erst mal zugeben."

„Und doch werde ich von diesem Buche wohl so bald nicht wieder loskommen ... Wissen Sie, was mich so besonders in ihm anzieht?"

„Ich bin gespannt."

„Wir kommen aus dem furchtbarsten aller Kriege, und haben ihn geführt mit Aufbietung unserer gesamten Volkskraft und unter Zuhilfenahme aller Mittel, die uns die moderne Technik an die Hand gab. Ganz Deutschland war eine ungeheure Kriegsmaschine geworden, und der einzelne in dieser ein winziges Rädchen, — ach, was sage ich! wir kleinen Leutnants waren nur namenlose Eisenatome darin. Und die wir gegen uns hatten, Frankreich, England und die an-

deren, waren ebensolche Maschinen geworden. Nicht der Mensch stand dem Menschen gegenüber in diesem Kriege, sondern Maschine der Maschine. Nun ist die gewaltige Maschine, die Deutschland hieß, zerschlagen. Was sind jetzt wir einzelnen? Wertlose Eisenteilchen, die, an die Seite geworfen, in irgendeinem Winkel rosten. Im Gefüge jener Maschine hatten wir immerhin Zweck und Bedeutung, und wir hatten Stunden, da wir von großen Zwecken und Zielen träumten. Jetzt aber, nachdem die Maschine vernichtet ist, scheint unser Leben sinnlos geworden, und gerade diese Sinnlosigkeit unseres Lebens ist es, die so schwer auf uns drückt... In dieser Gemütsverfassung komme ich nun zu dem alten Buche hier. Und das redet zu mir nicht von Maschinen und Maschinenteilchen, sondern von Menschen... von Seelen... von meiner Seele, von ihrer Art und ihrem Wert, ihrer Not und ihrer Befreiung. Ich könnte Ihnen eine ganze Reihe solcher Worte sagen, aber ich scheue davor zurück. Es ist ja leider wahr, gerade die tiefsten Worte dieses Buches hat die Menschheit durch allzu häufigen Gebrauch abgenützt und gibt sie als verschlissene Scheidemünzen, die ihr Gepräge verloren haben, gedankenlos weiter. Aber merkwürdig! gerade nach den Erlebnissen dieses Krieges, in der Schwachheit, mit der die Krankheit mich noch immer gebunden hält, bin ich in meinen besten Stunden seltsam aufgeschlossen für die Ursprünglichkeit solcher Worte und habe ihrer nicht wenige gefunden, die an das Tiefste in mir rühren. Ich habe gefunden, in ihrem tiefsten Sehnen ist die Menschen-

seele bis auf heute das geblieben, was sie in den Tagen war, als diese Worte zuerst über Menschenlippen kamen. Und möchte fast annehmen, was dieses Sehnen stillt, wird im letzten Grunde auch nicht so ganz viel anders geworden sein."

Martin hatte sich während dieser Worte ein wenig aufgerichtet. Jetzt ließ er sich mit hochroten Wangen ermattet in die Kissen zurücksinken.

„Es ist vielleicht ein Segen dieser schweren Zeit," fügte er mit leiser Stimme hinzu, „daß sie uns zwingt, uns auf unser Tiefstes zu besinnen. In den Jahren vorm Krieg hab' ich für meine Person nie danach ein lebhafteres Bedürfnis empfunden; ohne den Krieg hätte ich mich vielleicht mein Lebelang ganz nett mit der Oberfläche, mit dem bunten Schein der Dinge abgefunden."

„Was Sie da ausgeführt haben," begann Lehrer Brandt nach einer längeren Pause, „ist mir, offen gestanden, zu mystisch. Wenn Sie erst wieder genesen sind, müssen Sie mich unbedingt mal in eine große politische Versammlung begleiten. Sie werden sich wundern, wie da die Luft mit Elektrizität geladen ist, wie die Seele der Masse vibriert. Da zittert Ihre eigene kleine Seele mit, wird in eine gewaltig wirbelnde Bewegung hineingerissen, strömt mit in dem großen Strom des Empfindens aller und genießt darin ein Gefühl höheren Lebens. Das wird das beste Mittel sein, Sie von der Sinnlosigkeit des Daseins zu erlösen. Sie müssen sich mit Ihrem Volk finden, dann ist Ihnen geholfen."

„Lieber Kamerad, dazu brauch' ich die Demonstrationsversammlungen Ihrer Genossen, die denn doch wohl noch nicht ‚das Volk' sind, Gott sei Dank nicht. Mit meinem Volk hab' ich mich gefunden in diesem Kriege, und das war für mich dieser Zeiten gewaltigstes Erlebnis. Wenn mir jemand über mein Volk schlecht spräche, über mein starkes, treues, kindliches, innerliches deutsches Volk, den könnte ich mit der Faust mitten in das Gesicht schlagen, und auch die trüben Erfahrungen der jüngsten Vergangenheit machen mich an ihm nicht irre. Es war eben Übermenschliches, was diesem Volk zu tragen auferlegt wurde, und ich bin fest überzeugt, jedes Volk des Erdenrundes wäre unter einer solchen Last eher zusammengebrochen als unser Volk. Aber jetzt handelt es sich um etwas anderes, um ganz etwas anderes..."

Der Kranke stützte den Oberkörper wieder auf den linken Arm und fuhr fort: „Was Sie mir da sagen von der Macht der Massenseele in Ihren Versammlungen, lieber Herr Kamerad, das glaube ich Ihnen alles aufs Wort. Aber merken Sie das denn nicht? Das ist doch im Grunde genau dasselbe, was wir früher gehabt und empfunden haben, als wir noch Eisenteilchen in der Kriegsmaschine waren! Ich will aber nicht mehr ein Atom Eisen in einer Maschine sein, und auch nicht ein Tropfen in einem großen Strom unter Millionen Tropfen. Ich will eine lebendige Seele sein... ich will meinen innersten Kern ausgestalten... will ein klarer, unpathetischer Ausdruck meines tiefsten Wesens werden. Ich will..."

Er ließ sich wieder zurücksinken. „Ach, ich bin doch noch zu schwach, Ihnen diese Gedanken so zu entwickeln, wie ich gern möchte. Es ist auch alles noch zu wenig abgeklärt in mir, ringt sich erst mühselig ins Bewußtsein empor. Es wäre vielleicht auch besser gewesen, über diese delikaten Dinge einstweilen überhaupt nicht zu reden. Aber wenn man den ganzen Tag so einsam daliegt, fühlt man zuletzt doch ein wenig das Bedürfnis, sich über das, was einen innerlich beschäftigt, einmal auszusprechen."

„Es hat Sie offenbar angestrengt," schloß der Lehrer, „und ich will gehen, damit Sie wieder zur Ruhe kommen. Ich sehe es aber als ein gutes Zeichen an, daß Sie schon wieder Lust haben, zu debattieren, und schließe daraus, daß Sie auf dem Wege der Besserung gute Fortschritte gemacht haben."

Zwei Tage später, am Nachmittag, als Martin in seiner Wohnstube vorm Ofen im Lehnstuhl saß, sprach Fräulein Doktor vor. Der Weg führte sie zufällig vorüber, und da habe sie doch eben mal nach ihrem Patienten sehen wollen. Sie fand ihn fieberfrei und stellte fest, daß sein Herz sich gekräftigt habe. Sie gab ihm den Rat, jetzt täglich eine halbe Stunde an die frische Luft zu gehen und die Zeit allmählich zu verlängern.

„Die Seuche," fuhr sie fort, „ist gottlob im Erlöschen. Auch ist einer der Kollegen, den wir zu vertreten hatten, aus dem Heeresdienst entlassen. Da kann man endlich mal wieder aufatmen und zur Besinnung kommen."

Martin sprach seine Freude darüber aus und fügte hinzu: „Sie fühlen sich aber sonst doch gewiß recht glücklich in Ihrem schönen Beruf, Fräulein Doktor, nicht wahr?“

„Ich danke meinem Schöpfer, daß er mich nicht fünfzig Jahr früher in dies Erdendasein geschickt hat, wo die meisten Berufe noch für männlich galten und meinem Geschlecht verschlossen waren... Das heißt, ich will nicht leugnen, zuweilen, wenn es so toll hergeht wie neulich, daß man Tag und Nacht keine Ruhe hat, beneide ich doch im stillen ein klein wenig meine jüngere Schwester Annemarie, die Hausmütterchen bei uns spielt.“

„Das kann ich gut verstehen. Der natürliche Beruf des Weibes...“

„Mein Herr, nun werden Sie bloß nicht philosophisch! Die Männerphilosophie, die Sie mir vorzutragen im Begriff stehen, kenne ich bereits auswendig. Der natürliche Beruf des Menschen, sei es Mann oder Weib, ist, tüchtig die ihm verliehenen Kräfte zu regen. Daraus allein quillt Befriedigung.“

„Ach, Fräulein Doktor, wie können Sie einem über den Schnabel fahren!“

„Ich hab' den alten Kohl auch schon gar zu oft vorgesetzt bekommen. Nichts für ungut, Herr Doktor. Aber wenden wir uns lieber Ihren Angelegenheiten zu. Werden Sie noch wieder auf die Universität gehen?“

„Wohl kaum, oder doch nur für kurze Zeit zur Ablegung der Prüfung. Meine Semester hab' ich

herum, und privatim vorbereiten kann ich mich hier so gut, oder besser, als überall anderswo."

„Haben Sie damit schon den Anfang gemacht?"

„Noch immer nicht. Aber wenn Sie mich nun nächstens gesund schreiben, muß ich ja wohl allmählich zusehen, ob ich mich langsam mit dem Gedanken befreunden kann."

„Das scheint ja noch in sehr weitem Felde zu liegen."

„Na, wer weiß? Vielleicht packt mich eines Tages die Wut und ich stürze mich bis über beide Ohren in die Arbeit hinein."

„Auf diese Wut würde ich an Ihrer Stelle lieber nicht warten, sondern einfach anfangen ... Ich nehme an, Sie haben dazu allerlei Bücher nötig, und möchte Ihnen raten, sich diese baldigst schicken zu lassen. Die Postsendungen brauchen gegenwärtig die dreifache Zeit gegen früher."

„Darf ich mich nicht erst noch ein bißchen von meiner Krankheit erholen, Fräulein Doktor?"

„Ja, bis Ihre Bücher eingetroffen sind, gebe ich Ihnen noch Zeit, aber keinen Tag länger."

„Wenn ich nur wüßte, warum Sie so furchtbar drängen!"

„Herr Doktor, weil ich euch alte Krieger nachgerade ganz genau kenne. Ihr habt ja gewiß herrliche Heldentaten vollbracht, — Hut ab davor! Aber — die Hand aufs Herz! — ihr habt das reelle Arbeiten verlernt. Wie manche Frau und Mutter hat mir schon geklagt, daß der Mann, der Sohn da draußen Hände bekommen hat wie ein Stadtfräulein und sich fürchtet,

fest zuzupacken, weil es Quesen geben könnte. Die Frauen haben ja in all den Jahren die meiste Arbeit getan, und nun meinen diese Herren der Schöpfung, das sei ganz gut gegangen und könne auch weiter so gehen; sie aber wollten sich den Rest ihres Lebens, oder wenigstens erst mal eine geraume Zeit, auf ihren Lorbeeren ausruhen und von diesem bequemen Ruhelager aus das Ganze kommandieren. Dazu kommt nun von den Städten her das faule Evangelium vom achtstündigen Arbeitstag, — das hat ganz gewiß der Teufel euch alten Kriegern extra nach Maß auf den Leib geschneidert! Herr Gott, wenn ich mich diese Wochen auf den achtstündigen Arbeitstag festgelegt hätte! Dann hätte man gewiß noch manch einen mehr zum Kirchhof tragen können, einen gewissen Dr. phil. am Ende auch. — Ja, wenn wir gesiegt hätten, wenn die Schiffe unserer Feinde für uns fahren müßten wie jetzt die unseren für sie, dann ließe sich darüber reden. Aber wir sind geschlagen. Wir sollen blechen bis an die Grenze unserer Leistungsfähigkeit. Darum müssen wir, es mag uns das angenehm sein oder nicht, auch arbeiten bis an die Grenze unserer Leistungsfähigkeit, oder noch ein bißchen darüber hinaus; denn wir selbst wollen doch schließlich auch davon leben. Ich halte diese Predigt, wo ich kann, und meist auch mit einigem Erfolg, denn auf uns Ärzte hört manch einer besser als auf die Herrn Pastoren. Neulich nahm ich mir auch mal einen aus Ihrer Ecke vor, den Sohn des Häuslings auf dem Sodhof, der bei Peter Knoop als Knecht dient. Wissen Sie, was der Schlingel mir

antwortete? ‚Das predigen Sie man erst mal den Offizieren. Da auf dem Berge sitzt auch so einer, der tut den ganzen Tag nichts als in die Wolken gucken.‘ Es wäre mir nun sehr lieb, wenn ich diesem Jüngling nächstens sagen könnte: ‚Hör' mal, alter Freund, dein Leutnant da oben guckt nicht in die Wolken, sondern in seine Bücher, bis ihm der Kopf raucht, und auf den achtstündigen Arbeitstag pfeift er!‘ Nicht wahr, nun verstehen Sie, warum ich ein bißchen drängele?"

„Gut," sagte Martin, „wenn alles hierzulande Ihnen gehorcht, will auch ich nicht ungehorsam sein. Ich werde gleich heute abend um meine Bücher schreiben. Übrigens darf ich wohl sagen, ich hab' diese Wochen nicht ungenützt verstreichen lassen ... Ich habe viel und ernsthaft nachgedacht und ..."

„S 'n bißchen im Lehnstuhl maikäfern, nenne ich nicht arbeiten."

„Maikäfern? ... Ob dies ganz der richtige Ausdruck ist, wenn ein junger Mensch, der aus diesem Kriege kommt, mit den großen Fragen des Lebens ringt und sich im Dunkel dieser Tage seinen Weg sucht, weiß ich nicht."

Fräulein Doktor schien überrascht und sah ihm einige Sekunden prüfend ins Gesicht. Martin hielt dem Blick ihrer stahlgrauen Augen ruhig stand.

„*Ihnen* glaub' ich es," sagte sie dann in verändertem Tone, „daß Sie sich nicht mit großen Worten über sich selbst täuschen. Verzeihen Sie den reichlich burschikosen Ausdruck einem alten Studenten. Meistens hat unsereins es ja mit einfacher gebauten Leuten zu tun."

Sie sah nach der Uhr. „Ich will nun gleich gehen,“ fuhr sie fort, nun wieder mehr in dem alten Ton, „aber eins hab' ich noch auf dem Herzen. Wir haben in Holtorf einen jungen Lehrer namens Brandt, der hat im Felde auch Großes geleistet, hat ein Bataillon oder Regiment oder was weiß ich geführt. Aber jetzt macht er der Gemeinde schweren Kummer, indem er seine Schule, die er früher gut im Zug gehabt haben soll, in geradezu sträflicher Weise vernachlässigt. Komme ich da kürzlich in ein Haus und sehe einem Jungen über die Schulter, der gerade einen Aufsatz verfaßt und ihn mit Fehlern geradezu spickt. Ich mache geziemend darauf aufmerksam. Sieht mich der Lümmel an und grinst: ‚Auf ein Dutzend mehr oder weniger kommt es nicht an; da merkt der lütte Köster doch nichts von.‘ Dafür aber radelt mein lütter Köster wöchentlich zweimal in die Stadt, was man schon als Arzt dem Kriegsbeschädigten einfach verbieten sollte, und macht in Tagespolitik. Und wenn er zu Hause ist, hat er keinen anderen Gedanken als das Blech, das sie ihm dort in den Kopf setzen, in die Bauernköpfe abzuladen. Leider ist mir der Herr von der Grippe verschont geblieben, darum hab' ich ihn noch nie recht unter die Finger bekommen. Nun hat er uns vor längerer Zeit — ich war gerade auf Praxis — einen feierlichen, gesellschaftlichen Besuch gemacht, im Zylinder, mit sämtlichen Orden und Ehrenzeichen angetan. Wir müssen ihn also wohl mal einladen. Und da hab' ich mit meinen Eltern gesprochen, und wir sind übereingekommen, daß wir Sie gern dabei haben möchten.

Das heißt, natürlich nur, wenn es Ihnen Vergnügen macht."

Martin lächelte. „Und da kriege ich dann beim Tee — halt, eben fällt mir ein, Sie haben mir vor Wochen durch Frau Böse für fünf Abende köstlichen Tee geschickt, ich danke Ihnen herzlich für Ihre Freundlichkeit — was wollte ich doch noch sagen? Ach so... Da kriege ich dann beim Tee noch einmal Ihre schöne Predigt über den Segen der Arbeit für alte Krieger zu hören, nicht wahr?"

„Fürchten Sie nichts, Herr Doktor," rief sie lachend. „Ich kuriere nicht alle meine Kranken nach demselben Rezept, bin durchaus für individuelle Behandlung. Und der Fall Brandt, nehme ich an, liegt etwas schwieriger als der Fall Böker. Herr Brandt ist übrigens eine ehrliche Haut und überhaupt ein netter Mensch. Muß nur erst ein bißchen zurechtgeschubbst werden, man muß ihm helfen, daß er die Kriegszappeligkeit aus den Nerven los wird. Ich denke, Sie werden Freude an seiner Bekanntschaft haben."

„Herr Brandt," sagte Martin lächelnd, „ist mir bereits nicht mehr ganz unbekannt. Er besucht mich treulich jeden dritten Tag und sorgt dafür, daß ich nicht gar zu weit hinter der Weltgeschichte zurückbleibe."

„Großartig," rief sie, „dann paßt es ja famos, daß Sie sich im Schoß einer guten deutschen Familie mit ihm treffen. Dürfte ich Sie vielleicht als meinen Assistenzarzt annehmen?"

„Muß verbindlichst danken. Bin selbst noch ein Kriegszappeliger, wie Sie das nennen."

„Der sich aber, wie ich fest vertraue, auf dem Wege der Besserung befindet... Na ja, ich nehme also an, daß Sie es nicht verschmähen werden, unsern Tee auch mal bei uns zu Hause zu probieren. Möchte nur bitten, da meine Mutter etwas auf die Form hält, uns vorher ‚die Ehre Ihres Besuches zu schenken', wie man ja wohl sagt."

Lachend versprach Martin es ihr. „Haben Sie mir noch ein Versprechen abzunehmen?" fragte er dann. „Es geht in einem hin, bin heute sehr bewilligungsfreudig."

„Danke, mehr hab' ich für diesmal nicht und will machen, daß ich aus der Luft komme. Hab' mich rein bei Ihnen verplaudert! Leben Sie recht wohl, Herr Doktor, und auf baldiges Wiedersehen in Holtorf."

Sie schied von ihm mit einem kräftigen deutschen Händedruck, wie er von einer Vertreterin des Geschlechts, das man einmal das schwache nannte, sich nicht erinnerte, je einen bekommen zu haben.

Martins volle Genesung zog sich doch länger hin, als Fräulein Doktor erwartet hatte. Zwar konnte er bei dem stillen, milden Wetter in seinem Garten und auf seinem Berg umherschlendern. Als er sich aber einmal zum Sodhof hinüber wagte, ermüdete ihn das dermaßen, daß er sich sagen mußte, es werde noch gute Weile haben, bis er den viel weiteren Weg nach Holtorf zwingen könne. Mit Frau Böse hatte er das Abkommen getroffen, daß sie jetzt jeden zweiten Tag bei ihm erschien. Sie brachte dann auch immer die Lebensmittel heran, nicht nur die, welche auf Karten ausgegeben wurden, sondern auch solche, die man frei kaufen konnte wie Kopfkohl, Braunkohl, Steckrüben und anderes Gemüse. Die Bereitung des Mittagessens hatte Martin nach seiner Krankheit nicht wieder übernommen. Die Frau kochte es immer gleich für zwei Tage, und er mußte sich gestehen, daß sie besseren Geschmack dran brachte als er selbst, zumal nachdem sie von ihrer Hausschlachtung ein Pfund Schmalz für einen Preis, der nicht unbescheiden zu nennen war, in die Wirtschaft gesteuert hatte.

Den Kameraden Brandt hatte Martin gebeten, ihn nun nicht mehr als Kranken zu betrachten und sich mit regelmäßigen Besuchen weiter keinen Zwang aufzuerlegen. Zur Begründung hatte er auch vorsichtig hinzugefügt, Herr Brandt werde in seiner Schule aller-

hand zu tun haben; denn es sei doch anzunehmen, daß die Kriegsjahre einen aus der Übung brächten. Der Lehrer meinte freilich, für eine Dorfschule lange es immer noch; da komme es in der Hauptsache auf pädagogisches Geschick an, das einer habe oder nicht habe. Aber er ließ sich von der Pflicht der regelmäßigen Besuche doch ganz gern entbinden, zumal das, was er dem Kameraden hätte berichten können, etwas eintönig zu werden begann: ob Nationalversammlung oder nicht, ob zu einem früheren oder späteren Termin, ob die Entente mit der Volksregierung Frieden schließen werde oder nicht, und was sonst an derartigem unklaren Hinundher die Spalten seines Leiborgans füllte. Den Einsiedler auf dem Berge über die Entwicklung der Revolution in der Stadt, die er nach wie vor zweimal wöchentlich mit dem Rad besuchte, zu unterrichten, genügten ja weniger häufige Besuche. —

Martin hatte das dem Fräulein Doktor gegebene Versprechen gehalten, und acht Tage später zog die Hebamme stöhnend einen Handwagen den Berg hinauf, der mit Bücherpaketen schwer beladen war.

Kurz vor dem Kriege hatte Martin angefangen, für das Examen zu „büffeln". Er machte jetzt zunächst den Versuch, damit fortzufahren, sah aber bald ein, daß diese stumpfsinnige Weise für ihn nicht mehr in Frage kam. Auch merkte er zu seiner Überraschung, daß er längst nicht soviel vergessen hatte, als er gedacht hatte. Die Dinge waren sozusagen nur verschüttet, und es machte im allgemeinen nicht allzugroße

Mühe, sie wieder freizulegen. Und wenn er sie frei hatte, sah er mit Verwunderung, daß sie in engerer geistiger Verbindung miteinander standen als damals, da er sie in seinem Gedächtnis aufgespeichert hatte. Er war also in diesen Jahren doch wohl nicht nur älter, sondern auch reifer geworden. Die Entdeckung, daß die Verblödung bei ihm nicht so weit vorgeschritten war, als er in trüben Stunden gefürchtet hatte, erfüllte ihn mit Freude und Zuversicht. Er nahm mehr Bedacht, den Wissensstoff, den er bei sich vorfand, immer besser geistig zu durchdringen als ihn zu vermehren. Die Prüfungskommission, hoffte er, werde der langen Kriegsdauer und der geistigen Verfassung der Prüflinge Rechnung tragen und nebensächliche Einzelheiten weniger verlangen als feststellen wollen, ob jemand geistig einigermaßen selbständig zu arbeiten gelernt habe.

Der Hochschullehrer, dem er seinerzeit am meisten verdankte, hatte durchaus die politische und in ihrem Rahmen die Kriegsgeschichte Preußen-Deutschlands bevorzugt. Der vermochte Martin zur Zeit nicht das geringste Interesse abzugewinnen. Um so mehr kam es ihm darauf an, das alte idealistische Deutschland der Lessing, Schiller, Goethe kennen zu lernen; auch die Zeit der Romantik beschäftigte ihn lebhaft. In diesen Zeiten waren Kräfte des deutschen Wesens lebendig, die man auch durch den unglücklichen Krieg und den politischen Zusammenbruch sich nicht durfte ertöten lassen. Es waren trotz der damaligen politischen Ohnmacht in der Geschichte des deutschen Geistes große

Tage gewesen. Ob es zu kühn wäre, Ähnliches von der Gegenwart oder doch von einer näheren Zukunft zu erhoffen? Daß der deutsche Geist sich unter dem Druck der Zeit zu Leistungen aufraffte, die sich nach einem glücklichen Kriege wahrscheinlich ebensowenig eingestellt haben würden, wie der glorreiche von 70/71 solche im Gefolge gehabt hatte? Jedenfalls, so viel schien ihm gewiß: Wenn man für sein Volk in diesen dunklen Tagen etwas hoffen wollte, so mußte es in dieser Richtung liegen. Man mußte die schönen Reden und Träume vom „Platz an der Sonne" erst einmal aufgeben und mit einem Winkel im Schatten zufrieden sein, aber zusehen, daß man dort nicht verkümmerte, sondern sein tiefstes Wesen um so kräftiger entfaltete. Dem Drang in die Weite war einstweilen ein Damm entgegengebaut worden, nun galt es in die Tiefe zu gehen und von innen heraus wieder aufbauen, was so traurig zusammengebrochen war.

Freilich, wenn einer daran dachte, was Deutschland gewesen war und was es durch diesen Krieg zu werden hoffte, als an allen Fronten seine Heere siegreich in Feindesland vordrangen, dann sollte er blutige Tränen weinen. Aber was half das? Es nützte jetzt nichts, dem nachzutrauern, was einmal gewesen war und was hätte sein können, sondern es galt fest und klar ins Auge fassen, was vielleicht eines Tages sein konnte. Und da mußte man die alldeutschen Hoffnungen, oder wie man's sonst nennen wollte, ruhig in den Sarg legen und lieber zu jenen Helden des deutschen Geistes aufblicken, die des Reiches Herrlichkeit unter Wilhelm II.

niemals geschaut hatten und dennoch große, reiche Menschen gewesen waren. Es beglückte Martin auf das höchste, daß er, geistig fast verdurstet aus dem Felde zurückgekehrt, jetzt wieder aus den Quellen schöpfen durfte, die sie ihrem Volk und der Menschheit aufgeschlossen hatten. Daß sie so reich an erfrischendem und belebendem Wasser wären, wie er sie jetzt fand, hatte er, als er in satteren Zeiten aus ihnen schöpfte, nicht für möglich gehalten.

Die Vettern und Nachbarn würden da nun allerdings spotten: „Guck, Michel, nun sind die Trauben dir auf einmal zu sauer, nach denen du so gierig gelangt hast." Nun ja, wir haben den Schaden, da müssen wir auch den Spott, der mit ihm nun einmal verbunden ist, ruhig in Kauf nehmen. Der Fuchs der Fabel ist aber wahrscheinlich auch nicht sitzengeblieben, um angesichts der ihm zu hoch hängenden Trauben elendig zu verhungern, sondern er wird hingegangen sein und sich anderswo was gesucht haben, das ihm erreichbar war. So müssen wir Deutsche dieser Tage es ebenfalls machen. Wir müssen im Schweiß unseres Angesichts arbeiten, wie Fräulein Doktor predigt, damit wir für unser 70-Millionenvolk Brot haben, und wir müssen uns auf unser Bestes besinnen, damit wir den hohen Beruf in der Geschichte des menschlichen Geistes, den uns niemand bestreiten kann und keine Niederlage zerstören darf, nach wie vor, ja vielleicht noch besser als zuvor erfüllen können.

Es ging bereits gegen Mitte Dezember, als Martin sich zum erstenmal wieder auf den Weg nach Holtorf machte. Fifi ließ er zu Hause, da er die Absicht hatte, in der Familie des Arztes den versprochenen Besuch abzustatten.

Vor der Riedaubrücke grüßte ihn ein mit Tannengrün und Buchsbaum umkleideter Ehrenbogen, der die Inschrift trug: „Ein herzliches Willkommen unseren tapferen Feldgrauen." In der Hauptstraße des Dorfes folgten zwei weitere. Ein Mann, mit dem er ins Gespräch kam, erzählte ihm, das Dorf stehe jetzt ganz im Zeichen der Heimkehrfreude, da das Regiment, dem die meisten Söhne der Gemeinde angehörten, gerade heut' in der Garnison zurückerwartet werde.

Martin, der sich von dem Marsch ein wenig angegriffen fühlte, beschloß, sich bei August Kassebohm zunächst ein halbes Stündchen auszuruhen. Als er in die Gaststube trat, sah er die Tochter des Hauses mit einem Unteroffizier an einem der Tische sitzen. Sie grüßte mit lässigem Kopfnicken und ließ sich in der Unterhaltung mit ihrem Soldaten nicht stören.

Martin nahm Platz, in der Erwartung, daß sie kommen und nach seinen Wünschen fragen werde. Aber das Mädchen schien von seiner Anwesenheit gar keine Notiz zu nehmen.

„Fräulein," rief er nach einer Weile.

Langsam und, wie es schien, widerwillig kam sie angetründelt.

„Fräulein Malwine, als ich das letzte Mal hier war — gleich am andern Tage packte mich richtig die

Grippe, und ich bin heut zum erstenmal wieder im Dorf — verrieten Sie mir, Sie hätten noch einen guten, alten Korn. Den möcht' ich heute zur Feier meiner Genesung wohl mal probieren."

„Is alle," sagte sie kurz.

„Alle? Hat denn der Kamerad da drüben in seinem Schnapsglas Zuckerwasser?"

„Was ich dem einschenke, geht Ihnen gar und ganz nichts an. Wollen Sie Bier oder was wollen Sie?"

„Auf Ihr Bier hab' ich heute keinen Appetit, vielleicht ein anderes Mal," sagte Martin und verließ die Gaststube.

Er hatte sich, ohne es vor sich selber wahr haben zu wollen, nach der angestrengten geistigen Arbeit der letzten Tage auf ein leichtes Plauderstündchen mit dem hübschen, munteren Ding im stillen gefreut und war recht ärgerlich darüber, daß sie ihm nun auf so unliebenswürdige Weise den Stuhl vor die Tür setzte.

Als er an der Schule vorbeikam, quoll gerade die liebe Jugend auf den Spielplatz heraus. Im Hintergrunde erschien der Lehrer Brandt.

Martin trat auf ihn zu und sagte: „Melde mich gehorsamst gesund, Herr Kamerad. Zugleich möchte ich Ihnen noch einmal herzlich für Ihre treuen Krankenbesuche danken."

Herr Brandt lud zu einer Tasse Kaffee in seine Wohnung ein. Da es für einen Besuch bei Sanitätsrats noch reichlich früh war, nahm Martin an.

Als sie in der Lehrerwohnung angelangt waren,

sagte er: „Ich hab' heute sehr feierlich meinen Einzug ins Dorf gehalten, man hatte mir nicht weniger als drei Ehrenpforten gebaut, die eine immer noch schöner als die andere."

„Jawohl," sagte Brandt, „unsere Meisjes strengen sich außerordentlich an, ihren geliebten Jungens, die dieser Tage in hellen Haufen heimkehren, einen freundlichen Empfang zu bereiten. Nächsten Sonntag soll auch ein feierlicher Begrüßungsgottesdienst stattfinden. Ich möchte Ihnen eigentlich raten, an diesem teilzunehmen."

„Nun schlage aber einer lang hin! Ein Radikalinski wie Sie schickt jemanden in die Kirche? Werden Sie am Ende selbst auch kommen?"

„Es wird sich kaum vermeiden lassen. Man denkt nämlich, die Feier liturgisch auszugestalten. Unter anderem werden Frau Pastorins Jungfräulein einen Kantus loslassen, ich höre sie zur Zeit jeden zweiten Abend üben. Nun ist man gestern auch an mich mit der Bitte um Mitwirkung herangetreten."

„Und Sie haben zugesagt?"

„Was sollte ich machen? Der Pastor, der mir allerdings nichts mehr zu sagen hat, weil die geistliche Schulaufsicht, wie ich Ihnen neulich an Ihrem Krankenbette berichten konnte, aufgehoben ist, war selber bei mir und bat recht artig darum. Es ist ja auch nur zu wünschen, daß gute Kunst ins Volk getragen wird. Die neue Regierung wird dieser Angelegenheit ihre ganze Aufmerksamkeit zuwenden, wie ich aus sicherer Quelle weiß."

„Sie werden Geige spielen?"

„Nein, ich bin Sänger."

„Was für Talente man nach und nach bei Ihnen entdeckt! Haben Sie sich schon entschlossen, was Sie singen werden?"

„Was meinen Sie, wenn ich die Arie des Obadjah aus dem Elias nähme: ‚So ihr mich von ganzem Herzen suchet, so will ich mich finden lassen, spricht euer Gott.' Sie erinnern sich?"

„Versteht sich. Ja, die würde ich gern einmal wieder hören. Ich werde mich am Sonntag sicher einfinden."

„Soll mich freuen... Nun möchte ich gern noch mal in einer anderen Angelegenheit Ihren freundlichen Rat erbitten. Nach der Predigt wird eine Abendmahlsfeier für die Feldzugsteilnehmer stattfinden. Ich bin noch gar nicht recht mit mir einig, was ich da tue. Wenn ich fernbliebe, so würde ich wahrscheinlich in der ganzen Gemeinde der einzige sein, und es würde allerlei Gerede geben. Nicht als ob ich mir viel daraus machte, aber nachdem meine politische Tätigkeit bei den Leuten allerlei Bedenken erregt hatte, möchte ich ihnen in einer Angelegenheit, in der es ohne Verleugnung meiner Überzeugungen möglich ist, doch auch gern mal Entgegenkommen zeigen."

„Ob dafür nun ausgerechnet die kirchliche Abendmahlsfeier geeignet ist, scheint mir etwas zweifelhaft," sagte Martin.

„Sie müssen mich erst bis zu Ende anhören," fuhr der andere fort. „Daß das Abendmahl religiös für mich nichts bedeutet, brauch' ich nach den Gesprächen, die wir miteinander geführt haben, Ihnen nicht aus-

drücklich zu versichern. Aber kann man sich die Sache nicht auch etwas anders zurechtlegen? Etwa so: Nachdem man mit den Söhnen seines Volkes draußen gekämpft und geblutet hat, genießt man, in die Heimat zurückgekehrt, mit ihnen die Gaben des Friedens, Brot und Wein. Finden Sie nicht auch, daß das eine recht annehmbare Symbolik ist?"

„Das haben Sie sich in der Tat gar nicht übel zurechtgelegt."

„Die Abschiedsfeier vor unserm Auszug ins Feld hatte eigentlich auch etwas recht Stimmungsvolles, man denkt gern daran zurück. So hab' ich mich denn schon halb und halb entschieden, mich auch diesmal nicht auszuschließen. Was meinen Sie dazu?"

„In diese Dinge soll man niemandem hineinreden. Es ist aber gewiß etwas Schönes und Großes, wenn man in solchen Stunden mit den Menschen, unter denen man lebt, gemeinsam fühlen und feiern kann... Haben Sie auch schon mit Ihrem Bruder Arbeiterrat über den Fall gesprochen?"

„Dazu hab' ich noch keine Gelegenheit gehabt. Ich hätte da auch meine Bedenken. In manchen Dingen empfinden Stadt und Land eben doch verschieden."

„Schadet nichts, Herr Brandt, wollen froh darüber sein. Es ist deshalb auch wirklich nicht nötig, daß jede Ausgeburt eines städtischen Proletariergehirns sofort brutwarm aufs Land getragen wird. Aber wir wollen uns nicht gleich wieder auf unser altes Kampffeld stürzen. Hab' nämlich keine Zeit, da ich noch einen Besuch machen möchte."

„Einen Besuch?“ fragte der Lehrer. „Bei wem, wenn ich fragen darf?“

„Bei Herrn Sanitätsrat Bohlen.“

„Wie kommen Sie dazu?“

„Na, man ist von dem Mann und von Fräulein Doktor in der Krankheit behandelt worden. Da erscheint mir das beinahe als eine Pflicht der Höflichkeit.“

„Herr Kamerad, ich weiß wirklich nicht, ob ich Ihnen zu diesem Besuch raten darf.“

„Warum nicht? Liegt gegen die Familie etwas vor?“

„Durchaus nicht. Es ist im Gegenteil eine hochachtbare Familie. Aber ...“

„Was aber?“

„Vor bald einem halben Jahr machte ich dem Hause in aller Form meinen Besuch. Als Offizier fühlt man doch gewisse Verpflichtungen. Daraufhin warf einige Wochen später der Sanitätsrat, während ich in der Schule war, seine Karte bei mir ab. Das ist das einzige, was danach passiert ist.“

„Nun, es ist ja aber nicht ausgeschlossen, daß noch etwas mehr danach passiert. Sie müssen bedenken, im Sommer ruht der gesellschaftliche Verkehr, und die letzte Zeit hatten die Ärzte wegen der Grippe und der vielen Vertretungen fast über Menschenkraft zu tun. Wer weiß? Wenn ich da nun heute mit feierlichem Gesicht auftauche, erinnern sich die Leute auch ihrer älteren Verpflichtungen, und wir beide werden eines Tages zusammen eingeladen.“

„Das wäre ja großartig! ... Ich muß Ihnen nämlich gestehen, daß ich mich für dieses Fräulein Dok-

tor ein wenig interessiere. Sie ist eine ganz eigenartige Vertreterin des modernen, nein, ich möchte lieber sagen, des zukünftigen Typus Weib. Es ist mir selten eine junge Dame begegnet, die mir soviel zu denken gegeben hätte."

„Alter Junge, sind wir vielleicht so aus der Entfernung ein bißchen verliebt?"

„Aber Herr Kamerad, ich bitte! Es ist ein rein sachliches, ich möchte sagen wissenschaftliches Interesse ... Ich möchte mit dieser Dame wohl einmal über den Sozialismus, die Revolution und die anderen großen Fragen der Gegenwart in Gedankenaustausch treten."

„Was ich dazu tun kann, soll geschehen. Jedenfalls werde ich nicht verfehlen, bei meinem Besuch an Ihre Existenz zu erinnern."

„Da muß ich aber doch bitten, mein Herr! Die Leute könnten ja denken, daß ich mich gekränkt fühle, daß ich ihnen nachlaufe. Nichts liegt mir ferner als das!"

„Fürchten Sie nichts, Herr Brandt, ich mache das ganz fein durch die Blume. Aber Sie können heute schon bestimmt damit rechnen: Eingeladen werden wir beide zusammen, so wahr ich Martin Böker heiße."

„Na, sehen Sie zu, was sich machen läßt. Freuen sollte es mich immerhin." —

Martin hatte sich gegen Ende dieses Gespräches in acht nehmen müssen, daß nicht ein spitzbübisches Lächeln in seine Augenwinkel trat. Als er im Freien war, tat er sich keinen Zwang mehr an, lachte über

das ganze Gesicht, schnickte mit den Fingern und sagte halblaut vor sich hin: „Das wird ein Hauptspaß, wenn die beiden wackeren Kämpen Gefechtsfühlung miteinander nehmen!" —

Das Haus des Sanitätsrats, das etwas von der Straße zurück in einem alten Garten lag, war ein stattlicher Bau von zwei Stockwerken. Links schlossen sich geräumige Stallungen an, während nach rechts eine gepflasterte Bahn zu einem Kraftwagenschuppen führte.

Als Martin eintrat und nach dem Herrn Sanitätsrat fragte, sagte das empfangende Dienstmädchen, der sei auf Praxis und Fräulein Doktor ebenfalls. — Ob denn Frau Sanitätsrat zu sprechen sei? — Nee, die habe mit Krankheiten nichts zu tun. — „Ich will mir auch keinen Zahn ziehen lassen," sagte Martin, „melden Sie, bitte, Frau Sanitätsrat, Doktor Böker lasse um die Ehre bitten."

Er wurde in das Familienzimmer geführt, wo zwei weibliche Gestalten im fortgeschrittenen Dämmerdunkel am Fenster saßen. Der umfangreicheren, die sich auf ihn zu bewegte, stellte er sich vor und wurde von ihr mit der schmaleren, die sich ebenfalls erhoben hatte, als der jüngeren Tochter des Hauses bekanntgemacht. In das Empfangszimmer könne man den Gast leider nicht führen, da der Kohlenknappheit wegen nur dies eine Zimmer geheizt werde. Man nahm in der den Fenstern abgewandten Seite der Stube Platz, wo ein Sofa und einige Sessel standen. Hier war es so finster, daß man voneinander überhaupt kaum noch etwas sah.

„Soll ich nicht lieber Licht machen, Mutter?" fragte

eine helle Stimme. Martin fand, daß diese Stimme aus dem Dunkel einen angenehm sanften Klang habe.

„Das tu nur, Kind," antwortete eine tiefere, rauhere Stimme. „Ich liebe die Dämmerung zwar sehr, aber wenn man sich zuerst kennen lernt, will man sich auch ganz gern mal sehen."

Martin fand das im stillen auch.

Ein leichtes Etwas schwebte über den weichen Teppich lautlos zur Tür, es knipste, und vier Birnen der Deckenbeleuchtung gossen ein blendendes Licht über den Raum. Alles zwinkerte mit den Augen, man sah nun erst recht nichts voneinander.

„Wir können es wohl mit einer Lampe tun, Annemarie. Entschuldigen Sie, Herr Doktor, aber wir haben nur Anspruch auf 70 Prozent vom Stromverbrauch des Vorjahrs." Inzwischen hatte es zum zweiten Male geknipst, und nun füllte ein den Augen wohltuendes bläuliches Licht das Zimmer. Schnell gingen ein paar verstohlen prüfende Blicke hinüber und herüber. Sodann erfuhr Frau Sanitätsrat, daß der Herr Doktor Böker seit gut fünf Wochen in der Sodheide hause und daß es ihm dort recht gut gefalle; daß er in der Residenzstadt Hannover beheimatet sei, wo sein Vater als höherer Steuerbeamter dem Staate diene; daß er die Mutter im zweiten Kriegsjahre verloren habe und nur noch eine ältere Schwester besitze, die mit einem Ingenieur verheiratet sei und vier allerliebste Kinder habe, drei Mädels und einen strammen Kriegsjungen. Damit war die für einen Antrittsbesuch übliche Zeit glücklich verstrichen, und Martin

wollte sich eben erheben, als die Dame des Hauses an den Fernsprecher gerufen wurde und für zwei Minuten um Entschuldigung bat.

„Wie ich von meiner Schwester hörte," begann Fräulein Annemarie, für ihre Mutter einspringend, den Gast zu unterhalten, „sind Sie schwer krank gewesen, Herr Doktor."

Martin fand aufs neue, daß ihre Stimme einen recht angenehmen Klang habe. Und zu dieser Stimme schien ihr Gesicht recht gut zu passen. Es war ihm auch durchaus nicht unlieb, daß er dieses sich jetzt gegenüber hatte. Vorher, bei der Familiensimpelei mit der Mutter, hatte sie nämlich ein bißchen weit abseits gesessen, und seine Augen hätten, um zu ihr zu gelangen, die Dame des Hauses für zu lange Zeit verlassen müssen.

„Ach, Fräulein Bohlen," sagte er, „mit meiner Krankheit war es so weit nicht her. Ich denke an die Zeit im Grunde recht gern zurück. Ohne die kleine Unpäßlichkeit hätte ich mich in meiner Klause längst nicht so gut gewöhnt, wäre vielleicht schon über alle Berge. Es ist einem manchmal ganz gut, wenn man für einige Zeit angebunden wird."

„Aber wer zwingt Sie denn, in der Heide zu wohnen, wenn Sie die Einsamkeit nicht lieben?"

„Man kann die Einsamkeit lieben und fühlen, daß sie einem nötiger ist als das liebe Brot, und doch in manchen Stunden schwer vor ihr bedrückt werden."

Sie sagte darauf nichts, aber aus ihren stillen, blauen Augen sprach Verstehen.

„Wir alten Soldaten," fuhr Martin fort, „bringen in

solche Stille allerlei mit, was wir nicht von heut auf morgen loswerden können, wenn wir auch wohl möchten..."

„Nach einem solchen Kriege... ja, das glaube ich gern...," sagte sie nachdenklich und leise.

In diesem Augenblick kam die Mutter zurück. „Denken Sie, Herr Doktor," sagte sie ärgerlich, „mein Mann hat in Bohlingen, einem Dorf dreizehn Kilometer von hier, zu tun, ist eben dort abgefahren und wird nun schon wieder nach dort verlangt. Wenn er nach Hause kommt, kann ich ihn sofort wieder umjagen."

Martin widmete diesen Leiden eines Landarztes einige teilnehmende Worte und erhob sich, um sich zu empfehlen.

„Bitte, Herr Doktor," sagte die Dame, „behalten Sie noch einen Augenblick Platz, ich hätte ein kleines Anliegen. Vor längerer Zeit hat ein hier ansässiger Herr, ein Kamerad von Ihnen, uns seinen Besuch gemacht, und wir möchten ihn jetzt, wo die Praxis ruhiger zu werden scheint, gern einmal bei uns sehen. Wir könnten ihn etwa nächsten Sonntag bitten. Wenn es Ihnen dann auch paßt und Sie Vergnügen finden sollten, würde es mich freuen."

„Sehr gütig, Frau Sanitätsrat."

„Es soll dies natürlich keine große Sache werden, das verbietet der Ernst der Zeit. Ich denke mir, Sie stellen sich so gegen vier Uhr ein, trinken mit uns Kaffee, bringen die Stunden in unserer Familie zu und essen dann noch ein Butterbrot mit uns."

Martin dankte noch einmal und verabschiedete sich. —

Was war doch heut für ein Wochentag? Auf seinem

Berge, wo ein Tag dem andern aufs Haar glich, verirrte man sich rein in der Zeit. Aber vorgestern waren Kirchleute unter seinem Berg hin nach Holtorf gepilgert. Demnach mußte heute Dienstag sein. Also bis zum Sonntag noch fünf Tage. Ein bißchen recht lange noch...

Wie lange war's her, daß er nicht mehr an einem gemütlichen Familienkaffeetisch gesessen hatte? Fast vier Jahre. Er kam damals zum erstenmal aus dem Feld auf Urlaub, und die gute Mutter war noch am Leben. Hatte Frau Sanitätsrat mit dieser nicht eine gewisse Ähnlichkeit? Ach, das kam ihm wohl nur so vor, weil er seit Jahren kaum eine Hausmutter und mütterliche Frau aus solcher Nähe gesehen hatte.

Mußte er nicht „gnädige Frau" zu ihr sagen, und zu den Töchtern „gnädiges Fräulein?" Früher hatte er die Damen seiner Kreise so angeredet. Aber nach diesem Kriege paßte es ihm nicht recht mehr; warum, das wußte er selber nicht. Er wollte einfach sagen: Frau Sanitätsrat, Fräulein Doktor, Fräulein Bohlen. Denn „Fräulein Annemarie" konnte er ja wohl nicht gut sagen, wenn der Name auch so hübsch war, daß er einen geradezu verführen wollte, auf die Lippen genommen zu werden.

Wie so ein Schwesternpaar doch verschieden sein kann! Bei der einen hieß es immer: „Auf die Mensur!" Und dann klirrten die Klingen und stoben die Funken. Bei der anderen war alles so ganz, ganz anders...

Wie mollig so ein dunkler, regnerischer Dezemberabend ist, wenn man den Mantelkragen hochklappen und sich auf etwas freuen kann!...

Das Kreisblatt begrüßte die Heimkehrenden mit einem langen, ebenso schwungvollen wie herzlichen Artikel. Man schenkte diesem aber wenig Beachtung. Die erbärmliche Druckerschwärze hatte auf dem ebenso erbärmlichen Papier dermaßen geschmiert, daß man ihn knapp lesen konnte, und die Zeitungen hatten in den Kriegsjahren gar zu arg lügen müssen und deshalb an Kredit sehr verloren. Der Bauer hielt eine Sache nicht mehr deswegen für wahr, weil sie in der Zeitung gestanden hatte.

Der Kriegerverein faßte eine Empfangsfeierlichkeit am Kriegerdenkmal ins Auge. Aber sein Vizepräsident, der vor vier Jahren gelegentlich des Auszugs so glänzend geredet hatte, lehnte die Festrede als nicht zeitgemäß ab, und damit fiel dieser Plan ins Wasser. So beschloß man, später einen Festball zu veranstalten, um die Kasse wieder ein wenig zu füllen, die durch Zigarrensendungen an die Kameraden im Felde nahezu erschöpft war.

Nun hatte der Pastor am letzten Sonntag zu einer Begrüßungsfeier in die Kirche eingeladen.

Das Gotteshaus, dem heiligen Laurentius geweiht, von dem kein Holtorfer — den Herrn Pastor vielleicht ausgenommen — etwas Rechtes wußte, und aus Feldsteinen gemauert, die kein Maurermeister mehr zu bearbeiten verstand, war das bei weitem älteste Haus des Dorfes und der ganzen Gemeinde. Als Tillys

plündernde Horden abgezogen waren und die geflüchteten Bewohner sich aus den Wäldern und Mooren wieder sammelten, hatten sie auf seinen Steinplatten gekniet. Die Helden von Waterloo hatten hier gesungen: „Nun danket alle Gott.“ Die Veteranen des französischen Krieges dachten noch recht lebhaft daran, wie man damals, als sie von ihrem Spaziergang nach Paris zurückkamen, hier den glorreichen Sieg gefeiert hatte. Und nun wollten die ehrwürdigen Hallen ihre Tore auftun, um die Söhne der Gemeinde zu empfangen, die vier Jahre lang an fernen Fronten dem Ansturm der ganzen Welt getrotzt hatten.

Für die weitaus überwiegende Mehrzahl verstand es sich von selbst, daß sie der Einladung Folge leisteten, doch fehlte es auch nicht an solchen, die Schwierigkeiten machten. Der Knecht Klaus Wentrup, der draußen Bursche bei einem Feldprediger gewesen und von seinem Herrn wegen einer „Klauerei“ zur Bestrafung gemeldet worden war, hatte von den „scheinheiligen Brüdern“ ein für allemal genug, und es kostete seine Mutter einige Tränen, bis er ihr versprach, dies einzige Mal wolle er allein ihr zu Gefallen so einem noch wieder unter die Augen gehen. Der Anbauer Karsten Bruns hatte als Landsturmmann in Belgien von seinem Pastor ein Sonntagsblatt zugeschickt erhalten, in dem ein anderer Pastor mit drei Zeilen den Eintritt in die Vaterlandspartei empfahl. Mit wendender Feldpost hatte er dem Spender einen Brief geschrieben, der an Grobheit nichts zu wünschen übrigließ, und sich verschworen, er werde, nachdem die Pfaffen sich als

solche Kriegshetzer und Kriegsverlängerer entpuppt hätten, nie wieder den Fuß in eine Kirche setzen. Den mußte seine Frau sehr ernstlich vornehmen, mußte ihm sogar mit der Kündigung des häuslichen Friedens drohen, bis er sich herbeiließ, eidbrüchig zu werden. Auch gab es einige, die aus dem Felde so klug wiedergekommen waren, daß sie keine Lust mehr hatten, sich vom Pastor noch was vorschnacken zu lassen. Aber „Schimpfs halber" wollten sie diesmal doch nicht fernbleiben; es konnte sie ja niemand zwingen, auf das zu hören, was der da oben auf der Kanzel erzählte.

Die dörfliche Gemeinschaft, die in der Dorfkirche ihren Mittelpunkt hatte, erwies sich auch nach den Erschütterungen des Weltkrieges als stark genug, selbst die Widerstrebenden aufs neue in ihren Bann zu ziehen. Es gelang ihr das sogar mit einem Manne wie dem Lehrer Brandt, der in der Kirche ein Überlebsel des finsteren Mittelalters sah, dem die von ihm mit Ungeduld erwartete Verordnung über die Trennung von Staat und Kirche den Gnadenstoß geben werde. —

Martin machte sich am Sonntagmorgen schon bald nach acht Uhr auf den Weg. Die Regengüsse der letzten Tage hatten die Riedauniederung in einen weiten See verwandelt, auf dem leichter Silbernebel lag und Scharen von Wildgänsen krakten.

Kurz vor der Riedaubrücke gesellte sich ein Feldgrauer zu ihm, ein frischer, brauner Junge, der ihm ins Gesicht blickte und sagte: „Du bist hier wohl fremd, Kamerad? Kann mich nicht besinnen, daß ich dich schon gesehen hätte."

„Hast recht," sagte Martin, „bin anderswo zu Hause."

„Kuck mal, Mensch, was für herrliche Ehrenpforten sie uns gebaut haben! Da haben die Frauensleute sich mächtige Mühe bei gegeben. Aber nicht bloß hier, sondern überall, wo ich durchgekommen bin. Ich hab' mir den Spaß gemacht zu zählen. Weißt du, unter wieviel Ehrenbogen ich durchmarschiert bin? Rat mal!"

„Na, fufzig?"

„Kennst du wohl einhundertsiebenundneunzig? Man sollte denken, wir wären die Sieger. Und eigentlich sind wir das ja auch. Wenn sie hier zu Hause bloß ein bißchen mehr zu futtern gehabt hätten, hätten wir's noch geholt, trotz dem Amerikaner... Aber Mensch, ich glaube, du bist Offizier gewesen. Was?"

Martin nickte.

„Na, darum keine Feindschaft nich, Kameraden bleiben wir deshalb doch. Ich hab' hier rechts eine Tante wohnen, bei der will ich vor der Kirche noch eben 'ne Tasse Kaffee trinken. Amüsier' dich gut!"

Der Weg führte über den Marktplatz und am Kriegerdenkmal vorbei. Der sitzende Adler mit der Kaiserkrone auf dem Kopf sah in der trüben Nebelluft sehr verdrossen drein, die verwelkten und verrissenen Kränze am Sockel, von einer wer weiß wie lange zurückliegenden patriotischen Feier stammend, boten einen unschönen Anblick. An den hohen Fahnenstangen zur Rechten und Linken waren die einst so stolzen Farben Schwarz-Weiß und Schwarz-Weiß-Rot emporgeklettert; das Tuch hing unfreudig und schlaff am Holz herunter.

An das Denkmal herantretend, las Martin die In-

schrift. Siebenundvierzig Söhne hatte die Gemeinde damals ins Feld geschickt und von diesen fünf verloren. Wie billig war sie damals weggekommen!

Bis zum Beginn des Gottesdienstes blieb ihm noch eine Stunde. Er verbrachte sie, indem er im Dorf umherschlenderte und sich der behäbigen Gehöfte freute. Zweimal bummelte er auch an dem sanitätsrätlichen Gewese vorüber. Es fiel ihm jetzt erst recht auf, wie stattlich dieses unter seinen alten Bäumen dalag. Wenn im Sommer die Rosen und die Blumenbeete des Vorgartens in Blüte standen, mußte es auch einen sehr freundlichen Eindruck machen.

Auf den Wegen und Straßen, die vom Kirchdorf ausstrahlen, kamen die Außendörfer angepilgert oder auf vollbepackten Wagen angefahren. Vor Kassebohms Gasthaus hatten deren bald an die dreißig ausgespannt. Die Heimgekehrten, mochten sie noch das Grau des Feldes tragen oder sich in der Kleidung schon wieder der Heimat angeglichen haben, wurden immer wieder angehalten, mußten immer aufs neue Hände schütteln und auf Fragen kurz Rede stehen. Wie doch hier auf dem Lande alles sich kennt und aneinander teilnimmt! dachte Martin. Er war in diesem festlichen Gewoge, das die Dorfstraßen füllte, wohl der einzige Fremdling, den niemand begrüßte, aber auch seiner bemächtigte sich eine gehobene Stimmung.

Die kleine Glocke, die den Krieg überstanden hatte, lockte mit kümmerlichen Klängen, und Martin lenkte seine Schritte dem Gotteshause zu.

Als er den vom Staub endloser Geschlechter ein

wenig erhöhten Kirchhof betrat, kreuzten die Schwestern Bohlen seinen Weg. In freudigem Erschrecken brachte er die Hand zum Gruß an die Mütze.

Er fand einen Platz seitlich der Orgel, von wo aus er die bis auf den letzten Platz sich füllende Kirche gut überblicken konnte. An den Brüstungen der Emporen wie an den Wänden rechts und links des Altars hing aus Tannengrün Kranz an Kranz, und jeder umschloß einen in schwarzen Buchstaben auf weißen Karton gezeichneten Namen. Nach Martins Überschlag hatte die Gemeinde Holtorf in diesem Kriege an die zweihundert Tote zu beklagen.

Die Orgel erbrauste. Ihr hatte der Krieg zwar die Zierpfeifen des Prospekts, aber nichts von ihrem vollen, rauschenden Klang genommen.

Und nun erhoben wohl anderthalbtausend Menschen einmütig ihre Stimmen und sangen: „Macht hoch die Tür, die Tor' macht weit." Es lief Martin, der niemals einem dörflichen Gottesdienst beigewohnt hatte, schnell hintereinander heiß und kalt über den Rücken. In diesem Gesang war nichts von Weichlichkeit und gefühliger Hingebung. Alles war wuchtige, kraftvolle Sachlichkeit. Es war darin die schlichte, allem Aufgeregten abholde, vielleicht ein wenig starre Seele des niederdeutschen Landvolks.

Sein Banknachbar, ein alter Bauer, der ein gewaltiger Sänger vor dem Herrn war, nahm Anstoß daran, daß er nicht mitsang. Er sah ihn über die Brille weg mißbilligend an, hielt ihm sein Gesangbuch unter die Augen und zeigte mit dem Finger auf die Worte,

die eben dran waren. Da stimmte Martin tapfer ein, und nun wurde seine Seele noch mächtiger in die Andacht und das gemeinsame Gefühl der großen Bauerngemeinde mit hineingezogen.

Der Jungfrauenchor und auch Kamerad Brandt machten ihre Sache recht brav, aber Martin hatte die Empfindung, daß solche Einlagen die Einheitlichkeit des dörflichen Gottesdienstes ein wenig störten. Es war eben zuviel Subjektivität darin, und zuviel Kunst.

Der Pastor, der nach dem Gemeindegesang „Was Gott tut, das ist wohlgetan" auf der Kanzel erschien, war ein jüngerer Mann mit durchgeistigtem Bauerngesicht. Er las zu Beginn keinen Text vor und hielt keine künstlich aufgebaute Predigt. Nach kurzen einleitenden Worten fuhr er fort: „Wir gedenken in dieser Stunde zunächst derer, die nimmer wiederkehren. Erhebet euch und vernehmt ein Wort des Propheten Jeremias: ‚Ach, daß ich Wassers genug hätte in meinem Haupte, und meine Augen Tränenquellen wären, daß ich Tag und Nacht beweinen möchte die Erschlagenen in meinem Volk!' Wir hören noch einmal die Namen unserer teuren Toten, deren Gedächtnis uns ewig heilig sein wird." Und nun folgte eine schier endlose Reihe von Namen erdigen Klanges, wie sie in diesem Heidewinkel gang und gäbe waren. Durch die Gemeinde ging ein unterdrücktes Weinen und Schluchzen, überall in dem ernsten Schwarz wurden weiße Taschentücher sichtbar. Die Verlesung schloß mit den Worten: „Sie ruhen in Frieden und das ewige Licht leuchte ihnen."

„Wir gedenken," fuhr der Prediger fort, „auch derer, die heute noch nicht in unserer Mitte feiern können, und beten mit dem Psamlisten: ‚Herr, bringe wieder unsere Gefangenen, wie du die Wasser wiederbringest im Mittagslande.'" Und von der Gemeinde flogen stille Grüße der Sehnsucht in ferne Lande, wo eine Anzahl ihrer Söhne noch eine Weile auf den glücklichsten Tag ihres Lebens warten mußten.

Der Pastor gab der Gemeinde mit der Hand einen Wink, daß sie sich setzen möge, lehnte sich ein wenig über die Kanzelbrüstung, und seine Stimme bekam einen warmen, herzlich werbenden Klang. „Und nun komme ich zu euch, lieben Brüder, die ihr in den letzten Tagen und Wochen aus diesem furchtbaren Kriege zu euren Lieben in die Heimat zurückgekehrt seid. Laßt euch grüßen mit dem Wort des 118. Psalms: ‚Dies ist der Tag, den der Herr macht; lasset uns freuen und fröhlich darinnen sein. Wir segnen euch, die ihr vom Hause des Herrn seid.'" — Mit schlichten Worten hieß er die Heimgekehrten willkommen. Von ihren Heldentaten und all dem, was hinter ihnen lag, sprach er wenig, desto mehr aber von dem, was die Gegenwart von ihnen verlange und die Heimat von ihren treuen Söhnen erwarte. Es möge ihnen wohl schwer werden, führte er unter anderm aus, sich wieder in die alten, ihnen so fremd gewordenen Verhältnisse einzuleben; aber von dem Boden der Heimat gehe eine Kraft aus, die ihnen dabei helfen werde, und dieses ehrwürdige Haus, das einst am Morgen ihres Lebens, an ihrem Tauftag, sie begrüßt habe und sie heut aufs

neue willkommen heiße, richte an sie die Bitte, ihnen ebenfalls dabei Unterstützung leihen zu dürfen.

Die alten und jungen Soldaten, die im Felde so manche Durchhaltepredigt gezwungen und schläfrig verdrossen über sich hatten ergehen lassen, waren ganz Ohr, und auch die Bockbeinigen bereuten nicht, nachgegeben zu haben. Es war doch etwas anderes, wenn man irgendwo im Schiff eine gute Mutter sitzen wußte, oder ein braves Eheweib, oder vor der Orgel unter den Jungfrauen eine fixe Deern, an die man in Feindesland so oft mit zärtlicher Sehnsucht gedacht hatte. Die Gemeinschaft, zu der man jetzt wieder gehörte, war denn doch etwas ganz anderes als eine Kompagnie, Batterie oder sonstige militärische Formation. —

Malwine Kassebohm hatte recht gehabt, es waren bereits allerlei Personen vorhanden, die gewillt waren, in den Stand der heiligen Ehe zu treten, und die große Gemeinde verhielt sich mäuschenstill, als sie nun zum ersten-, zweiten- oder drittenmal aufgeboten wurden. Am Schluß dieser glücklichen Schar marschierte zu Martins Verwunderung auch die „ehr- und tugendsame Jungfrau Malwine Marie Katharine Kassebohm, eheliche Tochter des Gastwirts und Bäckermeisters August Kassebohm" selber mit auf. Es war ein Bäckergeselle und Gastwirtssohn, der ihr den Molkereigehilfen, von dem man keinen Knopf wiedergefunden hatte, ersetzen wollte. Martin begriff vollkommen, daß sie ihren guten, alten Korn für den zurückhalten mußte, und war froh, daß sich für das muntere, leichtherzige Ding so bald die hütende Haube finden sollte.

Als die Kriegsleute an den Abendmahlstisch traten, blieb die ganze Gemeinde gegenwärtig und betrachtete mit Wohlgefallen und Neugier die kräftigen Männer und die strammen Jungens, die sich durch den Mittelgang nach vorne schoben. Manche sahen ein bißchen verwegen und verwildert aus, aber man vertraute, wie hier, so würden sie auch in anderen Dingen schon wieder lernen, sich zu benehmen, wie es sich für einen Heidebauern und Christenmenschen geziemt.

Zum Schluß sang die Gemeinde mit Friedrich Rückert:

O laß dein Licht auf Erden siegen,
Die Macht der Finsternis erliegen,
Und lösch der Zwietracht Glimmen aus,
Daß wir, die Völker und die Thronen,
Vereint als Brüder wieder wohnen
In unsers großen Vaters Haus.

Als Martin den Kirchhof verließ, sah er Herrn Brandt unter blankem Zylinderhut seitwärts stehen und offenbar auf ihn warten. Es wäre eigentlich früh genug, dachte er, wenn wir uns heute nachmittag begrüßten. Aber es war keine Möglichkeit, der Begegnung auszuweichen. Der Lehrer trat ihm an die Seite und erklärte sich bereit, ihn bis an die Riedaubrücke zu begleiten.

Eine Weile suchten sie sich durch die Menschenmenge, die hier und da stockte, weil noch immer Begrüßungen ausgetauscht wurden, schweigend den Weg. Herr Brandt sah von Zeit zu Zeit auf seinen Begleiter und schien zu erwarten, daß dieser etwas sage.

„Wie hat's Ihnen denn gefallen?“ machte er endlich selber den Anfang.

„Ich bin Ihnen dankbar,“ sagte Martin, „daß Sie mich auf diese Feier aufmerksam gemacht haben.“

„Also Sie haben nichts gemerkt?“

„Was gemerkt?“

„Es freut mich riesig, daß Sie nichts gemerkt haben! Ich habe nämlich bei den Worten: ‚wie ich ihn finden‘ für Cis ein C gesungen; begreife selbst nicht, wie ich dazu komme.“

„Das ist Ihr ganzer Schmerz? Es hat's sicher in der ganzen Gemeinde keine Seele gemerkt.“

„Meinen Sie? Fräulein Doktor war aber auch in der Kirche, und die ganze Familie soll sehr musikalisch sein. Na, wollen das Beste hoffen ... Also sonst hat's Ihnen gefallen?“

„Ja, es ist wundervoll zu beobachten, was für einen prächtigen Organismus so eine ländliche Gemeinde auch nach diesem Weltkrieg noch darstellt. Das Reich, die Einzelstaaten, die Stadtgemeinden sind vorläufig nichts als mit einem groben Knüppel aufgewühlte Ameisenhaufen. Da tut es in der Seele wohl, zu sehen, daß es doch auch noch etwas anderes gibt, daß unsere wüsten Krieger hier eine festgefügte Gemeinschaft vorfinden, die sie gleich wieder aufnimmt und in Reih' und Glied stellt. Und wie fest ist hier die Kirche noch im Volksleben verwurzelt! Es wäre ein wahrer Jammer, wenn so was nach dem Grundsatz: ‚Alles muß verrunjenieret sein‘ nächstens auch noch kaputt geschlagen würde.“

„Da hilft nun alles nichts. Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit."

„Na ja, wollen uns nicht gleich wieder in die Haare geraten... Also heute nachmittag werden wir uns bei Sanitätsrats sehen?"

„Jawohl... Sagen Sie mal, haben Sie neulich was von mir erwähnt?"

„War nicht mehr nötig. Sie standen schon lange auf der Liste, ich bin nur zu Ihnen mitgebeten worden."

„Hmhm... Wenn ich nur erst wüßte, ob ich meine Orden oder nur die Bänder anlege..."

„Wollen Sie denn in Frack und Lack zu diesem familiären Butterbrot kommen?"

„Nein, ich dachte in Gehrock."

„Dann lassen Sie die Dinger getrost weg. Daß Sie ehrenbedeckt aus dem Felde zurückgekommen sind, werden die Herrschaften ja wohl schon wissen."

„Ich dachte nur, weil Sie doch auch mit Ihrem E. K. I. kommen... Bei Ihnen gehört es ja allerdings zur Uniform... Halt, ich weiß schon, was ich tue! Ich ziehe auch Feldgrau an! Wenn man an einem Festtag wie heute nicht Uniform tragen wollte, könnte man sie nur in den Ofen stecken. Kaisers Geburtstag ist ja nicht mehr. Dumm, daß ich nicht schon heute früh daran gedacht habe! Nun will ich aber schleunigst umkehren. Auf Wiedersehen heute nachmittag."

Sie saßen in Frau Sanitätsrats guter Stube um den runden Tisch, und die Krone, die der festlichen Ge-

legenheit zu Ehren die Hälfte ihrer Leuchtkraft hergeben durfte, bestrahlte ein für die Jahres- und Weltzeit farbiges Bild. Die Dame des Hauses trug lachsfarbene Seide, Doktor Käthe blaues Reformkleid, Fräulein Annemarie ein meergrünes Gewand mit Besatz, der Sanitätsrat kastanienbraune Jacke und perlmuttern schillernde Weste; dazu dann die beiden in Feldgrau, der eine in der schlichten Bluse ohne Offiziersabzeichen, mit E. K. I., der andere mit einem recht geschonten Waffenrock mit blitzenden Achselstücken, im vollen Kriegsschmuck von einem halben Dutzend Orden und Ehrenzeichen.

Wie doch der Rock den Mann macht! dachte Martin. Dem Kameraden stand die gutsitzende Uniform ganz vortrefflich, er schien darin ein ganz anderer Mensch zu sein. Sie verlieh ihm Haltung, nahm ihm das Fahrige und Zappelige, das in bürgerlicher Kleidung unangenehm an ihm auffiel. Sie gab, unterstützt von all den glitzernden Dingen, die sie schmückten, dem Arbeitersohn eine Sicherheit des gesellschaftlichen Auftretens, die Martin in Erstaunen setzte.

„Ich hätte gar nicht gedacht, Herr Brandt," sagte Fräulein Doktor, „daß Sie sich in Kaisers Rock noch immer so wohl fühlten, wie Sie augenscheinlich tun."

„Hmja," machte Herr Brandt, leicht verlegen, „ich dachte, heut zu Ehren unserer Heimgekehrten wollt' ich die alte Farbe nur einmal wieder anlegen."

„Ist recht von Ihnen und schmückt zugleich unsere festliche Kaffeetafel. Offenbar haben Sie die Farbe recht gern getragen."

„Ich kann es nicht leugnen, gnädiges Fräulein. Man hat in diesem Rock ja Böses durchgemacht, aber dann folgten doch auch wieder sehr glückliche Stunden. Man wird ja draußen so anspruchslos. Wenn man erst mal wieder glücklich aus einem Schlamassel heraus ist, kann ein trockenes Dach über dem Kopf, ein Kochgeschirr voll Erbsensuppe, ein Wäschewechsel einem dort ein dermaßen erhöhtes Lebensgefühl schenken, daß man sich hier zu Hause gar keinen Begriff davon macht. Man denkt fast mit Wehmut daran zurück. Ich muß überhaupt gestehen, die Zeit im Felde war die glücklichste Zeit meines Lebens."

„Nanu! Nun reden Sie aber mal ein Wort, Herr Doktor Böker!"

„Was den Genuß der kleinen Freuden und Annehmlichkeiten betrifft," sagte Martin, „so kann ich meinem Kameraden nur beistimmen. Im übrigen ist er offenbar geborener Soldat, was ich von mir nicht behaupten kann."

„Dann werden wir ja wohl bald einen neuen Krieg haben," brummte der Hausherr.

„Wie meinen Herr Sanitätsrat das?" fragte Brandt.

„Nun ja, wenn das Leben im Felde solche Reize bietet, wird die Menschheit sich nach einiger Zeit wahrscheinlich diesen Reiz mal wieder verschaffen, ähnlich wie der Quartalssäufer sich nach einigen Monaten seinen Rausch wieder holt."

„Einen neuen Krieg, wenigstens was Deutschland betrifft," sagte der Lehrer mit Überzeugung, „halte ich für völlig ausgeschlossen. Die neue Zeit wird auch die

militärischen Verhältnisse von Grund aus umgestalten. Aus unbedingt sicherer Quelle weiß ich zum Beispiel, daß Deutschland zum Milizsystem übergehen wird, und da ist, was einen neuen Krieg angeht ..."

„Aber, meine Herren," unterbrach die Hausfrau, „das ist ja einfach schrecklich! Wir sind noch nicht einmal den alten Krieg los, und schon streiten Sie sich über einen neuen. Ich hatte mir gedacht, das sollte hier heut mehr eine kleine Friedensfeier werden ... Annemarie, reich' noch mal die Kuchen herum. Es sind natürlich noch Kriegskuchen, aus Haferflocken mit ein bißchen Zucker gemacht, aber hoffentlich trotzdem zu genießen."

Beide Herren versicherten, sie schmeckten ihnen ausgezeichnet. Brandt erzählte, er habe einmal in Gent für acht Mark kleine Kuchen zum Kaffee gegessen; so groß sei seine Gier nach etwas Süßem gewesen. Martin hatte vor zwei Jahren in Kronstadt für sieben Kronen Bonbons gekauft und an einem Tage aufgelutscht; es habe aber nicht viel fürs Geld gegeben.

„Dann nehmen Sie, bitte, nur gleich etwas mehr," sagte Frau Sanitätsrat und gab keine Ruhe, bis die Gäste sich jeder noch zwei Stückchen auf ihre Teller gelegt hatten.

„Diese vortrefflich geratenen Kuchen sind doch wohl Ihr Kunstwerk," wandte sich Martin an seine Nachbarin, „nicht wahr, Fräulein Bohlen?"

„Jawohl," bestätigte Fräulein Annemarie, und damit war dies Gespräch auch leider schon wieder zu Ende. Eine Einzelunterhaltung war in der kleinen

Gesellschaft um den runden Tisch nicht möglich, und so hatte man von seinen nächsten Nachbarn eigentlich am wenigsten, da man sie nicht einmal vor Augen hatte.

„Herr Brandt," nahm Fräulein Doktor wieder das Wort, „ich hab' mich heute morgen in der Kirche recht über Ihren Gesang gefreut."

„Es beglückt mich," sagte der freudig errötende Sänger, „wenn gnädiges Fräulein leidlich zufrieden waren."

„Sie haben gewiß viel gesungen. Man merkt es an der Durchbildung der Stimme."

„Früher allerdings; der Krieg hat dem, wie so vielem, ein Ende gemacht."

„Aber was hindert Sie denn, jetzt wieder einen frischen, fröhlichen Anfang zu machen?"

„Ach, es fehlt an Zeit ..."

„Ein Lehrer kommt mir und klagt über den Mangel an Zeit? Wozu haben Sie denn Ihre freien Nachmittage und die Sonntage und die Ferien?"

„Nun, man hat auch andere Pflichten."

„Die einen aber nie von der Pflicht entbinden können, eine schöne Gabe, die einem verliehen wurde, sich selbst zur Befriedigung und seinen Mitmenschen zur Freude zu pflegen und zu entwickeln."

„Da haben gnädiges Fräulein vielleicht nicht so ganz unrecht."

„Was meinen Sie, wenn wir gleich heute anfingen? Meiner Schwester wird es ein Vergnügen sein, Sie zu begleiten."

„Aber, gnädiges Fräulein, ich bin gänzlich außer Übung! Bedenken Sie doch nur, vier Jahre Krieg!"

„Den sollen eben die Künste des Friedens Sie und uns vergessen machen. Als ich Sie heute früh in der Kirche hörte, sagte ich mir gleich: Der muß uns heute nachmittag tüchtig heran! Vater, du bist wohl so gut und gibst Herrn Böker eine Zigarre, Herr Brandt kriegt seine erst, wenn er uns einige schöne Lieder zum besten gegeben hat. Schubert, Schumann, Löwe, Brahms, ein Volkslied? Was befehlen Sie? Es wird so ungefähr alles da sein."

„Sie sind hier in ein sehr musikfreudiges Haus geraten," sagte die Dame des Hauses mit liebenswürdigem Lächeln, „da werden Sie sich schwerlich entziehen können."

„Mit den Wölfen muß man heulen," bemerkte trocken der Hausherr.

„Wenn es denn gar nicht anders sein kann," sagte Brandt, „Schuberts ‚Ich komme vom Gebirge her' würde ich allenfalls noch wagen."

„Dann auf und marsch zum Flügel," kommandierte Fräulein Käthe.

Man erhob sich und siedelte in die Musikecke über. Als Fräulein Annemarie die Noten aufgeschlagen hatte, sah Herr Brandt sie in Eile durch, zupfte sich an dem etwas hohen und engen Kragen und gab seiner Begleiterin ein Zeichen, zu beginnen.

Er sang anfangs in der Tat etwas unsicher, und nach einer Reihe von Takten brach er ab, entschuldigte sich bei der Gesellschaft und bat Fräulein Annemarie, noch einmal von vorn zu beginnen. Aber nun ging es schon viel besser, und er brachte das Lied gar nicht übel zu Ende.

Fräulein Doktor klatschte lebhaft in die Hände, die anderen folgten zögernd, der Hausherr markierte mit den Daumennägeln.

„Es ist wirklich komisch," sagte die Anstifterin, „ein Held, der in hundert Schlachten nicht gezittert hat, ziert sich wie ein kleines Mädchen, wenn er im häuslichen Kreise ein Lied singen soll, um dann zu zeigen, wie prächtig er's versteht."

„Ja," sagte Theodor Brandt, eine glückliche Röte auf den Wangen, „ich wundere mich selbst, wie schnell man da wieder hineinkommt."

„Man kommt in alles wieder hinein, Herr Brandt, wenn man nur ernstlich will," sagte die junge Dame mit Nachdruck.

Er sah sie groß an.

„Jawohl," unterstrich sie ihre Worte, „das ist meine aufrichtige Meinung."

Brandt ließ sich jetzt nicht mehr nötigen. Er sang noch drei Lieder, bei jedem freier und sicherer werdend. Martin hatte dem Kameraden eine Kraft der Empfindung, wie er sie in seinem Gesang ausströmte, nicht zugetraut und dachte im stillen: Er ist doch wohl ein tieferer Mensch, als es einem zuweilen hat scheinen wollen.

„So," sagte Herrn Brandts Gebieterin, „nun dürfen Sie sich erst mal ausruhen und einige Züge aus 'ner Zigarre tun. Kommen Sie nur an meine grüne Seite, hier ist noch ein Stuhl frei."

Fräulein Annemarie drehte sich auf ihrem Klavierbock zu Martin herum, der seitwärts in einem Sessel saß, und fragte: „Singen Sie auch, Herr Doktor?"

„Im Wald und auf der Heide zur Zupfgeige, ja," lautete die Antwort.

„Wollen Sie's nicht auch mal zum Klavier versuchen?"

„Oh ..."

„Wagen Sie es nur," ermutigte der Lehrer, „gnädiges Fräulein begleitet außerordentlich sicher und anschmiegsam."

„Oh ...," sagte Martin noch einmal, „so'n kleines, einfaches Lied würde ich wagen."

Er trat an den Flügel und fragte die Spielerin: „Haben Sie zufällig das Heckenrosenlied da?"

„Sie meinen: ‚Es war ein Knab' gezogen wohl in die Welt hinaus'? Jawohl, das ist da."

Als sie es vor sich aufgeschlagen hatte, sagte er: „Ich bin mir im Text nicht mehr ganz sicher. Darf ich eben mal sehen?"

„Bitte," sagte sie und rückte ein wenig zur Seite.

Er beugte sich neben ihrem Köpfchen auf das Notenblatt und prägte sich ohne allzu große Eile den Wortlaut wieder ein. Dann sang er das hübsche Lied schlicht und warm herunter.

Lauten Beifall erntete er nicht.

„Nüdlich," sagte der Sanitätsrat, und Fräulein Doktor nickte ihm freundlich zu. Ihr Blick schien zu sagen: Bei dir brauch' ich meine Hände ja wohl nicht zu strapazieren.

„Wollen Sie uns noch ein Lied singen?" fragte Annemarie, zu ihm aufblickend.

„Lassen wir es lieber genug sein," sagte Martin,

„aber möchten Sie uns nicht etwas spielen? Sie haben so einen schönen, weichen Anschlag."

„Was würden Sie denn gern mal hören?"

„Mir scheint, Sie müßten Haydn sehr gut spielen können."

„Den liebe ich allerdings ganz besonders."

„Wenn ich's nicht gedacht hätte! O spielen Sie uns doch, bitte, mal eine recht graziöse, liebenswürdige Sonate von ihm. Das wäre zu nett."

Fräulein Annemarie wandte sich zu ihrer Mutter herum und sagte: „Mutter, Herr Doktor Böker meint, ich sollte mal ein bißchen Haydn spielen."

„Es wird wohl niemand etwas dagegen haben," sagte die Sanitätsrätin, „such' nur etwas recht Hübsches aus, Kind."

Martin half ihr dabei. Als sie ihre Wahl getroffen hatten, zog er sich einen Stuhl heran und sagte: „Wenn Sie gestatten, wende ich Ihnen die Blätter." Sie hatte nichts dagegen.

Jemand stand auf und löschte das Licht der Krone. Da verschwand die übrige Gesellschaft für Martin im Dunkel, er saß mit dem anmutigen Mädchen im engen Lichtkreis der Klavierlampe, hingegeben an die Töne, die unter ihren Fingern emporperlten, mit den Augen bald die Noten verfolgend, bald sie auf ihren feinen, schmalen Händen ruhen lassend. Als das Andante zu Ende war, flüsterte er ihr ganz leise zu: „Bitte, dies noch einmal," und schlug das Blatt zurück, ohne ihre Zustimmung abzuwarten.

Die Sonate verklang, und Herr Brandt lärmte:

„Gnädiges Fräulein sind für den liebenswürdigen Meister Joseph wie geschaffen.“ Esel! dachte Martin, das haben wir beide doch schon viel netter miteinander ausgemacht, was brauchst du da noch groß in die Posaune zu stoßen?

„Spielen Sie auch, Herr Böker?“ fragte sie, ihn freundlich anblickend.

„Ein wenig wohl.“

„Dann lösen Sie mich gewiß gern einmal ab.“

„Das darf ich nun wirklich nicht wagen, nachdem ich vier Jahre aus aller Übung bin.“

Sie drang denn auch nicht weiter in ihn.

Herr Brandt trat an den Flügel und machte sich mit einem Liederheft zu schaffen. „Was werden gnädiges Fräulein uns denn jetzt spielen?“

„Es ist einstweilen wohl genug,“ sagte sie, „aber möchten Sie nicht noch einmal singen?“

„Wenn es durchaus gewünscht wird ...“

„Bitte, es wird gewiß allen eine Freude sein.“

Als er zwei Lieder gesungen hatte, trat die Hausfrau heran und sagte: „Wir müssen nun wohl bald Schluß machen. Meine Tochter muß mal eben nach dem Abendbrot sehen. Unsere Minna ist nämlich erst um Michaeli zugezogen und noch recht ungewandt. Oder hätten Sie da noch gerade ein Lied, Herr Brandt?“

„Wenn gnädige Frau gütigst gestatten, würde ich diese Ballade von Löwe noch gern eben singen.“

„Bitte, so viel Zeit haben wir schon noch.“

Herr Brandt weitete durch einen festen Griff seinen

Rockkragen, holte tief Atem und begann: „Herr Heinrich sitzt am Vogelherd gar frisch und wohlgemut.“ Mit solcher Hingebung hatte er den ganzen Nachmittag noch nicht gesungen. Die Schlußworte: „Du gabst mir heut 'nen guten Fang, Herrgott, wie dir's gefällt!“ jubelte er nur so heraus und sah dabei mit leuchtenden Augen oben links in die Zimmerecke. —

Man saß im Speisezimmer an der gedeckten Tafel. Martin hatte Fräulein Annemarie, Brandt Fräulein Doktor als Tischdame.

„Ich hatte Sie zu einem Butterbrot gebeten,“ begann die Hausfrau, „aber wie Sie wissen, ist heute nichts knapper als Butter und Brot. Sie müssen deshalb mit einer Wildgans vorliebnehmen, die unser Nachbar Vollhage in den Riedauwiesen geschossen hat.“

„Und stellen Sie man ihre Zunge,“ fuhr der Hausherr fort, „auf einen recht kräftigen Trangeschmack ein, den diese Vögel zu lieben pflegen. Nun, Fett ist dem menschlichen Körper zur Zeit in jeder Form bekömmlich.“

Während er den knusprig braun gebratenen Vogel zerlegte, nahmen die beiden Feldgrauen Gelegenheit, von Jagdglück in Feindesland zu erzählen. Herr Brandt hatte im Priesterwald eine grobe Sau auf 200 Meter durch Blattschuß umgelegt, Martin in den Karpathen aus der Spitze einer sehr hohen Fichte einen Auerhahn heruntergeholt.

Der Keller hatte zwei Flaschen Rüdesheimer vom elfer Jahrgang auf den Tisch geliefert. Nachdem die

Gäste einstimmig festgestellt hatten, daß d i e s e Wildgans von Tran keine Spur aufweise und vor einer genudelten Hausgans noch den pikanten Wildgeschmack voraushabe, nahm der Sanitätsrat sein Glas zu einer kleinen Ansprache.

„Meine Herren! Sie sind in diesen Tagen mehrfach begrüßt worden, vom Kreisblatt durch einen Festartikel, von holden Mägdelein mit Papierblumenkränzen, von unserm Pastor mit einer tüchtigen Predigt, aber eine Begrüßung lassen Sie, bitte, noch über sich ergehen. Ich möchte Sie begrüßen als deutscher Haus- und Familienvater. Länger als vier Jahre haben Sie den Frieden des häuslichen Herdes und den Zauber häuslicher Geselligkeit entbehren müssen. Ich schätze mich glücklich, daß es gerade mein Herd ist, der Ihnen diesen Ihren Beifall findenden Vogel gebraten hat, und daß Sie sich in unserem Kreise wenigstens nicht unglücklich zu fühlen scheinen, wenn von einem Glück, wie es im Felde ein Schlag Erbsensuppe oder ein reines Hemd auslöste, natürlich auch nicht die Rede sein kann. Herr Brandt, Sie sangen vorhin, als Sie vom Gebirge herunterkamen, so herzbeweglich: ‚Da, wo du nicht bist, da ist dein Glück.‘ Nun, ich wünsche Ihnen wie Ihrem Herrn Kameraden, daß da, wo Sie sich befinden, auch stets Ihr Glück seinen Aufenthalt nehmen möge. Wir danken Ihnen für alles, was Sie da draußen für uns getan und gelitten haben, und rufen Ihnen zu: Herzlich willkommen im deutschen Hause, in der deutschen Familie!“

Wie die Römer klangen! Herr Brandt stieß mit

seiner Tischdame so kräftig an, daß nicht viel gefehlt hätte, so wäre deren Glas in Scherben gegangen. Martin hob das seine ganz leise an das seiner Nachbarin, und es gab ein feines, silbernes Klingen.

Brandt suchte das Auge seines Kameraden und legte eine Frage in seinen Blick. Martin antwortete durch einen beredten Blick auf seines Gegenübers Ordenspracht, den Herr Brandt auch sofort verstand. Er wurde für einige Minuten sehr still und sah nachdenklich auf seinen Teller. Dann schlug er mit dem Messerrücken an sein Glas, erhob sich — der Sanitätsrat war bei seiner Rede sitzengeblieben — und begann:

„Meine Damen und Herren! Zugleich im Namen meines Kameraden möchte ich Herrn Sanitätsrat für die freundlichen Worte der Begrüßung, die er an uns zu richten die Liebenswürdigkeit gehabt hat, meinen tiefgefühlten Dank aussprechen. In einem Punkte muß ich mir freilich erlauben, meinen hochverehrten Herrn Vorredner zu berichtigen, oder vielmehr mich selbst in einer von mir getanen Äußerung, die zu einem Mißverständnis Anlaß geben konnte, dementieren. Nicht im Felde und im Krieg blüht das wahre, echte Glück, sondern daheim und im Frieden, und zwar nirgends so lieblich und schön als in einem deutschen Hause, in dem echte Kunst und eine von edlen Frauen verklärte Geselligkeit gepflegt wird... Meine Herrschaften, wir stehen im Glanz der Morgenröte einer neuen Zeit. Wir alle haben heute noch gar keine Ahnung davon, in welchem Maße alle Verhältnisse des Lebens eine tiefgreifende Veränderung erfahren

werden. Aber eins wird bleiben, muß bleiben, wie es war und wie es ist: die Urzelle, der heilige Mutterschoß allen wahren Menschentums, das Haus, die Familie. Ich fordere meinen Kameraden auf, sein Glas zu füllen und sich zu erheben. Das deutsche Haus, die deutsche Familie, und insonderheit dieses Haus Bohlen, das uns heute seine gastlichen Tore geöffnet hat und uns ein paar Stunden schenkt, die uns unvergeßlich bleiben werden:

Hurra! Hurra! Hurra!"

Scharf und schneidig, wie er's von seinem Kommandeur im Felde gelernt, stieß er das Hurra heraus. Martin, der seinen Mund auf ein Hoch eingestellt hatte, brauchte zum Umstellen einige Zeit, und auch beim drittenmal klang sein Hurra ein bißchen dünn. Ganz offenbar war er kein geborner Soldat.

In Doktor Käthes Augen sprühten tausend kleine Teufel. Martin hütete sich aber wohl, einen einzigen von diesem Gelichter in die seinen hineinzulassen, da Herr Brandt soeben an seinem Gesicht den Eindruck seiner Rede studierte. Schnell hob er noch einmal sein Glas und sagte: „Auf Ihr ganz Spezielles, Kamerad Brandt!"

„Herr Brandt," machte Fräulein Doktor sich wieder an ihren Herrn, der sich eben mit dem Taschentuch den Schweiß von der Stirn wischte, „ich bin mir nicht sicher, ob Sie da ganz recht berichtet sind. Soweit ich mich erinnere, hieß es doch immer, im Zukunftsstaat, der nun ja in greifbare Nähe gerückt ist, sollten alle Kinder nach einer alleinseligmachenden Methode in riesigen

Staatsanstalten erzogen werden, damit die lieben Eltern Zeit hätten, politische Reden zu halten und zu hören und vielleicht auch nebenbei ein bißchen zu arbeiten. Wäre das denn nicht der Tod der deutschen Familie?"

„Allerdings," versetzte Herr Brandt, der von seiner Rede wohl noch nicht ganz wieder beieinander war, „die Kinder gehören meines Erachtens nach auch mit zur Familie ... Die Absicht, von der Sie reden, wenn sie jemals ernstlich bestanden haben sollte, hat man doch wohl fallen lassen. Ich kann mich aber mal erkundigen."

„Und wenn Sie dann, falls es nötig sein sollte, für die deutsche Familie, der Sie heute ein Lied gesungen haben, auch eine Lanze brechen wollten ..."

Brandt sah seiner Dame verblüfft in die Augen. Aber sie sah vollkommen ernst drein, was ihn beruhigte.

„Gnädiges Fräulein," sagte er vertraulich, „es wird ja alles viel heißer gekocht, als es gegessen wird."

„Das ist ja heutzutage auch unser einziger Trost," knurrte der Sanitätsrat.

„Wie meinen Herr Sanitätsrat?"

„Daß das unser einziger Trost ist heutzutage," knurrte der noch einmal.

Herr Brandt schien etwas entgegnen zu wollen, kam aber nicht dazu und wurde ein wenig kleinlaut.

Die Tafel wurde aufgehoben. Als man sich gesegnete Mahlzeit wünschte, flüsterte Martin seinem Kameraden zu: „Wir müssen jetzt wohl aufbrechen." — „Jetzt

schon?“ flüsterte der erschrocken zurück. „Na, wollen seh'n, anbieten müssen wir es jedenfalls.“

„Meine Herren,“ sagte der Sanitätsrat, „führen Sie Ihre Damen in das Gesellschaftszimmer zurück.“

„Herr Sanitätsrat,“ sagte Martin, „es wird wohl Zeit für uns...“

„Ach was, sich den Magen vollschlagen und dann weglaufen, das gibt's nicht. Es sind noch zwei weitere Flaschen aus dem Keller geholt, die darauf warten, daß ihnen der Hals gebrochen wird.“

Martin verneigte sich dankend und bot seiner Dame den Arm. Schade, daß der Weg ins Gesellschaftszimmer gar so kurz war. —

Man hatte noch nicht lange am runden Tisch Platz genommen, als der Sanitätsrat herausgerufen wurde. Gleich darauf kam er zurück und sagte verdrießlich: „Nicht mal einen solchen Sonntagabend gönnt man einem geplagten Landmedikus. Ich muß einen dringenden Krankenbesuch machen. Lassen Sie sich nicht stören, ich hoffe Sie noch zu treffen, wenn ich wiederkomme.“

Nach einer Weile zog die Hausfrau sich zurück. Der Lehrer führte eine lebhafte Diskussion mit ihrer älteren Tochter, das andere Paar schien sich auch ganz gut zu unterhalten; da mochte sie sich ein bißchen überflüssig vorkommen. Martin, der bisher ein gut Teil seiner Aufmerksamkeit ihr hatte zuwenden müssen, sah sie nicht ungern verschwinden. Er fühlte sich jetzt erst restlos glücklich bei Sanitätsrats und konnte nicht umhin, seiner lieben Gesellin das zu verraten.

„Es ist ganz erstaunlich, Fräulein Bohlen," begann er, „wie die Heimat sich Mühe gibt, uns Soldaten es wieder wohnlich und heimelig zu machen. Ich bin ja ein Fremdling im Lande, aber wie viele Freundlichkeiten hab' ich doch in den wenigen Wochen meines Hierseins schon erfahren! Gleich bei meiner Ankunft und polizeilicher Meldung schenkte mir Ihr erhabener Vorsteher eine Tüte mit gebranntem Roggen. Um mich über das Unglück des Vaterlandes zu trösten, drückte Frau Knoop vom Sodhof mir eine dicke Leberwurst ans Herz, und auch später hat sie nicht aufgehört, mir bald mit diesem, bald mit jenem unter die Arme zu greifen. Während meiner Krankheit hat Herr Brandt mich mit rührender Treue besucht, und Frau Böse hat mehr an mir getan, als ich mit den paar Mark gutmachen konnte. Heut' früh haben anderthalbtausend Bauern mir Freudigkeit und Vertrauen ins Herz hineingesungen. Schade, daß man nicht alle, die in diesen bösen Tagen den Glauben an die Menschheit und an unser deutsches Volk im besondern verloren haben, für einige Monate in meine Heidklause schicken kann... Und nun schenken Ihre verehrten Eltern uns diesen einzigen Nachmittag und Abend! Ich muß der Grippe, die mir dieses Haus geöffnet hat, wirklich von Herzen dankbar sein... Erlauben Sie, daß ich Ihnen noch einmal ganz besonders danke."

Es klang der Gläser silbernes Geläute.

„Das ist ja ganz selbstverständlich," sagte Fräulein Annemarie, eine leichte Röte auf den Wangen, „daß wir tun, was irgend in unsern Kräften steht. Wir

haben es ja so gut gehabt, weil Sie uns den Feind aus dem Lande gehalten haben. Das können wir Ihnen niemals vergelten." —

Martin bekam von Fräulein Käthe einen Blick, der ihn auf irgend etwas aufmerksam machen wollte. Aha, drüben waren sie bei der Schulfrage angelangt. Da mußte er doch mal ein bißchen horchen. „Fräulein Bohlen," sagte er leise zu seiner Nachbarin, „die beiden verhandeln da über die Schule; darf ich als künftiger Schullehrer eben mal ein bißchen zuhören?" — „Aber bitte doch," sagte sie ebenso leise, „tun Sie sich nur keinen Zwang an. Ich hör' auch gern ein bißchen zu."

„Ich interessiere mich," nahm eben Fräulein Doktor wieder das Wort, „für das Volksschulwesen seit langem auf das lebhafteste, da es fraglos mit dem Volksgesundheitswesen eng zusammenhängt. Darum lasse ich mir, wenn ich in die Häuser komme, bald von einem Kinde vorlesen, bald vorrechnen, oder sehe mir auch mal die Schreibhefte an. Am liebsten aber lese ich die Aufsätze, denn man sagt sich, da müsse man doch am ersten den Regungen der kindlichen Seele auf die Spur kommen."

Herr Brandt lächelte. „Da haben gnädiges Fräulein aber eine reichlich hohe Auffassung vom Aufsatz in der Volksschule. Die kindliche Seele offenbart sich im Spiel, aber nun und nimmer im Schulaufsatz."

„Es käme doch darauf an, ob das durch geeignete Wahl des Themas, durch die Art der Vorbereitung oder auf welche Weise immer — ich bin kein Päda-

goge — nicht doch zu erreichen wäre. Aber abgesehen davon, — ich habe den Eindruck, als ob die Schlingel sich bei diesen Aufsätzen einfach keine Mühe geben, als ob sie sie gedankenlos hinschluderten. Es scheint beinah, daß die Kriegszappeligkeit auch unsere Schuljugend ergriffen hat."

„Hin und wieder hab' ich den Eindruck auch gehabt. Aber es wird ja nun nächstens der dritte Lehrer zurückkommen und der ganze Schulbetrieb wieder mehr in geordnete Bahnen gelenkt werden."

„Das wäre sehr erfreulich, damit es doch wieder einmal heißen kann: die deutsche Schule, der deutsche Schulmeister in der Welt voran! Dazu wird es allerdings angestrengter und gewissenhaftester Arbeit bedürfen, zumal der Lehrerstand, der sich im Kriege so prächtig gemacht hat, auch entsprechend schwere Opfer hat bringen müssen."

„Ich danke Ihnen, gnädiges Fräulein, herzlich für diese mir außerordentlich wertvolle Anerkennung meines so vielfach verkannten und nicht nach Gebühr geschätzten Standes. Gestatten Sie, daß ich mein Glas auf Ihr ganz besonderes Wohl leere."

Als Herr Brandt das getan und sein Glas von neuem gefüllt hatte, fuhr er fort: „Wenn nicht alles täuscht, dürfen wir gerade für die Volksschule, dieses Stiefkind des alten Regimes, von der nächsten Zukunft Großes erwarten. Die geistliche Schulaufsicht, die wie ein Alp auf uns drückte, ist ja bereits aufgehoben, andere grundlegende Verordnungen werden zweifelsohne folgen."

„Aber zum Donnerwetter! Herr Adolf Hoffmann steht doch nicht vor den Holtorfern Schulkindern, sondern Herr Theodor Brandt!“

„Warum so persönlich werden, gnädiges Fräulein?“

„Weil in der Schule die Persönlichkeit des Lehrers, seine Befähigung, sein Fleiß, seine Treue nicht weniger als alles bedeutet.“

Das Gespräch lenkte dann in ruhigere Bahnen zurück und verlor Martins Interesse. Er wandte sich Fräulein Annemarie wieder zu und sagte lächelnd: „Ein paar wackere Kämpen!“

Sie antwortete mit einem Lächeln. „Ja, das Debattieren liebt meine Schwester über alles. Sie glauben aber auch gar nicht, was die alles weiß. Ich komme mir neben ihr immer ganz dumm vor.“

Martin schüttelte den Kopf. „Ich schätze Ihr Fräulein Schwester sehr,“ sagte er, „aber wenn alle Damen Doktoren und Professoren wären, das wäre nicht schön ... Das wäre sogar recht übel ...“

„Sie meinen, wegen der Konkurrenz, die sie den Männern machen würden?“

„Nein, nein, aus ganz anderen Gründen ... Es würde das eine traurige Verarmung des Lebens bedeuten.“

Er sah sie an und war dankbar froh, daß sie gerade so war, wie sie da an seiner Seite saß in all ihrer Schlichtheit und weiblichen Anmut. Es wurde ihm innigst wohl ums Herz; eine tiefe, stille Glückseligkeit kam über ihn und ließ seinen Mund verstummen. — — —

Ein schwerer Seufzer veranlaßte Annemarie, dem Mann neben ihr in die Augen zu blicken.

„Aber was haben Sie denn, Herr Böker?“ flüsterte sie erschrocken, „ist Ihnen nicht wohl?“

„Ach, es wird schon vorübergehen,“ sagte er mit veränderter Stimme.

„Es ist gewiß ein neuer Anfall von Ihrer Krankheit. Wollen wir es meiner Schwester sagen?“

„Bitte, bitte nicht. Die kann mir nicht helfen, es ist nichts Körperliches... Es geht mir öfters so. Wenn ich mich einmal rückhaltlos dem Glück einer Stunde hingebe, dann stiert mich plötzlich das Medusenantlitz dieser Zeit an und läßt mir das Blut in den Adern erstarren... Es — ist — ent—setz—lich!“

Schneidend klang das letzte dieser Worte durch den Raum. Das Paar gegenüber brach sein Gespräch ab und sah erschrocken herüber.

Einige Sekunden herrschte Totenstille.

Martin starrte wie entgeistert vor sich auf den Tisch.

„Herr Martin Böker!“

Er blickte langsam auf. — Käthes willensstarke, prachtvoll stahlgraue Augen strahlten ihn an; über ihre scharf geschnittenen Lippen kam es wie Stahlgeklirr:

Und wimmert auch einmal das Herz, —
Stoß an und laß es klingen!
Wir wissen's doch, ein rechtes Herz
Ist gar nicht umzubringen!

Zwei Gläser klangen. Martin biß die Zähne aufeinander, um die Herrschaft über sich zurückzugewinnen.

„Es ist vorüber," sagte er, „ich bitte, mir meine Unbeherrschtheit zu verzeihen."

„Fräulein Annemarie," wandte er sich nach einer Weile leise an seine Nachbarin, „bitte, nehmen Sie's mir nicht übel, daß ich Sie so erschreckt habe."

Sie antwortete nicht und sah ihn voll an. In ihren stillen, sanften Augen lag ein tiefes Verstehen; es sprach aus ihnen eine Seele, die mitfühlen, mitleiden konnte. Es wurde ihm, als ob sich aus ihnen eine große Stille in sein aufgewühltes Innere senken wollte. — —

Es war eine halbe Stunde später. Die alte Behaglichkeit war nach dem störenden Zwischenfall bald zurückgekehrt.

„Herr Doktor," fragte Annemarie, „sind Sie in Ihrem Häuschen auf dem Berge denn einigermaßen eingerichtet?"

„Es kommt darauf an," meinte er lächelnd, „was man für Ansprüche stellt. Wenn man aus einem Unterstand oder gar aus einem Trichterloch kommt, mutet es an wie ein Grafenschloß. Ich hab' eine Wohnstube, die zugleich Küche ist, ein Sechstel so groß wie dies Zimmer, und ein Schlafkämmerchen, noch wieder um die Hälfte kleiner. Wenn ich der Bauherr gewesen wäre, hätte ich es natürlich ganz anders eingerichtet. Meinem Bruder kam es ja vor allem auf das Atelier an, für das ich kaum Verwendung habe. Nur daß ich bei Regenwetter darin spazierengehe. Es macht allerdings mit den Skizzen und Gemälden an den Wänden einen recht freundlichen Eindruck."

„Die Bilder sind alle drin geblieben?"

„Mit Ausnahme der wenigen, die es meinem Bruder zu verkaufen gelang, und einiger, die bei uns zu Hause und bei meiner Schwester Platz gefunden haben, ja."

„Ihr Bruder hatte bei uns keinen Besuch gemacht. Ich habe deshalb nie ein Bild von ihm zu Gesicht bekommen."

„Würde Sie das denn interessieren?"

„O ja ... Ich liebe diese Gegend, in der ich groß geworden bin, und möchte ganz gern einmal sehen, wie sie sich in den Augen eines Künstlers spiegelt. So einer sieht doch gewiß viel mehr als unsereins."

„Dann müßten Sie sich schon mal zu meiner Klause hinaufbemühen. Vielleicht fände Ihre Schwester auch ein Vergnügen daran."

„Wollen sie gleich mal fragen," sagte Annemarie. „Käthe, darf ich stören, oder habt ihr gerade ganz was Wichtiges?"

„Nee, Kind, wir sind gottlob mit der Erörterung der politischen Lage eben fertig. Was hast du denn auf dem Herzen?"

„Herr Böker fragt, ob wir beide nicht mal seine Bilder zusammen besehen wollten. Hättest du wohl Lust?"

„Warum nicht? Wollte ihn neulich schon bitten, sie mir zu zeigen. Aber wir hatten sonst allerlei zu besprechen, und es war auch schon reichlich dunkel."

„Wann könnten wir das wohl mal tun?"

„Ja, es ist das beste, wir setzen gleich einen Tag

fest, damit wir unsern Eremiten nicht verfehlen. Na, sagen wir, nächsten Sonntag nachmittag. Oder feiern Sie Weihnachten zu Hause, Herr Böker?"

„Allerdings, mein Vater rechnet darauf, aber ich werde vor Montag nicht reisen. Am Sonntag würde es mir sehr gut passen."

„Die Bilder des Herrn Hermann Böker, mit dem ich gut bekannt war, sind es in der Tat wert, daß man ihnen Beachtung schenkt," sagte ein wenig bedrückt Herr Brandt.

Martin verstand seinen Kameraden sofort.

„Ich habe mich wenig mit Malerei befassen können," sagte er, „und würde einen schlechten Führer abgeben. Ich möchte deshalb vorschlagen, wir bitten Herrn Brandt, den Cicerone zu machen."

„Verstehen Sie denn auch was von Kunst?" fragte Fräulein Doktor ihren Partner.

„Ich hab' früher als Dilettant ein wenig in Öl gemalt," antwortete der Gefragte bescheiden, „und der verstorbene Künstler hat des öfteren mit mir über sein Wollen gesprochen."

„Das paßt ja ausgezeichnet! Sie sind also so gut und holen uns am nächsten Sonntag, na, sagen wir, um halb zwei Uhr, damit es uns nicht zu dunkel wird, hier ab."

„Würde es den Herrschaften nicht an einem Nachmittag dieser Woche passen?"

„Warum? Können Sie's nicht abwarten?"

„Eigentlich müßte ich am Sonntag notwendig in die Stadt..."

„Was wollen Sie da?“

„O, mein Bruder erwartet mich und ...“

„Ach was, Kavalierdienst hat immer den Vorrang. Ich erwarte Sie zu der angegebenen Zeit.“

„Zu Befehl, gnädiges Fräulein.“

Martin bat um Erlaubnis, die kleine Gesellschaft zu einer Tasse Kaffee einladen zu dürfen.

„Wie viel Tassen haben Sie denn?“ fragte Fräulein Doktor.

„Offen gestanden, nur zwei,“ sagte Martin, „aber ich werde mir zwei dazubesorgen.“

„Nein, das machen wir anders. Sie stellen uns nur Ihren Herd, ein bißchen Feuerung und einen Kessel Wasser zur Verfügung. Alles andere bringen wir mit. Herr Brandt, wir packen Ihnen die Sachen hübsch ein, und Sie nehmen sie dann hier in Empfang.“

Herr Brandt beeilte sich zu versichern, er stehe dem gnädigen Fräulein mit Vergnügen zu Diensten.

Die Frau des Hauses kam zurück. Die beiden Gäste, die fürchten mochten, sie durch Vernachlässigung vertrieben zu haben, vereinten ihre Anstrengungen, um sie für ein letztes halbes Stündchen um so angenehmer zu unterhalten. Herr Brandt hielt einen kleinen Vortrag über das Opern- und Konzertwesen hinter der Front. Martin brachte das Gespräch auf stadthannoversche Verhältnisse, von denen er annahm, daß sie die selbst aus der Leinestadt gebürtige Dame interessieren würden.

Kurz nachdem der Sanitätsrat zurückgekommen war — es ging bereits auf halb zwölf —, brachen die

Gäste auf. Herr Brandt verabschiedete sich mit dem in der Königlich Preußischen Armee gelernten Handkuß, Martin begnügte sich mit einem Händedruck.

Als sie draußen waren, sagte der Lehrer: „Ich hatte sie mir doch ein bißchen weiter fortgeschritten vorgestellt... aber es schadet nichts... Ich danke Ihnen, daß Sie für nächsten Sonntag an mich gedacht haben. Auf Wiedersehen."

Martin hatte keine Eile, nach Hause zu kommen. Immer wieder blieb er stehen und schaute still nachdenklich in die dunstige Dezembernacht. Einmal schlich sich ein Verslein ganz leise über seine Lippen:

Du bist die Ruh, der Friede mild,
Die Sehnsucht du, und was sie stillt. —

Martin bevorzugte in der neuen Woche von seinen beiden Fächern durchaus das Deutsche, aber nicht, wie in der vergangenen, mittelhochdeutsche Grammatik, sondern deutsche Literatur, und zwar in ihrem Hauptvertreter Goethe. Er ging dabei aber sehr wenig methodisch zu Werke. Zuerst schlug er die Iphigenie auf, aber nicht vorn, sondern auf der letzten Seite, nach ein paar Versen suchend, die er von einem Primaneraufsatz her in dunkler Erinnerung hatte. Es waren Worte des Orest, und sie lauteten:

Von dir berührt,
War ich geheilt; in deinen Armen faßte
Das Übel mich mit allen seinen Klauen
Zum letzten Mal, und schüttelte das Mark
Entsetzlich mir zusammen; dann entfloh's
Wie eine Schlange zu der Höhle. Neu
Genieß ich nun durch dich das weite Licht
Des Tags.

Als er dann das Schauspiel von vorn zu lesen begann, kam er nicht ganz weit, sondern zog bald Goethes Jugendgeschichte vor, die er mit großem Eifer und schönem Verständnis studierte. Bei den Friederikenliedern merkte er, daß er über das Idyll von Sesenheim nicht so unterrichtet war, wie eine gestrenge Prüfungskommission das verlangen konnte, was ihn

veranlaßte, den betreffenden Abschnitt von Wahrheit und Dichtung vorzunehmen.

Über dieser saß er gerade, als am Mittwoch nachmittag Kamerad Brandt in regentriefendem Mantel bei ihm eintrat.

„Ich sehe, daß Sie in der Arbeit sitzen," sagte er, „und möchte dringend bitten, sich nicht stören zu lassen. Mein heutiger Besuch gilt nämlich weniger Ihnen als Ihren Bildern, die ich mir gern mal wieder etwas genauer ansehen möchte. Bleiben Sie, bitte, ruhig sitzen, beim Beschauen von Kunstwerken ist man am besten ungestört."

Martin begab sich wieder in das Pfarrhaus von Sesenheim. —

Er sah nach der Uhr. Alle Wetter, Freund Brandt besah sich die Bilder aber gründlich, über eine halbe Stunde war nun schon dabei.

Martin ging, um einmal nach ihm zu sehen, und traf den Kunstbeflissenen, wie er, den Kneifer auf der Nase, vor einer Landschaft stand und sich in ein Büchlein Notizen machte. Es war ihm offenbar peinlich, dabei überrascht zu werden. „Vielleicht schreibe ich über Ihren Bruder," sagte er nach einer Weile, „mal eine kleine Studie, um seinem Schaffen damit ein Denkmal zu setzen. Meines Wissens ist das bislang noch nicht geschehen."

„Ist dankenswert," sagte Martin lächelnd, „aber zunächst handelt es sich hier doch wohl um Ihren Vortrag für nächsten Sonntag, nicht wahr?"

„Das will ich nicht leugnen. Wenn man so etwas

einmal übernommen hat, muß man es auch gewissenhaft damit nehmen."

„Versteht sich, aber machen Sie es, bitte, nun auch nicht gar zu schlimm, vor allem brauchen Sie nicht zu viel fremdsprachige Kunstausdrücke. Sonst kommen diese Mädchen vom Lande nicht mit."

„Aber mein Herr, ich werde doch zu gebildeten Damen reden."

„Wenn auch... Und nicht zu lang, wenn ich bitten darf. Wir Schulmeister stehen in Gefahr, uns bei so etwas zu vertütern."

„Na, ich dachte, so 'ne kleine Stunde..."

„Um's Himmels willen, Herr Brandt! Wir wollen doch auch Kaffee trinken und uns ein bißchen nett was erzählen."

„Nun, dann will ich versuchen, was zu sagen ist, in eine halbe Stunde zusammenzupressen."

„Wir würden gewiß alle dankbar sein, wenn Ihnen das gelingen sollte."

„Was ich noch sagen wollte, — dort in der Ecke hängen einige Aktstudien."

„Ja, und?"

„Ob wir die nicht lieber fortnehmen?"

„Warum? Sind sie unanständig?"

„Das nicht. Im Gegenteil, ich persönlich schätze sie ungemein hoch. Aber so etwas jungen Mädchen zu zeigen, ist das nicht etwas gewagt?"

„Halten Sie die Damen, die wir erwarten, für alberne Backfischchen oder für prüde alte Jungfern?"

„Weder für das eine noch für das andere...

Und es ist freilich ja auch wahr: Dem Reinen ist alles rein."

„Na also!"

„Also Sie meinen, wir lassen die Bilder hängen?"

„Gewiß doch! Sie sind ein wunderlicher Heiliger, Herr Brandt. So kräftig Sie immer in die Posaune des Radikalismus tuten, in manchen Dingen sind Sie der finsterste Reaktionär... Kommen Sie jetzt ein bißchen mit in die Stube, um sich zu wärmen?"

„Wenn Sie mir noch ein ungestörtes Viertelstündchen erlauben wollten..."

„Mit dem größten Vergnügen." —

Martin begab sich wieder in seine Stube und nach Sesenheim. Es dauerte noch über eine halbe Stunde, bis Herr Brandt ihn aus dem schönen Elsaß zurückholte. „Es wird mir leider zu dunkel für die Bilder," sagte er, „na, ich hoffe, daß ich mir so helfen kann. Sollte mir noch irgend etwas fehlen, so erlauben Sie wohl, daß ich an einem der nächsten Tage noch mal auf einen Sprung herüberkomme... Warum lächeln Sie?"

„Eine Gewissenhaftigkeit wie die Ihre ist mir noch nicht vorgekommen. Aber nehmen Sie doch, bitte, Platz, Sie müssen ja halb erfroren sein."

„Die Füße sind mir in der Tat etwas eisig geworden, wie ich eben merke."

„Dann legen Sie sich, bitte, in meinen Lehnstuhl und halten Ihre Eisbeine an den Ofen."

Herr Brandt befolgte den guten Rat. Es blieb längere Zeit still zwischen den beiden. Die Dämmerung war in raschem Fortschreiten.

„Dürfte ich mir mal ein vertrauliches Wort erlauben?“ begann der Lehrer nach einer geraumen Weile.

„Bitte, Herr Kamerad.“

„Ich habe manchmal den Eindruck, als ob Sie sich über mich lustig machten.“

„Wer? Ich?“

„Ja, und andere Leute vielleicht auch.“

„Welche anderen Leute?“

„Och ... Ich habe nachträglich noch ein bißchen über die Rede nachgedacht, die neulich Abend der Sanitätsrat auf uns beide gehalten hat. Mir scheint beinah, als ob er mich ein bißchen aufgezogen hätte. Haben Sie nicht auch den Eindruck gehabt?“

„Was? Durch den Humor der netten kleinen Bratenrede fühlen Sie sich auf den Fuß getreten? Aber Herr Brandt!“

„Ich glaube auch sonst so meine Beobachtungen gemacht zu haben.“

„Lieber Herr Kamerad, erlauben Sie mir in dieser Sache mal ein offenes Wort. Es hat ein jeder Stand seine besonderen Standesschwächen. Der Ihre leidet, wie mir scheint, unter anderm an einer eigentümlichen Kitzlichkeit und Empfindlichkeit, die ich freilich geschichtlich vollkommen begreife. Aus dem alten Dorfschulmeister, der im Hauptamt Schneider, Kuhhirt oder etwas Ähnliches war, hat sich langsam, unter mancherlei Hemmungen und Widerständen, der moderne Lehrer entwickelt, und bis vor wenig Jahren hatte er die soziale und gesellschaftliche Stellung, die er allgemach beanspruchen zu können glaubte, immer noch

nicht erreicht. Da kam der Weltkrieg. Ihre Kollegen zogen ins Feld, sehr viele als Freiwillige, bewährten sich, wurden zum größten Teil Offizier. Ich hab' draußen eine ganze Reihe Volksschullehrer kennengelernt. Gewiß, auch unter ihnen gab's dumme, eingebildete Laffen. Aber die weitaus meisten gaben tüchtige, nicht wenige auch geradezu prächtige Offiziere ab. Mein Regimentskommandeur sagte mir mal, fast die liebsten unter seinen Herren seien ihm zwei Volksschullehrer. Die Lehrer haben, weil sie meist selbst aus dem Volke stammen, vor vielen ihrer Kameraden aus dem ‚gebildeten Mittelstand' ein besseres Verständnis für den einfachen Mann voraus und wissen sich in ihrer Mehrzahl gut mit ihm zu stellen, ohne sich als Vorgesetzte etwas zu vergeben. Wie ungeheuer wichtig das ist, haben ja die Ereignisse des vorigen Monats gezeigt, wo es sich plötzlich herausstellte, daß in dem Verhältnis zwischen Offizier und Mann bei uns vieles recht faul war. Viele Ihrer Kollegen sind wegen ihrer Brauchbarkeit ja auch in bevorzugte Stellungen eingerückt; ich brauche da nur an Ihre Adjutantur zu erinnern. Der alte Lehrer bekam zur Pensionierung, weil die Krone vierter für ihn zu schade war, das Kreuz der Inhaber des Hausordens der Hohenzollern, Sie aber sind dieses Ordens Ritter und sind wohl eben vor dem Pour le mérite umgekehrt."

„Diese Anerkennung meines Standes," sagte der Lehrer Brandt, „ist mir außerordentlich wertvoll. Ich danke Ihnen."

„Weil nun Ihr Stand sich im Kriege so mächtig

herausgepaukt hat," fuhr Martin fort, „sollte er die Überempfindlichkeit, die man einem mühsam aufstrebenden Stande verzieh, nunmehr allmählich ablegen. Ich erinnere mich von früher eines besonderen Falles. Hatte da ein ernstzunehmender Schriftsteller einen Lehrer auf die Beine gestellt, der nicht gerade ein Musterexemplar seiner Gattung war. Was sagten die Herrn Lehrer dazu? In ihren Vereinen und Zeitschriften machten sie einen Heidenspektakel und taten den Verfasser, der unglücklicherweise selbst ein Volksschullehrer war, als einen Vogel, der sein eigenes Nest beschmutzt habe, feierlich in Acht und Aberacht. Ich bin überzeugt, kein anderer Stand, wenn er einem unerfreulichen Vertreter in der Literatur begegnet wäre, hätte sich darüber annähernd so aufgeregt. Wie gesagt, damals, als sie sich vielfach gehemmt, bedrückt, bevormundet fühlten, konnte man das immerhin verstehen. Aber heute, nachdem sie in Deutschlands schwerster Zeit eine solche kernhafte Tüchtigkeit gezeigt haben, ist eine derartige Empfindlichkeit eine Torheit. Da heißt's einfach, über eine solche etwas unglückliche Figur lachen und, wenn es möglich ist, von ihr lernen."

„Was Sie da sagen," versetzte Herr Brandt, „gibt mir zu denken. Also Sie meinen, ich brauche nicht zu fürchten, daß man sich über mich lustig macht?"

„Lieber Herr Brandt," fuhr Martin fort, „jeder Mensch hat seine mehr oder weniger komischen Seiten, und unsere lieben Mitmenschen machen sich ein Vergnügen daraus, diese herauszufinden. Warum wollen wir ihnen den kleinen Spaß nicht gönnen? Es gibt

heute soviel Trübes in der Welt, warum sollen die Menschen nicht auch mal ein bißchen lachen? Ich kann Ihnen von mir aus versichern, daß ich Sie aufrichtig schätze. Sonst hätte ich es zu einem Verkehr, wie er zwischen uns beiden besteht, niemals kommen lassen. Und vielleicht darf ich hinzufügen, daß auch andere Leute Sie schätzen."

„Wen meinen Sie mit den ‚anderen Leuten'?"

„Namen nenne ich nicht gern ..."

„Ich danke Ihnen herzlich, Herr Kamerad, und bin froh, daß ich mich in Ihnen nicht getäuscht habe ... Jetzt sind meine Füße aber sehr schön warm, und ich will machen, daß ich nach Hause komme. Hab' für Sonntag noch viel zu tun."

In Holtorf wurde diese Woche viel über den lütten Köster geredet.

Seinen Nachbarn fiel es auf, daß er auf seinem Klavier, das man seit seiner Rückkehr aus dem Felde noch kaum gehört hatte, sehr viel spielte und dazu sang. Erst freute man sich darüber und lobte seine schöne helle Stimme. Aber bald wurde es einem reichlich, zumal wenn das Singen sich so weit in den Abend hineinzog, daß man, um neun Uhr zu Bett gehend, am Einschlafen verhindert wurde. Ein gnöriger Opa meinte auch, das passe gar nicht in den Ernst der Zeit; wir hätten durchaus keine Ursache zum Jubilieren. Oder wenn einer das Singen gar nicht lassen könne, soll er wenigstens die tröstlichen Gesänge aus dem Gesangbuch nehmen.

Der Kötner Hagemeyer sagte zu seiner Frau: „Ick mutt mi wunnern. Use Doris hett so väl upkrägen, datt se in twee Stünnen dar nich mit klar ward. Ick harr dacht, weil nu de Pestohr den Scholmester nix mehr to seggen hett, woll he de Tögel ganz und gar slarren laten, aber he tütt jüm jüst scharper an. He ward doch woll noch weern. To'n Abendmahl is he lesten Sonndag ja ok wäsen."

Als der Schuhmacher Thölken seine dicke Hornbrille aufsetzte und im Lichte der altmodischen Schusterkugel den jüngsten Aufsatz seines Krischan durchsah, traute er seinen Augen nicht, als er das Schriftstück von oben bis unten mit roter Tinte durchackert fand. Nicht nur sämtliche Fehler gegen die Rechtschreibung waren angestrichen, sondern auch allerhand Unebenheiten im Satzbau und im Ausdruck. Und drunter stand nicht wie früher mit ermüdender Regelmäßigkeit: „Im ganzen genügend", sondern „Ungenügend", zweimal unterstrichen und mit Ausrufungszeichen! Sofort nahm er des Lehrers Stiefel, die seit Wochen bei ihm auf Ausbesserung warteten, in Arbeit und suchte ein Paar extra starke Sohlen für sie aus.

Die Schuljugend war allerdings weniger erfreut. Schon am Montag in der großen Pause meinte ein Junge: „He ward scharper." — „Ach wat," sagte ein anderer, „Mandags is he niemals väl wert wäsen. Wenn he morgen erst wedder sinen Kopp klar hett, well sick dat woll verleeren."

Aber es verlor sich nicht, und schon am Mittwoch stand das Urteil der ganzen Schule dahin fest, daß

aus dem „ganzen Gemütlichen“ 'n „ganzen Scharpen“ geworden wäre.

Am Donnerstag holte Müllers Fritz, der Hauptmann der Holtorfer bösen Buben, sich eine gehörige Tracht Prügel. Er war aber ein Junge, der in die Zeit paßte, und hatte in der Zeitung von modernen Menschenrechten, von Schulgemeinden und anderen schönen Dingen, die ihm sehr einleuchteten, gelesen. Er setzte sich also hin und verfaßte eine Beschwerde an den Soldatenrat, hielt es aber für angezeigt, diese von seinem Vater, der soeben als Unteroffizier aus dem Felde zurückgekehrt war, gegenzeichnen zu lassen. „Wollen wir herzlich gern besorgen, mein Liebling,“ sagte der Vater und vollzog die Gegenzeichnung ohne Verzug vermittelst einer schlanken Haselgerte an einer Stelle, die Fritz nicht dafür ins Auge gefaßt hatte.

Am Freitag abend flog unserm Freund eine dicke Mettwurst ins Haus, was seit einem halben Jahre nicht mehr vorgekommen war. —

Am Sonnabend morgen erlebte der Klausner auf der Heidehöhe einen Schmerz. Fifi, die seit einigen Tagen unpäßlich gewesen war, lag starr in der Ecke und hatte ihre treue Hundeseele ausgehaucht. Wehmütig gedachte Martin der schweren Stunden, die die kleine Kameradin treu mit ihm geteilt hatte, dann ging er hin, ihr in der Haselnußecke seines Gärtchens unter der Stechpalme ein Grab zu graben. Als er zurückkam, sagte er sich, es wäre so ganz gut. Die Ernährung machte ja doch einige Schwierigkeiten, und seit er mit Eifer der Arbeit oblag, hatte er eine solche

Gesellschaft, die ihm in müßigen Stunden eine Wohltat gewesen war, ja auch nicht mehr so sehr nötig. Er erinnerte sich, daß Fifi ihn anfangs dieser Woche manchmal so traurig angesehen hatte, als ob sie sich vernachlässigt fühlte, ohne daß dies ihn jedoch veranlaßt hätte, ihr mehr Zeit und Aufmerksamkeit zu widmen.

Schon am Sonntag abend auf dem Nachhausewege hatte Martin für heute eine erneute Reinigung seines Hauses angesetzt. Sie fiel noch gründlicher aus als die erste am Tage nach seiner Ankunft. Die Bilder im Atelier nahm er sämtlich herunter, um sie wie auch die Wand hinter ihnen abzustäuben. Als er sie wieder an ihren Platz bringen wollte, kam ihm der Gedanke, ob er sie nicht umhängen solle, um dem Kameraden das Konzept ein wenig zu verrücken. Er fand das dann aber doch zu grausam und stand davon ab. Die letzte aller dieser Vorbereitungen war, daß er aus einem Wäldchen Tannengrün und aus seinem Garten Stechpalmzweige heranholte, um sein Heim damit zu schmücken. Bei dieser Arbeit summte und pfiff er Weihnachtslieder; denn es wurde ihm ganz weihnachtlich dabei zu Sinne.

Kurz nach zwei Uhr erschienen die Gäste. Martin empfing sie am Fuß seines Berges und führte sie durch Wacholder, Fuhren und Birken zu seinem Häuschen hinauf. Dem Kameraden nahm er für den Aufstieg das Körbchen, das er wacker getragen hatte, höflich ab. Einen Korb, dachte er, hätten sie dem guten

Kerl auch nicht just aufzuhängen brauchen; hätten die Dinge ja auf irgendeine andere Weise verpacken können.

Als man angelangt war, sagte Herr Brandt: „Nun ist die Frage, ob erst die Arbeit oder das Vergnügen."

„Was haben Sie denn für Arbeit für uns?" fragte Fräulein Doktor verwundert.

„Sie wollen doch die Bilder besehen, meine ich."

„Aber das soll doch gerade das Vergnügen sein!"

„Allerdings, aber es fordert immerhin eine gewisse geistige Anspannung."

„Also spannen Sie uns erst an, damit freie Bahn für das Vergnügen wird!"

Die Gesellschaft begab sich in das Atelier, und Herr Brandt, der sich beim Aufstieg mit einem Birkenstöckchen versehen hatte, begann seinen Vortrag. Von Worpswede ausgehend, wo Hermann Böker einige Zeit gearbeitet hatte, stellte er dessen Verhältnis zu jener Gruppe fest, legte klar, was er seinen akademischen Lehrern verdanke und was er an Eigenem mitgebracht habe. Die Kunstausdrücke vermied er zwar nicht, verdolmetschte sie aber, zuweilen auch solche, die dessen nicht bedurften, was hier und da ein bißchen ungeschickt herauskam. Mit den Aktstudien fand er sich ganz gut ab, nur daß seine Stimme hier etwas unfrei klang. Wenn jemand eine Frage stellte, so empfand er das offenbar als störend, und es ging nicht ganz ohne Gewaltsamkeiten ab, bis er wieder in seinen Text hineinkam. Es war ein Glück, daß Martin der Versuchung, die Bilder umzuhängen, widerstanden hatte, denn das würde eine Katastrophe gegeben haben. Alles

in allem fand er, daß der Lehrer seiner Aufgabe in geschickter und ansprechender Weise gerecht wurde. Nach etwa dreiviertel Stunden schloß er mit der Feststellung, daß die Kunst Hermann Bökers zwar nichts Großes bedeute, aber etwas Tüchtiges, und man könne den städtischen Sammlungen der Provinz wie auch wohlhabenden Privaten nur raten, sich von seinem Nachlaß das eine oder andere zu sichern, so lange noch etwas zu haben sei.

Herr Brandt sah Fräulein Doktor an, um sein Urteil zu empfangen. Sie sagte: „Ich würde Ihnen raten, den Vortrag drucken zu lassen."

„Gnädiges Fräulein meinen?" fragte er, freudig errötend. „Hmja, halb und halb hab' ich Herrn Doktor Böker auch schon versprochen, daß ich für seinen Bruder mal etwas vor der Öffentlichkeit tun will."

Martin, der sich über Käthe ärgerte, trat an den Kameraden heran, gab ihm die Hand und sagte: „Ich möchte Ihnen als Bruder herzlich danken. Hermanns eigene Aussagen über seine Kunst, die Sie anführten, waren mir vor anderem wertvoll. Er hat mit mir niemals so eingehend über diese Dinge gesprochen. Wenn Sie etwas Schriftliches haben sollten, würde ich dies morgen gern meinem Vater mitnehmen. Auch möchte ich um die Erlaubnis bitten, es meiner Schwester schicken zu dürfen, die meinem Bruder besonders nahegestanden hat."

Herr Brandt sagte erfreut, er stelle sein Manuskript gern zur Verfügung, und zog es mit einem sicheren Griff aus der Manteltasche.

Die kleine Gesellschaft begab sich in das Wohnzimmer, und Martin ging Fräulein Annemarie, die sich daran machte, den Kaffee zu kochen und den Tisch zu decken, diensteifrig zur Hand. Es war ihm ein lieber Anblick, sie in seiner Klause als Hausmütterchen walten zu sehen.

Eine rechte Stimmung wollte am Kaffeetisch nicht aufkommen, obwohl dem Roggen einige echte Bohnen beigemischt waren und es von Annemaries trefflichen Haferkuchen, die der vorige Sonntag übriggelassen hatte, dazu gab. Dr. Käthe unterdrückte mehrfach ein Gähnen. Als Martin fragte, ob sie müde sei, bejahte sie mürrisch; sie habe letzte Nacht eine schwere Entbindung gehabt.

An der Wand hing die Zupfgeige. Käthe blickte zu ihr auf und sagte: „Herr Böker, singen Sie uns mal was."

Martin hatte keine Lust, sich in dieser Weise befehlen zu lassen. Er zuckte die Achseln und sah Annemarie an, in der Erwartung, daß sie ihn bitten werde, und ihr wollte er dann zu Willen sein. Aber Herr Brandt kam dem zuvor. Er nahm das Instrument von der Wand und sagte: „Wenn die Herrschaften erlauben, werde ich den Anfang machen."

Er stimmte die Saiten, griff hinein und sang das Lied von den zwei Königskindern, die einander so lieb hatten.

„Ihr Heldentenor," sagte Fräulein Doktor, als er fertig war und auf eine Anerkennung wartete, „paßt nicht in diesen Raum und zum Klampfen. Sie brau-

chen einen Konzertsaal mit Orchester, oder mindestens Salon und Flügel. Auch sollten Sie solche kleinen, schlichten Sachen lieber andern Leuten überlassen."

Der Lehrer steckte sich rot an. Um seinen Rückzug zu decken, griff er noch ein paar Akkorde, ehe er die Zupfgeige an ihren Platz zurückhing.

Die ganze Woche, dachte Martin voll Ingrimm, hat man sich auf diesen Nachmittag gefreut, und nun wird's einfach scheußlich!

„Wollen wir nicht ein bißchen in die Heide gehen?" fragte er plötzlich. Er hoffte, draußen würde man sich in Paare auflösen, und dann sollte es erträglicher werden.

„Mit andern Worten also," sagte Käthe, „wir werden 'rausgeschmissen."

„Davon ist gar keine Rede," brummte Martin ärgerlich, „ich meine nur, wir machen bei der angenehmen Luft ein paar Schritte über den Berg und kommen dann zurück, um die Äpfel meines Gartens zu probieren."

Man stimmte zu und begab sich ins Freie.

Martin hoffte, an Annemaries Seite zu kommen, aber Käthe nahm sich den Platz zu seiner Rechten. An sie schloß sich rechts der Lehrer an. Annemarie blieb also nichts übrig, als einen der Flügel zu nehmen. Martin hoffte, sie sollte den linken wählen, aber zu seinem Verdruß zog sie den rechten vor. So schob man sich in breiter Front schweigend und verdrossen über die Heide.

Plötzlich blieb Fräulein Käthe stehen. „Wir machen's

heut genau so wie um diese Stunde die kleinen Mädchen in Holtorf, die zu Dutzenden eingehakt die Straßen sperren. Ich schlage vor, wir bilden Paare, aber damit es nicht zu Monopolbildungen kommt, in anderer Verteilung wie vor acht Tagen. Herr Brandt, Sie nehmen sich meiner Schwester an, Sie brauchen Herrn Böker und mir aber nicht gerade die Hacken abzutreten. Kommen Sie, Herr Böker."

Martin schritt stumm neben ihr. Er ärgerte sich so, daß er sich vornahm, seinerseits das Schweigen nicht zu brechen.

„Warum sind Sie so still?" fragte sie nach einer Weile in weicherem Tone.

„Daß Sie auch Launen haben könnten," sagte Martin, „hätte ich nicht gedacht."

„Ich habe keine Launen," sagte sie kurz.

„Nun ja," lenkte er ein, „wenn jemand in der Nacht keinen Schlaf gehabt hat, ist es ja zu verstehen, wenn er nicht in der rosigsten Laune ist."

„Unser Freund Brandt," begann sie nach einer Pause, „fängt allmählich an, mir auf die Nerven zu fallen."

„Daß Sie auch Nerven haben, ist mir ganz neu," sagte Martin.

„Na," fuhr sie fort, „die Kur ist ja nun auch bald beendet, und sie hat nach Wunsch angeschlagen, wie mir von den verschiedensten Seiten berichtet wird." Sie erzählte, was ihr darüber im Dorf zu Ohren gekommen war.

„Das freut mich," sagte Martin, „wenn es mich auch

in keiner Weise überrascht... Dann könnten Sie aber wohl bei kleinem anfangen, den guten Mann ein bißchen besser zu behandeln."

„Behandle ich ihn denn schlecht?"

„Schlecht? Das will ich nicht gerade sagen. Ich habe aber manchmal doch den Eindruck, daß Sie mit ihm spielen wie die Katze mit der Maus."

„Sie halten mich also für grausam."

„Ob im Grunde Ihrer Natur nicht ein Zug zur Grausamkeit liegt?"

„Äußerst angenehm für mich zu hören."

„Sie dürfen mich nicht falsch verstehen, Fräulein Doktor. Ich habe draußen prächtige Menschen kennengelernt, die in Augenblicken großer Erregung, zum Beispiel beim Einbruch in eine feindliche Stellung, eine gewisse Grausamkeit offenbarten, die man ihnen gar nicht zugetraut hatte. Die Grundnatur des Menschen ist eben nicht nur aus Edlem zusammengesetzt, und ich sehe keine Beleidigung darin, wenn man im einzelnen Falle da mal eine bescheidene Vermutung wagt. Aber vielleicht ist grausam hier doch nicht der richtige Ausdruck. Wie soll ich gleich sagen?... Na, lassen wir diese psychologischen Untersuchungen lieber. Jedenfalls haben Sie in Ihrem Wesen etwas durchaus Männliches."

„Mit anderen Worten Unweibliches."

„Sie müssen nicht immer gleich alles auf die Spitze treiben."

„Schöne Schmeicheleien das, mit denen Sie mich heute bedenken!"

„Aber Fräulein Doktor, verstehen Sie mich doch, bitte, nicht falsch. Sie haben sich gleich vom ersten Tage an, als Sie mich in Ihre Kur nahmen, mit mir auf einen kameradschaftlichen, um nicht zu sagen burschikosen Fuß gestellt, und jetzt, wo ich mich unsers alten Verkehrstones Ihnen gegenüber bediene, schnappen Sie auf einmal ein? Das setzt mich in Verwunderung. Ich meine doch ..."

„Was meinen Sie? Reden Sie, bitte, weiter. Ich nehme an Ihrem Ton keinen Anstoß."

„Fräulein Käthe, Sie sind eine starke Persönlichkeit und haben als solche einen großen Einfluß auf die Menschen. Sie gebrauchen diesen, wie ich fest überzeugt bin, durchaus zum Besten Ihrer Mitmenschen. Ich selbst hab' ihn ja auch erfahren. Nicht nur daß ich mir, wie befohlen, die Bücher hab' schicken lassen, — ich benutze sie auch mit Eifer. Ohne Ihr Dazwischentreten bummelte ich heute wohl noch ebenso herum, wie vor meiner Krankheit; denn wer der planmäßigen Arbeit so entwöhnt ist, wie ein Soldat, der über vier Jahre im Felde war, der hat da schwere Widerstände zu überwinden ... Ähnlich wie mir mit meinen Studien ging es meinem Kameraden mit seiner Schule, und da ist es Ihrer weiblichen Klugheit auf das beste gelungen, ihn in die Sielen seiner Pflicht zu spannen ... Aber nunmehr scheint es mir doch geboten, ihm gegenüber einige Vorsicht zu beobachten, und Sie wollen es mir nicht übelnehmen, wenn ich ganz kameradschaftlich offen mit Ihnen darüber spreche. Es kann Ihnen nicht verborgen geblieben sein, daß in Herrn

Brandts Herzen wärmere Gefühle für Sie wach geworden sind, mögen sich diese auch vielfach in einer Weise äußern, die Ihnen ein bißchen lächerlich vorkommen muß. Immerhin handelt es sich da doch um die heiligsten Gefühle, deren ein Menschenherz fähig ist, und mit ihnen sein Spiel zu treiben, erscheint mir, verzeihen Sie, doch wohl nicht ganz richtig, erscheint mir, lassen Sie es mich offen aussprechen, Ihrer nicht würdig."

Käthe schwieg. Nach einer Weile sagte sie kurz: „Sie haben recht. Ich danke Ihnen."

Sie blieb stehen, um das andere Paar herankommen zu lassen. Es fiel Martin auf, daß Kamerad Brandt kreuzunglücklich dreinsah. Er suchte Dr. Käthes Blick wie ein armer Sünder den des Halsrichters.

Käthe sah ihn freundlich an und sagte: „Was meinen Sie, Herr Brandt, gehen wir noch ein bißchen weiter oder kehren wir um?"

„Ganz wie gnädiges Fräulein befehlen," stammelte Herr Brandt.

„Zu befehlen ist hier gar nichts," sagte Annemarie, und Martin wunderte sich, wie energisch ihre sanftblauen Augen blicken konnten. „Ich begreife wirklich nicht, was wir hier in der regenfeuchten Heide herumströmern, hab' schon ganz nasse Füße."

„Kind, du hast eigentlich recht," sagte Käthe, über die jüngere Schwester offenbar verwundert, „mußt dich aber bei Herrn Doktor Böker dafür bedanken. Ich sehe schon, die Stimmung ist für Umkehren."

Für den Rückweg blieb man beisammen. Die Unter-

haltung wollte nicht recht in Fluß kommen. Es war, als ob jeder für sich etwas hätte, was ihn innerlich vollauf beschäftigte. Aber nach einer Weile begann Herr Brandt einen kleinen Vortrag über neuere Richtungen in der Malerei, in dem niemand ihn durch Widerspruch oder Zwischenfragen störte, und der Weg bis zum Häuschen ging damit ganz nett hin.

Als man angelangt war, sagte Käthe: „Ob wir der nassen Füße wegen nicht gleich in Bewegung bleiben?" — „Bitte, treten Sie doch näher," lud Martin ein. „Zehn Minuten oder eine Viertelstunde werden da doch wohl nicht schaden."

Käthe gab nach, und man trat ein. Schnell holte Martin die besten seiner Äpfel heran, und Fräulein Annemarie schälte für die ganze Gesellschaft, was ihr sehr flott von der Hand ging.

Als die Gäste aufbrechen wollten, kam ihm plötzlich ein guter Gedanke. Er bat sie, noch eine Minute zu verweilen, eilte zu den Wandschränken im Atelier und holte eine Mappe mit Kohlezeichnungen heran. Indem er sie auf dem Tisch ausbreitete, sagte er: „Zur Erinnerung an den heutigen Atelierbesuch bitte ich die Herrschaften von diesen Blättern je eins mitnehmen zu wollen. Jeder mag sich nach seinem Geschmack aussuchen."

Man ging mit Freuden ans Werk. Herr Brandt nahm zur engeren Wahl drei Blätter heraus, Fräulein Käthe nach seinem Vorbild ebenso viele. Annemarie liebäugelte mit einer Zeichnung von Martins Häuschen.

„Herr Doktor," sagte sie, „dies Blatt geben Sie wohl nicht gern aus der Hand?"

„Warum nicht?" rief er. „Mein Bruder hat sein Haus dreimal gemalt und wenigstens ein Dutzend Mal gezeichnet. Bitte, nehmen Sie nur! ... Halt, eben fällt mir ein, ich hab' auch noch eine hübsche, kleine Aquarellzeichnung von demselben Gegenstand. Vielleicht gefällt Ihnen die noch besser; will sie schnell mal holen."

„Meine Klause im Frühling," sagte er, als er zurückkam und das Blatt in ihre Hände legte.

„O wie wunderhübsch," rief sie voll Entzücken, „dieser schöne blaue Himmel, und das seidige Grün der Birken, und hier vorn der kleine Vogel, der sein Lied singt ... Aber nein, Herr Böker, dieses Bild mag ich Ihnen wirklich nicht rauben."

„Sie tun mir nur einen Gefallen," sagte Martin, „wenn Sie es annehmen wollen."

„Es wird Ihnen wirklich nicht zu schwer, sich von ihm zu trennen? ... O ich danke Ihnen viel- vielmals."

Sie nahm seine Hand und schüttelte sie. Aus ihren Augen leuchtete eine herzliche, kindliche Freude.

Von ungefähr fiel Martins Blick auf Fräulein Käthe. Was hatte denn die in den Augen? Man sollte wahrhaftig beinah' denken, es sähe nach Neid aus ...

„Ich wähle dieses Blatt," sagte Herr Brandt mit Kennermiene. „Sehen Sie, meine Damen, wie glücklich hier die Stimmung einer Wacholderlandschaft mit den einfachsten Mitteln zur Darstellung gebracht ist. Mit so wenig so viel zu erreichen, das möchte ich fast

große Kunst nennen. Überhaupt enthält diese Mappe überraschend viel Gutes. Hermann Böker hatte offenbar für die Kohlezeichnung eine besondere Begabung, und es würde sich lohnen, ihn auch nach dieser Seite hin einmal eingehend zu würdigen ... Haben Fräulein Doktor schon gewählt?"

„Ich nehme diesen männlichen Halbakt," sagte sie, ihm das Blatt reichend.

„Hmhm ... Sehr glückliche Wahl ... Äußerst kraftvoll ... Gehört augenscheinlich der Frühzeit unsers Künstlers an, seiner Sturm- und Drangperiode ... Kann zu dieser Wahl nur gratulieren."

Als man aufbrach, nahm Fräulein Doktor Herrn Brandt das Körbchen aus der Hand und reichte es ihrer Schwester. Martin warf ihr einen dankbaren Blick zu.

Er begleitete seine Gäste ins Tal hinab. Als er zurückkam, blieb er an der Gartenpforte stehen. Vor ihm lag sein Häuschen in dem Dämmergrau des Winterabends. Aber auf dem Bilde, das eine liebe Hand soeben sorgsam hinwegtrug, blaute über ihm der Frühlingshimmel, umgrünten es junge Birken, jubelte ihm ein Vöglein sein süßestes Lied.

Martin trat seine Reise bei wildem Südweststurm an und hatte unterwegs allerhand Mißgeschick, so daß er erst am Spätnachmittag vor Heiligabend zu Hause eintraf.

Von dem, was sonst dem deutschen Weihnachtsfest Glanz und Wärme verleiht, hatte in diesem Jahre nicht ein Lichtlein, nicht ein grünes Zweiglein seinen Weg in das Haus des Steuerrats Böker gefunden. Es wurde früh zu Abend gegessen, dann gingen die mürrische Haushälterin und das kokette Dienstmädchen in die Stadt zu den Ihren, und Vater und Sohn blieben allein in der großen Wohnung zurück.

Der Vater holte eine Flasche Rum aus dem Keller. „Es ist unwiderruflich die letzte," sagte er trübsinnig, „hab' sie für das Fest und für dich gespart. Wollen uns einen steifen Grog brauen, der soll uns guttun."

Mit einem elektrischen Kocher machte er Wasser heiß, und bald saßen die beiden im Sofa der guten Stube vor dem dampfenden Festgetränk.

Der Alte erzählte ausführlich von den Straßenkämpfen, die zu Anfang der Revolution in Hannover stattgefunden hatten, und geriet dann in ein ödes Geschimpfe über die politischen Verhältnisse hinein. Der Sohn, der diese seine Art zur Genüge kannte, hörte nur mit halbem Ohr zu und dachte mit bitterer Wehmut an die Heiligabende zurück, die er an dieser Stätte

gefeiert hatte, als noch die Mutter ihren drei aufblühenden Kindern das Fest schmückte. Es war ja äußerlich in der Wohnung alles unverändert geblieben, aber mit der Mutter Tode war die Seele aus diesen Räumen gewichen, was sich an diesem Abend, der eine Fülle glücklicher Erinnerungen heraufbrachte, mehr denn je fühlbar machte. Auch die Christfeiern der letzten Jahre in Unterstand und Ruhequartier erschienen, mit diesem trübseligen Abend verglichen, fast in einem freundlichen Lichte.

Als der Vater sich mit Schimpfen das Herz erleichtert und der steife Grog einige Wirkung getan hatte, wurde er ruhiger und begann sich mit den Angelegenheiten des Sohnes zu beschäftigen.

„Mein Junge," hub er an, „du schriebst mir, du müßtest dich erst mal in der Stille ein bißchen vom Krieg erholen und auf dich selbst besinnen. Naja, dafür war ja wohl Hermanns Atelier in der Heide der gegebene Ort. Es freut mich, daß die olle Budike, in die der Junge dummerweise die paar selbstverdienten Kröten hineingesteckt hat, nun doch wenigstens noch zu etwas nutz gewesen ist. Die Zeit scheint dir gut bekommen zu sein; na, die Verpflegung ist heutzutage auf dem Lande ja immer auch noch besser als in der Stadt. Hättest mir gelegentlich wohl mal etwas schicken können."

„Ach Vater, ich habe wirklich nicht üppig gelebt. Bei den Bauern herumzuschleichen und zu hamstern, das liegt mir gar nicht."

„Na, ich will dir ja auch weiter keine Vorwürfe

machen. Die Hauptsache ist, daß die Zeit dir wohlgetan hat. Du siehst viel frischer aus als vor zwei Monaten. Was macht denn der Granatsplitter in deiner Brust?"

Martin sagte, daß er ihm wenig Beschwerden mehr verursache.

„Naja, dann bist du also wieder kv., oder sagen wir jetzt lieber fv. Da hört diese Einsiedelei natürlich auf, und du mußt zusehen, daß du möglichst bald zu Brot kommst. Ich wollte dir darüber schon immer schreiben, dachte aber, es wäre bequemer, wenn wir es Weihnachten mündlich abmachten. Du weißt, dein Vater ist nicht in der Lage, dir eine Kriegspension auszusetzen. Ein Müllkutscher verdient heut mehr als ein Geheimrat. Du mußt also unbedingt zum nächsten Termin dein Staatsexamen machen. Wann würde der sein?"

„Um Ostern herum. Hoffentlich bin ich bis dahin fertig."

„Selbstredend bist du fertig. Man wird keine hohen Anforderungen stellen, man wird froh sein, wenn überhaupt jemand kommt. Bei deiner Begabung ist es für dich eine Kleinigkeit, den Herren etwas Sand in die Augen zu streuen. Ob du 'ne Eins machst oder mit Hangen und Würgen eben durchschrammst, ist heutzutage tutegalpiepe. Man hat es sich abgewöhnt, auf seine Kinder stolz zu sein. Also du gehst zu Beginn des neuen Jahres nach Göttingen, läßt dir die Arbeiten geben und steigst Ostern 'rein ins Vergnügen. Verstanden?"

„Gewiß, Vater, nach Göttingen werde ich ja wohl zurück müssen, aber so gar bald ist das wohl nicht

nötig. Ein paar Wochen kann ich in Bruder Hermanns Häuschen noch recht gut arbeiten. Ich hab' in der letzten Zeit gemerkt, daß es in der Einsamkeit, wo man keinerlei Ablenkung hat, ganz besonders gut schafft."

„Ob du dir da nicht selber was vormachst? Du hast von deiner seligen Mutter — ach, wenn sie doch noch bei uns wäre, dann stünde manches besser — so eine gewisse träumerische Art geerbt. Ob du ihr dort, wo bloß melanklüterige Heidschnucken blöken, nicht zu sehr nachhängst?"

„Das brauchst du wirklich nicht zu fürchten, Vater. So gottverlassen einsam, wie du annimmst, leb' ich dort überhaupt nicht. Ich verkehre recht nett mit einem Kameraden, einem Lehrer, und hab' Eintritt in die sehr angenehme Familie eines Arztes gefunden."

„Junge, was kann dir denn so 'n Dorfschulmeister und so 'n Dorfbarbier sein! Nein, du verkommst mir da bei den Heidbauern und mußt unbedingt schleunigst wieder auf die Universität. Du weißt, ich habe euch immer viel Freiheit gelassen, war überhaupt wohl ein zu schwacher Vater, aber diesmal muß ich das ganze Gewicht meiner väterlicher Autorität in die Wagschale werfen. Wenn wir alten Leute die Flinte ins Korn schmeißen und uns mehr und mehr vom Leben zurückziehen — ich bin schon vierzehn Tage nicht mehr an meinen Stammtisch gekommen, das Bier ist nachgerade ungenießbar geworden —, so ist das nur natürlich, es kommt ja auch nichts darauf an. Aber ihr jungen Gäste dürft nicht in den Sack hauen, ihr müßt immer so tun, als ob ihr noch so was wie 'ne Zukunft vor euch

hättet. Wird ja klaterig genug sein, aber so lang man jung ist, muß man hoffen und darf den Mut nicht verlieren."

„Aber daran denk' ich ja auch gar nicht, Vater," unterbrach Martin. „Seh ich denn aus wie einer, der die Ohren hängen läßt?"

„Nee, mein Junge, das tust du gottlob nicht. Na, denn Prost! Trink' aber mal aus! Ein alter Studente wird doch noch 'n steifen Grog vertragen können? ... Mein lieber Junge, ich wollte so gern, daß du in dieser Tränenwelt einigermaßen erträglich zurechtkämst. Aber das wird gar nicht leicht sein. Ein Müllkutscher verdient heutzutage viermal so viel wie ein angehender Oberlehrer. Wenn so einer nicht verhungern, sondern einigermaßen standesgemäß leben will, gibt es nur einen Weg. Merkst du Mäuse? Ahnst du, worauf ich hinauswill?"

„Ach Vater, das wird alles so schlimm nicht sein. Einschränken werden wir uns alle müssen, die Müllkutscher, wenn der erste Rausch verflogen ist, am Ende auch. Die Engländer und Franzosen ..."

„Bengel, komm' mir nicht mit diesen Himmelhunden! An die will ich heut am Heiligabend nicht mit einer Silbe erinnert sein. Wenn du die noch einmal über deine Lippen bringst, schick' ich dich sofort ins Bett. Fällt mir gar nicht ein, mir von dir die Stimmung verderben zu lassen! ... Was wollte ich doch noch sagen? Du hast mich durch deine dumme Einrede ganz aus dem Text gebracht, mußt mir nicht immer an meinem Gedankenfaden herumfummeln ... Ach so,

ja. Als du hier im Oktober auf Urlaub warst, hab' ich dich doch mal mit an meinen Stammtisch genommen, hast dich da allerdings nicht fein aufgeführt, sondern hingequasselt wie ein Roter, die Herren wundern sich noch heute darüber. Erinnerst du dich an den dicken Kofmich Hagen, der links von mir saß?"

Martin nickte trübe.

„Der Mann hat's verstanden, hat im Kriege beinah eine Million gemacht. Seine beiden Söhne sind gefallen, er hat nur noch eine einzige Tochter, die wird jetzt so zwanzig Jahr alt sein. Wie alt bist du doch gleich?"

„Sechsundzwanzig," sagte Martin gequält.

„Achjajaja, als du mir vor sechsundzwanzig Jahren auf die Arme gelegt wurdest, Junge, Junge, was waren das für Zeiten! Ich hatte damals zufällig auch gerade fünftausend Mark in der Preußischen gewonnen, und schenkte deiner Mutter, weil du so ein strammer Bengel warst, einen Brillianten für dreihundert Mark. Ich seh sie noch vor mir, wie sie da im Bett lag und sich freute. Sie war eigentlich viel zu gut und zu fein für deinen Vater. Ach, solche Zeiten seh' ich niemals wieder!... Jetzt ist der schöne Brillant wie der ganze Goldschmuck des Hauses natürlich auch auf dem Altar des Vaterlandes geopfert. Ohne mit der Wimper zu zucken, das versteht sich bei einem preußischen Beamten alter Schule von selbst! Hab' auch ein künstlerisch ausgeführtes Attest darauf gekriegt, das kannst du dir einrahmen lassen, wenn du Lust hast... Junge, was wollte ich eigentlich sagen?"

„Vater, erlaubst du wohl, daß ich dich auf deine Kammer führe?“

„W—a—s? Du Nestküken, das hinter den Ohren noch nicht trocken ist, willst deinen alten sechzigjährigen Vater zu Bett bringen? Merk' dir ein für allemal, mein teurer Sohn, so alt dein Vater geworden ist und so manche Fahrt er auch schon gemacht hat, den Weg ins Bett hat er noch immer allein gefunden, und den wird er auch weiter finden bis ins letzte Bett, dahin könnt ihr ihn meinetwegen tragen.“

„Vater, ich hab' die letzte Nacht in einem ungeheizten Eisenbahnabteil zugebracht, in dem es bei dem schrecklichen Sturm böse zog, und habe fast gar nicht geschlafen. Erlaubst du wohl, daß ich mich zu Bett lege?“

„Eine schlappe Gesellschaft, die Jugend von heutzutage! Wenn sie mal eine Nacht nicht schlafen, klappen sie gleich zusammen wie 'n ... wie 'n ... na, ich weiß im Augenblick selbst nicht wie was. Aber geh' nur und kriech' in die Klappe. Ich bleib noch sitzen, feiere still für mich Weihnachten und denke an vergangene Zeiten.“

Martin ging. Beim Aufstieg zum ersten Stock blieb er auf der letzten Treppenstufe stehen, legte den Kopf auf das Treppengeländer und weinte bitterlich. —

Als er in seiner Kammer anlangte, trat er an das Fenster, um es zu schließen. Die Stürme hatten ausgerast, der klare Winterhimmel zeigte die Pracht seiner Sterne. Martin suchte den Wagen und von ihm aus den Nordstern. Also dort hinüber lag seine stille Klause auf der Heidehöhe, lag das zweistöckige graue Haus in dem alten Garten. — — —

Im dritten Stock einer Hofwohnung gegenüber sangen helle, reine Kinderstimmen: O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit.

In den nächsten Tagen besuchte Martin eine Reihe von Schulfreunden und Kriegskameraden. Er fand ihrer nur ganz wenige, die sich schon einigermaßen wieder im Leben zurechtgefunden hatten. Auf fast allen lag es wie ein schwerer, allen Lebensmut hemmender Druck. Das Gespräch kam immer gleich wieder auf die Lage; was man in der Zeitung gelesen, wurde endlos wiedergekäut. Die Gespenster Bürgerkrieg, Hungersnot, Staatsbankrott spukten durch jede Unterhaltung. Man erwog, ob der Feind ins Land einrücken werde oder nicht, ob das zu wünschen oder zu fürchten wäre. Die Stimmung hob sich eigentlich nur dann, wenn unter Kriegskameraden Erinnerungen an die Zeit im Felde wach wurden. Man sprach von ihr ähnlich wie ein alter Herr von der entschwundenen Burschenherrlichkeit. Was mußte das für eine Gegenwart sein, wenn junge Menschen sich aus ihr fast nach dem mörderischen Kriege zurücksehnen konnten!

Hier und da wurde Martin auch in die Familien geführt und lernte junge Mädchen kennen. Die einen trugen einen bitteren Zug früher Entsagung im Gesicht, die andern hatten in ihren Augen so etwas Hungriges, Gieriges. Er sah ihrer nur wenige, von denen er sich vorstellen konnte, daß sie einem jungen Manne eine so zarte, reine Neigung einzuflößen imstande wären, wie das liebe, schlichte, gut gehütete

Kind des ländlichen Bürgerhauses sie ihm ins Herz gesenkt hatte. Er fühlte tiefstes Mitleid mit den Millionen Töchtern seines Volkes, die der furchtbare Krieg um ihr Lebensglück, um ihre schönsten Lebenshoffnungen betrogen hatte.

Die breite Masse war aus ihrem Freiheitsrausch noch nicht erwacht und tanzte mit verbundenen Augen am Rande des Abgrunds. Doch fehlte es nicht an Anzeichen, daß der Katzenjammer nicht mehr ganz fern sein konnte.

Je länger desto mehr sehnte er sich nach seiner stillen Heide zurück. Womit hatte er es nur verdient, daß das Schicksal gerade ihm in dieser wilden Zeit eine solche Zufluchts- und Heilstätte bereitet hatte? Wie wohl sie ihm schon getan hatte, das merkte er nirgends so deutlich als unter seinen Altersgenossen. Er war innerlich ruhiger und klarer als die meisten anderen, die mit ihm aus diesem Kriege kamen. Ohne Überhebung stellte er das vor sich fest, mit einem tiefen Dankgefühl gegenüber einer Macht, für die einen Namen zu suchen er nicht das Bedürfnis empfand, deren freundlich leitende Hand er in der Führung seines Lebens aber deutlich zu spüren glaubte.

Am letzten Tage des Jahres reiste er ab. Nach den Erfahrungen des Weihnachtsabends fürchtete er sich, den Silvesterabend mit dem Vater zu verleben. Beim Abschied gab er das Versprechen, daß er spätestens Anfang Februar nach Göttingen übersiedeln und Ostern die Staatsprüfung ablegen werde.

Am ersten Tage des Jahres, das der Welt den heißersehnten Frieden bringen sollte, machte Martin sich gegen vier Uhr nachmittags auf den Weg nach Holtorf, um die sanitätsrätliche Familie zum Jahreswechsel zu beglückwünschen. Er trug jetzt bürgerliche Kleidung, die er sich von Hause mitgebracht hatte.

Als er vor der Tür wartete, daß die etwas dusselige Minna kommen und ihm öffnen sollte, stand plötzlich Fräulein Annemarie vor ihm. In der ungewohnten Kleidung erkannte sie ihn nicht gleich, als sie aber seine Stimme hörte, glaubte er zu bemerken, daß ein freudiges Erschrecken über ihre Züge flog.

„Fräulein Bohlen," sagte er, „ich bin gestern abend aus Hannover zurückgekehrt, und es drängt mich, Ihnen von ganzem Herzen ein glückliches und frohes neues Jahr zu wünschen."

„Wie ich es Ihnen ebenso wünsche," sagte sie, ihm die Hand reichend, die er kräftig schüttelte und drückte. „Bitte, treten sie näher. Sie finden allerdings nur Mutter und mich zu Hause. Unsere beiden Ärzte sind auf Praxis, unsere Minna hat ihren Ausgang."

„Wie haben Sie denn das Fest verlebt, Herr Doktor?" begann die Frau Sanitätsrat, als man die Glückwünsche ausgetauscht und Platz genommen hatte. „Es muß doch eine große Freude für Sie wie für Ihren Herrn Vater gewesen sein, daß Sie es nach vier Weihnachten im Felde nun endlich einmal wieder daheim feiern konnten."

„Zum Heiligabend," sagte Martin, „gehören Kinder, oder zum mindesten muß irgendein frauliches Wesen

da sein, eine Mutter oder eine Schwester. Ich feierte allein mit meinem Alten Herrn. Es war ziemlich trübe."

„Dann haben Sie auch wohl gar keinen Christbaum gehabt?" fragte Fräulein Annemarie erschrocken.

Martin schüttelte den Kopf.

„Also ist's überhaupt kein richtiges Weihnachten gewesen," entschied sie, „denn ein bißchen Grün und ein paar Lichter gehören doch nun einmal dazu ... An unserm Bäumchen sitzen noch ein paar Stummel. Was meinst du, Mutter, ob ich die nicht schnell eben anstecke, damit Herr Böker doch wenigstens noch einen Schein von Weihnachten in die Augen bekommt, wenn's auch bloß für zwei Minuten ist?"

„Aber Kind, du weißt ja gar nicht, ob Herrn Doktor daran etwas gelegen ist. Ein alter Krieger empfindet anders als ein kleines Mädchen."

Annemarie sah Martin fragend an.

„Zur heiligen Weihnacht," sagte er, „möchte doch wohl jeder Mensch gern wieder zum Kinde werden, und wir alten Landsknechte haben das gewiß am allernötigsten."

„Siehst du!" triumphierte die Tochter über ihre Mutter, „hab' ich's nicht gesagt?"

Sie eilte in die Zimmerecke und brachte auf einem Blumenständer ein winziges Bäumchen heran, das sie vor Martin hinstellte. Es war kaum zwei Fuß hoch, aber hübsch und regelmäßig gewachsen.

„So allerliebste kleine Röschen hab' ich in meinem Leben noch nicht an einem Christbaum gesehen," sagte

er bewundernd, eins der zierlichen Gebilde aus weißem Seidenpapier in die Hand nehmend.

„Die hab' ich auch für dies Jahr besonders gemacht," versetzte sie eifrig, „die großen von früher her wollten mir für einen so kleinen Baum mit vier Lichtern nicht recht passen." Währenddessen entzündete sie ein Streichholz und ließ drei Lichtstümpfchen aufflammen. Hurtig eilte sie zur Tür, um die Beleuchtung auszuschalten, und von dort an den Flügel. Ganz zart, wie hingehaucht, erklang die Weise: Es ist ein Ros' entsprungen. Als sie verklungen war, waren zwei der Lichtlein bereits erloschen, das dritte hielt sich wacker noch ein Weilchen. Die drei Menschen saßen schweigend und schauten in seinen milden Glanz, bis es ebenfalls seinen letzten Kampf ausgekämpft hatte. Auch dann verharrten sie wohl noch eine Minute, bis Annemarie zur Tür ging und das Licht wieder einschaltete.

„Haben Sie denn tüchtig was geschenkt bekommen zu Weihnachten?" fragte sie, zurückkehrend.

Martin lächelte. „Uns alten Kerls bringt der Weihnachtsmann meist nicht ganz viel," sagte er, „aber ganz hat er mich doch nicht vergessen. Eine Zigarrentasche aus echtem Leder mit zehn echten Zigarren hat er mir verehrt. Hier ist Christkindchen wohl splendider gewesen?"

„O ja!" rief sie und begann aufzuzählen: „Von Mutter ein Nähtischchen, von der Schwester Theodor Storms Werke, von Vater eine Geldtasche mit Inhalt, und ich selbst hab' mir einen feinen Rahmen für das hübsche Bild von Ihrem Haus auf dem Berg geschenkt."

„Ja,“ meinte lächelnd die Sanitätsrätin, „damit haben Sie dem Kinde eine große Freude gemacht. Es ist aber auch mit seinen leuchtenden Farben ein ganz allerliebstes Bildchen. In einer so trüben Zeit ist es eine Erquickung, es anzusehen.“

„Mutter,“ sagte Annemarie, „eigentlich müßte Herr Doktor doch auch noch eben mal unsere braunen Kuchen probieren, sie sind ja so gut geraten ...“

„Dann hol' ihm doch welche, Mädchen.“

Sie ließ sich das nicht zweimal sagen, und bald knupperte Martin das ihm von seiner Jugend her vertraute Weihnachtsgebäck. „Auf jede Brotkarte,“ plauderte Annemarie dazu, „hat es zweihundertundvierzig Gramm Weizenmehl gegeben, und zum Glück konnten wir einen Zentner Zuckerrüben kaufen, daraus hab' ich vierzehn Pfund Sirup gepreßt und gekocht. Ja ja, das Kuchenbacken ist heut gar nicht so leicht, aber eigentlich macht es mehr Freude als früher, wo man immer nur so aus dem vollen schöpfen konnte.“

„Wissen Sie, wie Ihre Honigkuchen schmecken?“ fragte Martin. „Ganz genau so wie die, welche meine Mutter zu backen pflegte. Und dieselbe Sternform haben sie auch.“

„Dann muß es wohl dasselbe Rezept sein,“ sagte Annemarie mit einem freudigen Glanz in den Augen. „Das ist ja auch recht gut möglich. Sie sind aus Hannover, und meine Mutter ist auch von da gebürtig.“

Wie schön ist es doch, dachte Martin, daß man sie einmal ohne den Kameraden Brandt und den Doktor Käthe hat! Der Schwester stärkere Persönlichkeit schien

sie immer ein bißchen an die Wand zu drücken. Ihre reizende Frische und Anmut kam in deren Abwesenheit viel besser zur Geltung. —

Die beiden Ärzte kehrten zurück. „Diese vermuckten alten Kriegssoldaten," knurrte der Sanitätsrat, als die Beglückwünschung erledigt war, „man sollte denken, der Bedarf an Wunden und Blut wäre erst mal auf Jahre hinaus gedeckt, aber nee! Haben sich da letzte Nacht in Döhlingen die Burschen mit Messern gestochen, einer wird diese Nacht wahrscheinlich den Heldentod sterben. Und für wen? Für die Mädchen! Wenn diese sich um die rargewordenen Burschen in die Haare gerieten, das würde ich verstehen. Aber umgekehrt? Das ist mir zu dumm. Käthe und ich, wir haben den halben Tag flicken müssen."

Martin wollte sich empfehlen, wurde aber zum Abendbrot festgehalten. Als er gegen zehn Uhr den Heimweg antrat, sagte er sich, was Weihnachten ihm schuldig geblieben, das habe Neujahr reichlich nachgeholt. —

Dr. Käthe hatte merkwürdigerweise schon wieder mal keinen guten Tag gehabt, war auffallend still und mißgestimmt gewesen. Im Anfang ihrer Bekanntschaft war sie ihm immer viel harmonischer und mit sich zufriedener erschienen. —

Fünf Tage später erschien Lehrer Brandt bei Martin auf seinem Berge. Er gratulierte zwar noch nachträglich zum neuen Jahr und nahm des Kameraden Glückwünsche dankend entgegen, sah aber todunglücklich dabei aus und machte ein Gesicht, als ob er in dem ganzen Jahr des Friedens 1919 nicht ein einziges Mal lachen werde.

„Mensch," rief Martin, „was machen Sie für ein Leichenbittergesicht! Haben Sie Unglück im Spiel gehabt oder in der Liebe?"

Herr Brandt wurde kreidebleich. „Wissen Sie schon was? Hat sie Ihnen was gesagt?"

„Wer mir was gesagt?"

„Ach, ich sehe schon, Sie haben gar keine Ahnung."

„Mein Herr, Sie sind heute etwas dunkel. Nun setzen Sie sich erst mal ruhig hin und stecken sich eine von meinen Weihnachtszigarren an. Es ist 'ne gute Sorte, mein Alter Herr raucht sie selber."

„Ach, nach Rauchen ist mir wirklich nicht zu Sinne."

„Dann muß es allerdings bös um Sie stehen."

Herr Brandt hing mehr auf seinem Stuhl, als daß er darauf saß, und starrte verzweifelt vor sich hin. Plötzlich bohrte er den Blick seiner unrastigen Augen fest in die ratlos fragenden seines Gegenübers und begann:

„Ich muß einem Menschen mein Herz ausschütten,

Kamerad, und habe dafür niemanden als Sie, der Sie sich vom ersten Tage unserer Bekanntschaft so freundschaftlich zu mir gestellt haben, daß ich es Ihnen niemals vergessen werde... Es ist Ihnen wohl kaum entgangen, daß mein Herz in diesen grauen Wintertagen seinen Frühling erlebt hat. Wie freudig es aufblühte, wie es voll Singens und Jubilierens war, das weiß nur selbst es ganz allein. Aber — es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht...

„Ich habe lange mit mir gerungen, ehe ich mich zu erklären wagte. Immer wieder habe ich mich gefragt: Darfst du kleiner Schullehrer deine Augen zu dieser göttlichen Gestalt erheben? Wirst du ihrem großen Herzen Genüge tun können? Immer wieder gebot ich meinem Herzen Schweigen, aber immer wieder erhob es seine Stimme und heischte gebieterisch sein Glück... Es war gestern nachmittag. Ich machte meinen Spaziergang nach dem Unterricht, um frische Luft zu schöpfen. Da kam sie aus einem Hause von einem Kranken. Mir klopfte das Herz bis in den Hals hinauf. Ich bat, sie einige Schritte begleiten zu dürfen. Sie erlaubte es. Und unter dem Schutz der Dämmerung faßte ich allen meinen Mut zusammen und erklärte mich. Und — wurde abgewiesen...

„Allerdings in durchaus artiger Weise. Sie sagte, sie hänge zu sehr an ihrem Beruf und werde wohl nächstens Assistentin an einem großen Frauenkrankenhaus werden und freue sich sehr auf die Tätigkeit. Sie sagte, sie schätze mich sehr, sei froh, mich kennengelernt zu haben, und wir wollten immer gute Freunde

bleiben. Aber was hilft mir das alles? Hoffnung hat sie mir gar keine gelassen, mein Leben hat sie vernichtet."

„Na, na," sagte Martin, „ganz so leicht vernichtet sich das Leben von einem alten Kriegsknecht denn doch nicht. Wer diesen Krieg überstanden hat, der muß schon ein bißchen zähe sein."

„Ach, Sie ahnen ja gar nicht, welche Bewunderung, welche Verehrung diese wunderbare Frau mir abgenötigt hat!"

„Hm ... Frau Lehrer Dr. med. Käthe Brandt, praktische Ärztin und Geburtshelferin ... Herr Kamerad, Sie wissen, ich hab' vor Ihrem Stand alle Achtung, aber dies hat denn doch keinen rechten Schick. Lassen wir diese Frau lieber ihrem sie befriedigenden schönen Beruf an der leidenden Menschheit. Ich verstehe nicht, wie Sie überhaupt auf den Gedanken kommen, dieses stolze, starke Herz könnte je in Liebe schlagen."

„Warum nicht? Sie ist doch auch ein Mensch von Fleisch und Blut. Und ich zweifle nicht im mindesten daran, daß auch sie ihre Herzenserfahrungen hinter sich hat."

„Hat sie Ihnen das erzählt?"

„Das nicht, aber ich habe den bestimmten Eindruck. Sie hätte mich sonst nicht so trösten können, und überhaupt ... Ganz gewiß hat auch sie ihre verwundbare Stelle. Nur, daß i ch die leider nicht getroffen habe ..."

Er schwieg und starrte düster vor sich hin.

Plötzlich blickte er Martin scharf ins Auge und sagte: „Herr Kamerad, wissen Sie, was ich glaube?"

„Na, was glauben Sie denn?“

„Ich glaube, ich darf Ihnen gratulieren. Sie sind der Glückliche.“

„Aber Herr Brandt, nun bitte ich Sie um alles in der Welt!“

„Meinen Sie, ich hätte nicht gemerkt, daß sie immer wieder nach Ihnen hinübergesehen hat, als wir zusammen eingeladen waren? Und am Sonntag vor Weihnachten, als wir in der Sodheide spazieren gingen, als sie mich da von sich stieß und mit Ihnen ging, da hab' ich Höllenqualen der Eifersucht ausgestanden.“

„Wozu Sie aber gar keine Ursache hatten.“

„Das können Sie leicht sagen. Die Liebe macht scharfsichtig.“

„Manchmal auch blind, und Sie hat sie in diesem Fall stockblind gemacht. Ich habe nicht einen Augenblick daran gedacht, daß ich die Liebe dieser Frau gewinnen könnte, hab' allerdings auch nie den Wunsch gehabt. Und bin überzeugt, auch die andere Seite weiß nur von kameradschaftlicher Freundschaft. Aber lassen wir diese unerfreuliche Debatte ... Sie haben sich nun ja das Herz erleichtert. Möchten Sie jetzt nicht doch noch eine von meinen Zigarren probieren?“

„O ... wenn Sie es durchaus wünschen ... So 'ne Zigarre beruhigt ja und schlägt nieder. Bin so frei.“

Als die Zigarren brannten — Herr Brandt sog an der seinen wie ein Verschmachtender —, begann Martin wieder:

„Lieber Herr Kamerad, erlauben Sie mir noch mal ein paar offene Worte. Sie haben den kleinen Fehler,

daß Sie gern große Worte in den Mund nehmen. So redeten Sie mir mal davon, Sie möchten gern den ‚modernen Typus Weib‘, ja sogar das ‚Weib der Zukunft‘ studieren. Das ist, mit Verlaub, Quatsch. Ich will Ihnen was sagen. Die Sache ist einfach die, daß Sie sich nach der Unruhe des Krieges ein stilles, warmes Plätzchen für das unruhige Herz wünschen, wo es zur Ruhe kommen und den Krieg vergessen kann. Wie andere Leute vielleicht auch. Ein solches konnte eine von einem Kranken zum andern jagende Dr. med. Ihnen nicht geben. Aber es gibt viele tausend Mädchen, die dazu imstande sind und es mit tausend Freuden tun werden."

„Nachdem ich diese herrliche Frau kennengelernt habe? Ich fürchte, da werden alle anderen Mädchen mir wie Gänschen vorkommen."

„Pst, sagen Sie das nicht so laut! Wir wollen uns nach Jahr und Tag mal wieder sprechen ... Noch eins. Als ich Sie kennen lernte, lieber Freund, machten Sie einen recht nervösen, zappeligen Eindruck; ich habe damals Ihre Schulkinder im stillen bedauert. Es ist ganz erstaunlich, wie die letzten Monate Sie zu Ihren Gunsten verwandelt haben. Ja ja ja, man muß seinem Schöpfer für jedes tiefere Erlebnis, das einen mal ein bißchen aufweckt und durchrüttelt, von Herzen dankbar sein, auch wenn es nicht ganz so ausläuft, wie man sich das geträumt hat."

Herr Brandt machte ein verblüfftes Gesicht.

„So ganz unrecht kann ich Ihnen nicht geben," sagte er nach einer Pause, „ich bin in mancher Beziehung

viel ruhiger geworden. Es mag aber auch wohl mit daher kommen, daß ich nicht mehr so viel mit dem Rad in die Stadt fahre. Unsere Freundin meinte auch, in der winterlichen Jahreszeit wäre mir das nicht recht zuträglich ... Ich komme jetzt nie mehr in die Versuchung, mitten aus der Stunde wegzulaufen, ja, die Schulmeisterei fängt sogar an, mir wieder Freude zu machen. Meinen politischen Idealen bleibe ich natürlich deshalb doch treu."

„Versteht sich, seinen Idealen muß der Mensch treu bleiben. Nur daß diese, wenn der Mensch sich wandelt, sich leicht ein bißchen mit wandeln ..."

„Herr Kamerad, Sie werden doch über mein Geständnis strengstes Stillschweigen bewahren?"

„Wie können Sie danach überhaupt fragen? Ihr Geheimnis ist bei mir ebenso gut aufgehoben wie bei Ihnen selbst und bei Fräulein Käthe."

„Also Sie meinen, daß sie auch nichts davon verlauten lassen wird?"

„Halten Sie Ihren Abgott denn für eine alberne alte Trine, die mit gebrochenen Herzen renommiert wie ein Indianer mit erbeuteten Skalpen? Da brauchen Sie nicht die geringste Sorge zu haben ... Kamerad, wir beide wollen dankbar sein, daß dieses kluge, klare, starke Menschenkind uns auf unserm Wege begegnet ist zu einer Zeit, wo wir eine kleine Hilfe bitter nötig hatten. Und für unser Herz und für unsern Herd wollen wir uns was anderes suchen. Wird sich schon was finden lassen, Kamerad. Nur die Augen aufmachen, die ganze Welt ist voll netter Deerns!"

„Das können Sie wohl sagen, Sie sind in diesen Dingen offenbar glücklicher, leichter veranlagt als ich."

„Lassen wir das dahingestellt sein. Nur nicht verzagen, alter Junge, immer den Kopf hoch! Denken Sie an das Stormsche Wort, das Fräulein Doktor mir damals beim Rüdesheimer zurief. ‚Und wimmert auch einmal ...' Sie wissen Bescheid?"

„Wie sollte ich nicht! Alle Worte, die diese Frau vor meinen Ohren über ihre Lippen brachte, werden mir zeitlebens unvergessen bleiben."

„Gut so. Wird nur heilsam sein." —

Acht Tage später erhielt Martin durch den Jungen des Sodhofs einen mit dickem roten Siegel verschlossenen Brief. Als er ihn erbrach, fiel sein Auge auf eine kostbar gedruckte Verlobungsanzeige, und er sackte auf den nächsten Stuhl nieder, als er die Namen las. Als Verlobte empfahlen sich nämlich Ottilie Brunkhorst und Theodor Brandt, Lehrer und Leutnant der Reserve. Ein beiliegender Brief enthielt das Nähere.

Lieber Herr Kamerad!

Ich möchte die gedruckte Karte nicht zu Ihnen gelangen lassen, ohne sie durch einige Worte eigener Hand zu begleiten. Ich bin glücklicher Bräutigam! Ich bitte aber nicht zu glauben, daß es sich um eine plötzlich aufgeloderte Leidenschaft meinerseits handelt, vielmehr ist meine Verlobte eine alte Verehrerin von mir, die mir bereits damals, als ich den Hausorden von Hohenzollern bekam, einen langen herz-

lichen Brief zur Beglückwünschung ins Feld schrieb, so daß man hier also wohl mit Recht sagen kann: Alte Liebe rostet nicht. Meinem Schwiegervater gehört der große Manufaktur- und Kurzwarenladen neben der Gastwirtschaft von Kassebohm, der Ihnen sicher schon aufgefallen ist. Sein Geschäft ist seit unvordenklichen Zeiten das bedeutendste am Platze.

Meine Verlobte ist gründlich gebildet, nicht unmusikalisch, macht auch recht nette Verse. Ich bin überzeugt, daß sie dem alten Krieger die Heimstätte für sein unruhiges Herz, nach der er sich sehnt, bereiten wird. In politischen Dingen stimmen wir heute allerdings noch nicht ganz überein, ich zweifle aber nicht, daß meine Ottilie in dieser Hinsicht entwicklungsfähig ist. Denn wenn ich auch eine Bürgerliche heirate, so gedenke ich deshalb meinen Idealen, die, wie Ihnen bekannt ist, in anderer Richtung liegen, nicht untreu zu werden.

Wenn Sie, woran ich nicht zweifle, den Wunsch haben sollten, mir persönlich Ihre Glückwünsche zu überbringen, so bitte ich, sich dazu in das Haus meiner Verlobten zu bemühen, wo ich allabendlich von 7 Uhr ab zu treffen bin. Sie können auch gleich bei uns zu Abend essen; ängstliche Formmenschen sind wir nicht, und ein solches Haus wird dadurch nicht in Verlegenheit gebracht. Meine Verlobte, der ich schon viel von Ihnen erzählt habe, wird sich freuen, Sie kennen zu lernen, und Sie überzeugen sich gewiß doch ganz gern durch Augenschein, in was

für einem Friedenshafen vor Anker geht das Lebensschifflein von

Ihrem getreuen und dankbaren Kameraden

Theodor Brandt.

Nachschrift. Sie haben mich neulich mit so beredten Worten auf die beste Medizin für uns alte Krieger hingewiesen. Jetzt aber rufe ich Ihnen zu: Arzt, hilf Dir nun auch selber!

Martin schlug sich, als er diesen Brief gelesen hatte, dreimal auf den Oberschenkel, daß es klatschte, dann brach er in eine ungeheure Heiterkeit aus. Wohl eine Viertelstunde lief er in seinem Atelier auf und ab, und sein Mienenspiel verriet zur Genüge, daß er sich andauernd mit seines Kameraden überraschendem Glück beschäftigte.

Nach dem Abendbrot machte er sich auf den Weg, um dem jungen Paare seine Glückwünsche zu bringen. Wie nett der alte Schlauberger es verstanden hatte, einer Beglückwünschung unter vier Augen, die für beide Teile doch etwas Peinliches gehabt hätte, aus dem Wege zu gehen!

Er wurde von Herrn Brandt mit etwas lärmender Freude empfangen und in eine mollig durchwärmte Kalte Pracht geführt. Ein Weib der Zukunft war Ottilie Brunkhorst nun freilich nicht, eher schon ein ganz klein wenig ein Mädchen der Vergangenheit; denn gut dreißig Lenze waren nicht ganz ohne Spuren zu hinterlassen über ihr semmelblondes Haupt dahingezogen. Sie schien recht zur Zärtlichkeit geneigt, aber

ein gewisser Zug um den Mund ließ darauf schließen, daß sie auch ganz gut wußte, was sie wollte. Herr Brandt spielte vor dem Kameraden, der sein Vorleben so gut kannte, den glücklichen Bräutigam anfangs mit einiger Verlegenheit, die sich indes verlor, als Vater Brunkhorst eine Flasche alten Portwein aus dem Keller holte und die Gläschen immer wieder aufs neue füllte. Ganz ohne Veranlassung brachte der Bräutigam einmal auch die Politik aufs Tapet. Hm, dachte Martin, er will mir beweisen, daß er bis jetzt seinen Idealen treu geblieben ist. Schwiegervater und Braut gingen ihm aber kräftig zu Leibe, und die letztere zeigte dabei, daß sie durchaus nicht auf den Mund gefallen war. Martin hatte alle Ursache, an der politischen Bildsamkeit Fräulein Ottiliens zu zweifeln. Um Herrn Brandts politische Ideale sah es für die Zukunft recht windig aus.

Es trat Frostwetter ein. Binnen weniger Nächte war der weite See der Riedauniederung in eine schimmernde Eisfläche verwandelt, und für die Holtorfer Jugend begann eine lustige Zeit.

Martin, nachdem er einen Vormittag über tüchtig gearbeitet hatte, ging am Nachmittag ein bißchen spazieren, und zwar auf Holtorf zu. Eine andere Richtung nahmen seine Spaziergänge überhaupt nicht mehr. Als er das fröhliche Gewimmel der auf Peekschlitten und Schlittschuhen sich vergnügenden Kinder sah, blieb er stehen, um sich des hübschen Winterbildes zu freuen.

Plötzlich machte er große, blanke Augen. Die Ge-

stalt da drüben hätte er aus Tausenden herausgekannt, auch wenn sie nicht, wie hier, die einzige ausgewachsene unter lauter Kroppzeug gewesen wäre.

Was sollte er tun? Hingehen und sie begrüßen?

Ach nein. Wenn einer sich ohne Schlittschuh auf glattes Eis begibt, machte er für die, die den blitzenden Stahl unter den Füßen haben, immer eine etwas traurige Figur, auch wenn er nicht gerade auf die Nase fällt, was sehr leicht geschehen kann.

In Geschwindschritt eilte er in das nahe Dorf und klappte sämtliche Kaufmannsläden ab. Vergeblich. Herrenschlittschuhe waren seit einem Jahr ausverkauft, und es war unsicher, ob die Fabrikanten vor dem nächsten Winter würden liefern können. Eine verzweifelte Geschichte!

Halt, wozu hat man gute Kameraden? Theodor Brandt muß aushelfen!

Himmel, seine Wohnung ist verschlossen! Der Unglücksmensch ist natürlich in der Schule!

Ach was, Holtorfs Jugend wird nicht verblöden, wenn sie eben mal für drei Minuten im Schreiben oder Rechnen gestört wird.

Es klopft durchaus nicht zaghaft an die Tür der zweiten Klasse.

„Nanu?" — „Ich hätte gern ein Paar Schlittschuh."

„Die werden Sie am besten und wohlfeilsten bei meinem Schwiegervater bekommen."

„Da war ich schon. Alles ausverkauft, im ganzen Dorf nichts zu haben. Können Sie mir Ihre nicht leihen?"

„Ganz gern. Ich komme dieses Jahr doch nicht zum Laufen, weil meine Braut es nicht kann."

„Dann bitte!"

„Mitten aus der Unterrichtsstunde weg?"

„Können die Gören sich nicht mal vier Minuten allein beschäftigen?"

„Aber ich bitte Sie!"

Der gewissenhafte Lehrer sah nach seiner Uhr. „In fünf Minuten ist Pause," sagte er, „solange müssen Sie sich schon noch gedulden. Bis gleich!"

Ja schön — bis gleich! Eine kleine Ewigkeit sind solche fünf Minuten. Und ein Januarnachmittag ist so kurz, und die Sonne rutscht schon bedenklich nach Westen hinüber. —

„Vielen tausend Dank, Herr Brandt."

„Warum haben Sie es denn so grausam eilig?"

„Och, es kann leicht wieder Tauwetter eintreten. Das haben wir die letzten Jahre öfters gehabt. Nochmals schönen Dank."

„Viel Vergnügen." —

„Schönen guten Tag, Fräulein Annemarie Bohlen!"

„Guten Tag, Herr Doktor Böker. Sie auch ein bißchen hier?"

„Komme justemente an. Sie laufen wohl schon länger?"

„Ja, ich hatte ein wenig Kopfweh ..."

„Kopfweh?" fragte Martin mit dem tiefsten Mitgefühl.

Aus dem in der Frostluft frisch geröteten Gesicht lachten ihre blauen Augen ihn an: „Das ist ja schon

längst wieder weg. Die zwei Stunden Schlittschuhlauf, die meine Schwester mir dagegen verordnet hat, brauch' ich gar nicht mal."

„Aber Sie wollen die Zeit deshalb doch nicht abkürzen?"

„Daran hab' ich eigentlich nicht gedacht."

„Das freut mich... Es ist hier dicht beim Dorf auf dem Eise so 'n Kindergekrabbel. Ich möchte wohl mal untersuchen, ob man nicht auf Schlittschuhen das Tal hinauf bis in die Nähe meines Häuschens vordringen kann. Hätten Sie nicht Lust, mir dabei zu helfen?"

„Ob's dort überall hält?"

„Das werden wir ja sehen. Ich übernehme die volle Verantwortung. Einmal haben Sie freilich durch meine Schuld nasse Füsse bekommen, aber das passiert nicht wieder."

Sie fingen an zu gleiten. Als sie wohl tausend Meter hinter sich hatten, sagte Annemarie: „Ich glaube, mein linker Schlittschuh wackelt ein bißchen."

„Das ist kein großes Unglück, Fräulein Annemarie," sagte Martin. „Geben Sie mir Ihre Hand, wir rutschen ganz vorsichtig noch eben bis zu den alten Kopfweiden dort halb rechts. Da wird sich wohl eine Gelegenheit zum Sitzen finden, und der Schaden ist in zwei Minuten kuriert." — — — — —

Der Schaden war nicht in zwei Minuten kuriert. Es bedurfte dazu einer geschlagenen Viertelstunde.

Als der linke Schlittschuh endlich wieder saß, hatte die Januarkälte beider Gesichter noch viel feuriger gerötet.

„Komm, mein Herz," sagte Martin, „nun kann's weitergehn."

Die Arme überkreuz verschränkend, flogen sie in gleichem Ausschreiten die schimmernde Fläche dahin. Annemarie war keine sehr sichere Läuferin, darum mußte sie die Hände ihres Führes recht fest fassen.

„Da guckt unser Häuschen schon über den Berg," sagte Martin, seinen Lauf hemmend und anhaltend. „Was meinst du, wollen wir eben mal hinaufsteigen?"

„Ach nein," bat sie, „laß uns, bis es dunkel wird, lieber noch auf dem Eise bleiben."

„Ganz wie du willst, mein Lieb. Was fangen wir denn bloß mit unserm Häuschen an, wenn wir nächstens zusammen in die wilde Welt hinausziehen? Wollen wir's verkaufen?"

„Aber Martin, das wäre doch jammerschade!"

„Ich denk ja auch gar nicht dran. Ich weiß, was wir tun. Wir ziehen eine Wand und machen aus dem Atelier zwei Zimmer. Dann haben wir vier Räume und können unsere Ferien immer dort oben zubringen und uns in der Stille der Heide von dem Lärm der Welt erholen."

„Und ich behalte hier für alle Zeiten meine Heimat, auch wenn das liebe Elternhaus einmal nicht mehr ist. Das ist ein wunderschöner Gedanke von dir, du lieber Mensch du..."

Der liebe Mensch konnte es nicht lassen, sich für seinen wunderschönen Gedanken einen süßen Lohn zu holen. —

„So," sagte sie, „nun fahren wir gemächlich nach Hause, und ich bringe dich zu unsern Eltern."

Er war es zufrieden, sie reichten einander wieder die Hände und glitten geruhsam die von der sinkenden Sonne mit rotem Gold übergossene Bahn dahin.

„Erinnerst du dich," sagte Martin nach langem, glücklichem Schweigen, „der schönen Wildgansbratenrede unseres Freundes Brandt?"

„Jawohl, es war wirklich eine ganz nette Rede, bloß das Hurra am Schluß machte sich ein bißchen komisch."

„Nun ja, das muß man bei einem alten Soldaten nicht so genau nehmen ... Er sprach da in seiner stark bilderreichen Art von der ‚Urzelle der Menschheit.' Du erinnerst dich?"

„Ganz genau."

„Der große Zellenstaat Deutschland ist in einer Weise innerlich zerrüttet, von der du, liebes Kind, gar keine Ahnung hast. Er muß aus lauter kleinen Einzelzellen langsam wieder aufgebaut werden. Du und ich, wir beide, wollen auch solch eine Zelle sein ... Eine Urzelle des neuen, glücklicheren Deutschlands der Zukunft."



Diedrich Speckmann

Ein Bild seines Lebens und Schaffens

Von Prof. Dr. Richard Dohse

Die Lüneburger Heide... Ein ganz eigener Zauber und Reiz umwebt sie, eine Schönheit und Eigenart ohnegleichen zieht den Empfänglichen immer wieder in ihren Bann. Groß und weit die Landschaft, hier und da ein spärlicher Kiefernbestand, ein paar windverwehte Wacholder, Gras und Heidekraut in unübersehbaren Flächen, durch die sich alte, ausgefahrene Wagengeleise ziehen, eingerahmt von schlanken, weißleuchtenden Birken... Eine Schnuckenherde, mit Glocken behängt, zieht, treulich behütet von dem alten Hirten, wie träumend durch die Einsamkeit. Verträumt, halb zerfallen und doch so voll malerischen Reizes, hin und wieder ein Schafstall, in Büschen und Sträuchern ein Immenstand, umsummt von den emsigen Tierchen, die in der Heide erst ihr wahres Paradies haben. In den Tälern der Flüsse und Flüßchen, der Örtze, der Lutter, der Wietze, der Werle, die durch fruchtbare Wiesen und Marschflächen die Heide unterbrechen, die Dörfer und Höfe, umgeben von riesigen, uralten Eichen, stolz in ihrer Einsamkeit, behäbig das Wohnhaus des Gutes hingelagert, stimmungsvoll, in patriarchalischer Würde. Und über dem allen das Jubilieren der Heidelerche, die aus dem weiten blühenden Land hinaufsteigt in die blaue Unendlichkeit des Himmels. Sonst kaum ein Laut, kaum ein Ton von außen her... „Kein Klang der aufgeregten Zeit drang noch in diese Einsamkeit" ....

Schön ist sie, die Heide, zu allen Tages- und Jahreszeiten. Wenn der Mai erwacht und die weißen Birken ihre grünen Fahnen heraushängen und ein Klingen und Singen und Summen über der Heide liegt; im Sommer, wenn die Sonne auf dem Lande brütet, die Gräser und Kräuter des Morgens voll duftiger Tauperlen hängen und die Falter um die Blumenkelche

schwirren und gaukeln; im Herbst, wenn die Heide zur schönsten Blüte gelangt ist und das ganze Land mit ihrem braunroten Teppich überdeckt, wenn der Schein der Sonne sanfter wird und alles in ein mildes Licht der Verklärung und Reife rückt, oder wenn des Abends die Nebelschleier gespenstig über die weite Einsamkeit wallen; im Winter endlich, wo die weiße Schneedecke die ganze rote Pracht zur Ruhe bringt und die große Stille um so tiefer und fühlbarer wird.

So haben die Worpsweder Maler die Heide gesehen und wiedergespiegelt, so auch haben die Dichter sie wieder und wieder geschildert, mit ihren stillen, wortkargen, innerlichen Menschen, die, vielfach in behäbigem Wohlstand, ihr Niedersachsentum in zähem Festhalten bewahren, die blond und markig, ein wenig feierlich und gemessen, ein wenig umständlich und starrköpfig in ihrer politischen Gesinnung, zu der Väter Art und Sitte stehen, die in tiefreligiösem Empfinden noch morgens und abends ihre Bibel lesen und sich durch keine äußeren Veranlassungen in ihrem regelmäßigen Kirchen- und Abendmahlsbesuch beirren lassen.

Einer aber, Diedrich Speckmann, ist unter den Dichtern der Heide, der mit besonders wachen Sinnen und klaren Augen Landschaft und Menschen betrachtet, dem der Lüneburger Bauer alten Schlages fest ans Herz gewachsen ist, der aber daneben auch weiß, daß die neue Zeit neue Aufgaben und Probleme bringt und neue Anforderungen und Umstellungen auch von den Bauern verlangt. Auch ihm, wie den übrigen Poeten, krampft sich das Herz zusammen, wenn die wachsende industrielle Entwicklung die Schönheit des stillen Landes mehr und mehr bedroht und untergräbt. Doch er erkennt zugleich deutlich die große Bedeutung der Urbarmachung weiter Landstriche und der Siedlung für unsere veränderten Verhältnisse, und so ist er auch derjenige Dichter geworden, der in seinem letzten Buche auch diese Probleme mit tiefem Verständnis anschneidet und in die richtige Beleuchtung zu rücken weiß. Wie kein zweiter war er, der heute der eigentliche und bedeutendste Dichter der Lüneburger Heide genannt zu

werden verdient, dazu berufen, die alte Zeit immer wieder zu schildern und sie zugleich mit der heutigen und der kommenden in Verbindung und Einklang zu bringen.

Kein Wunder daher, daß die Frucht seines Strebens einen vollen Erfolg bedeutet, ist er doch selber ein echtes Kind der Heide, wo er am 12. Februar 1872 in Hermannsburg im Kreis Celle als Sohn des Inspektors der berühmten dortigen Missionsanstalt geboren wurde, hat er doch in dem unweit Hermannsburg gleichfalls an der Örtze gelegenen lieblichen Heidedorf Müden in regem Verkehr mit der Natur eine überaus glückliche Jugendzeit, ein echtes und rechtes Jugendparadies gehabt, aus dem manche liebe Erinnerung in seinen Büchern, besonders in seiner Erstlingserzählung „Heidjers Heimkehr", wieder anklingt. Nachdem Speckmann 1885 das Haus der Eltern, die inzwischen nach Schneverdingen im Kreis Soltau übergesiedelt waren, verlassen und nach vierjährigem Besuch einer Privatschule im Schleswigschen und zweijährigem des Gymnasiums in Celle Ostern 1891 das Reifezeugnis erhalten hatte, studierte er in Tübingen, Leipzig, Erlangen, Göttingen, also in allen vier Königreichen Deutschlands, evangelische Theologie. Auf mancherlei Wanderungen lernte er während dieser Zeit ein schönes Stück vom Vaterland kennen; Lern- und Wanderjahre waren es, die den Blick weiteten und den werdenden Mann mit den verschiedensten Lebensverhältnissen vertraut machten. Nach dem ersten theologischen Examen 1894 wurde Speckmann Hauslehrer in Eisenach, nach der zweiten Prüfung Soldat in Göttingen. Dann folgten drei Hilfspredigerjahre in Detmold-Lage und 1902 die Anstellung als Pastor der eine gute Stunde von Worpswede im Teufelsmoor gelegenen Moorgemeinde Grasberg bei Bremen. Inzwischen hatten die schriftstellerischen Versuche, die bis in die Schüler- und Kandidatenzeit zurückreichen, die ersten Früchte getragen: 1904 hatte „Heidjers Heimkehr" für die Heimat geworben, 1906 stand der Dichter mit „Heidehof Lohe" bereits fest auf eigenen Füßen. Für das dritte Buch wurde Speckmann

dann ein längerer Urlaub von der Kirchenbehörde bewilligt, und — seltsam genug — während einer Reise nach Italien entstand auf Capri die einfache, aber vielleicht innigste und tiefste, ganz von Sehnsucht erfüllte Heideerzählung „Das goldene Tor". Mehr und mehr jedoch erwies es sich als unmöglich, vielbeschäftigter Pfarrer und Dichter zugleich zu sein, und so legte Speckmann im Herbst 1908 das Pfarramt nieder und zog als freier Schriftsteller nach Bremen, wo 1909 der Band kleinerer Erzählungen „Herzensheilige" entstand. Bald aber zeigte sich für den Heidesohn und Landjungen die Unmöglichkeit eines Lebens zwischen den einengenden Mauern der Stadt. Die Heimatsehnsucht wurde übermächtig wach, und es trieb ihn in die Heide zurück, zu Moor und Wald und Wiese, zu der unverfälschten Natur seiner Heimat und ihren Menschen, mit denen er unzertrennlich verknüpft war. In dem kleinen Flecken Fischerhude in der Nähe von Bremen erstand dann mitten in der Landschaft, der sein Herz gehörte, des Dichters eigenes Heideheim, seine Heidklause; die Moorerzählung „Geschwister Rosenbrock" erschien, in „Erich Heidenreichs Dorf" erzählte der Dichter von Heidepastors Freud und Leid, und zu Beginn des Weltkriegs kam der traumselige „Anerbe" heraus. Dann zog Speckmann im Februar 1915 als Landsturmmann mit hinaus in den Krieg, war in Belgien und Frankreich, wurde 1916 in den Waldkarpathen verwundet und kam dann von der kämpfenden Truppe weg nach Gent, wo er bis zum unseligen Ende des großen Ringens verblieb. Zutiefst bewegt von der Schicksalswende des Jahres 1918 schrieb er dann die „Heidklause", ein Zeitbuch, in dem er zum erstenmal eine Auseinandersetzung mit den neuen Verhältnissen versucht. In des Dichters letztem Buch „Neu-Lohe" verdichtet sich dann dieser erste Versuch zu einem ernsten Anpacken all der Probleme und Aufgaben, die heute besonders auch den deutschen Bauern angehen, und zugleich zu einem hoffnungsfrohen Ausblick in die Zukunft, als deren Ziel mit Recht eine segenbringende und harmonische Verbindung des Alten mit dem Neuen hingestellt wird.

Über Diedrich Speckmanns gesamtem dichterischen Schaffen steht als leuchtendes Gestirn die Heimatliebe und Heimatsehnsucht. Er ist daher im allerbesten Sinne des Wortes vornehmlich Heimatdichter. Aus den gesunden Wurzeln unseres Volkstums, die im Heimatboden ruhen, wächst seine Kunst empor, an den Ideen- und Kulturkreis der Heimat sind seine Probleme, Menschen und Dinge gebunden. Nicht himmelstürmend, nicht welterobernd sind daher seine Dichtungen; ein im Grunde kleiner, manchem vielleicht eng erscheinender Bereich ist's vielmehr, in den der Dichter immer wieder aufs neue untertaucht. Hier aber vermag er mehr als andere in die Tiefe zu gehen, denn der Born, aus dem er schöpft, ist unergründlich; nimmt er doch all die Quellen, in die in unendlich reicher Fülle die Adern echten Volkstums münden, in sich auf. Erst von hier aus spinnt er seine Fäden weiter über die Grenzpfähle der Heimat hinaus und sucht und findet allerhand Verbindungswege zu dem, was die Welt da draußen bewegt. Seine Heimatkunst hat darum nichts Engbrüstiges, nichts von dem an sich, was sie bei vielen als Eigenbrödelei oder Stammes- und Winkelkunst in Mißkredit gebracht hat. Sie hat trotz der naturgemäßen Enge Größe und Weite, denn ihr Dichter hat wache Augen und neben seiner heißen Heimatliebe auch die große, innige Liebe zum gesamten deutschen Vaterland. Der Brennpunkt aber, in dem sich alle Strahlen seiner lichtbringenden und frohmachenden Kunst immer wieder vereinigen, der Blickpunkt, von dem sie ausgehen, bleibt bei Diedrich Speckmann die Heimatliebe. Er weiß, daß erst derjenige in tiefster Seele treu ist, der die Heimat liebt und ehrt, er bleibt mit seiner Seele und seiner Sehnsucht in der Heide, so weit er auch in der Welt herumgekommen sein mag. Überall, in der Großstadt, auf Wanderungen, auf Reisen sucht er das Land seiner Sehnsucht, die Heimat, mit der Seele.

So ist es nicht verwunderlich, daß gleich Speckmanns erstes Buch eine Art Selbstbekenntnis dieser Heimatliebe und -Sehnsucht geworden ist. Der Heidesohn, der sich in wildem Hinausstürmen, in Tatendrang und ehr-

geizigem Streben von ihr losgesagt und losgelöst hat, findet sich nach Not und Enttäuschungen, nach dem mählichen Erlöschen all der flackernden Irrlichter in der Fremde, zurück in die liebenden Arme der Heimat — „Heidjers Heimkehr“. Er findet sich selber wieder und zugleich den Wurzelboden seiner Kunst, und an der Seite eines schlichten Heidekindes wird er in künstlerischer und liebevoller Andacht der Heimat dienen, die ihm nun erst wieder in dem Rauschen der niedersächsischen Eichen und dem treuherzigen Platt ihrer Bewohner lebendig wird und ihn vergessen läßt, wie fremd er da draußen immer geblieben war.

Wie ein Auftakt zu der großen Reihe der weiteren Heideerzählungen des Dichters mutet dieser erste Versuch an. Die ganze Stimmung und Melodie, die ganze Form und Art der Darstellung, die ganze Umwelt mit ihren charakteristischen Menschen, die später in zahlreichen Abwandlungen immer wiederkehren, der Heidepastor, der Lehrer und Küster, der mit zäher Festigkeit und Frömmigkeit an der Väter Art haltende alte Bauer — alles ist hier schon im Keim enthalten, ja, liegt in diesem ersten Werke fast schon als etwas Fertiges vor. Speckmanns Kunst bringt in ihren Einzelheiten später kaum etwas Neues; nur tiefer, inniger, reifer wird sie. Der Grundton aber bleibt der gleiche, etwas Feines und Schlichtes, etwas Stilles und Leuchtendes. Durch und durch deutsch ist seine Kunst, und darum liegt ihm auch eine Persönlichkeit wie Ludwig Richter besonders am Herzen. Auch für ihn gilt das, was er in den „Herzensheiligen“ einmal von diesem deutschen Künstler sagt: „Wenn nur die Menschen groß sind, die neue Werte prägen, Neuland erobern, die Kultur ein mächtiges Stück mit sich vorwärts reißen, dann ist Richter gewiß keiner von den Großen. Aber warum sollen wir nicht auch einmal einen Mann groß nennen, der noch heute Tausenden und aber Tausenden durch seine feine, schlichte, echte Kunst die Augen öffnet und ihnen ihren Alltag durchseelt und verklärt, dessen echte Frömmigkeit einem das Herz erwärmt und mit neuem Glauben an Gott und alles Gute erfüllt?“

In diesem Geiste reifte dann 1906 das zweite Buch des Dichters heran, der „Heidehof Lohe“, jenes Werk, das Speckmanns Namen schnell in weite Kreise trug. Es ist eines jener Bücher, die man nicht missen möchte, die man in stillem Genießen auf sich wirken lassen soll, und die einem immer aufs neue wieder etwas Warmes und „Sommerseliges“ ins Herz gießen. Mit sicherer Hand greift der Dichter hier tief in das heimatliche Volkstum, in das Leben der Großbauern auf der Heide, hinein. Wuchtig und vollblütig stehen die Männer und die Frauen da: der alte Hofbesitzer Lohmann, von berechtigtem Bauernstolz erfüllt, unbeugsam und starr gegen allen „nimodschen Kram“ in Politik, Sitte, industriellen und kulturellen Errungenschaften, rechtlich, fromm und sparsam. Mutter Lohmann, still, bedächtig, liebevoll und immer wieder nach einem Ausgleich in den durch die Unduldsamkeit ihres Mannes geschaffenen Lebenslagen suchend, die beste aller Mütter. Hinrich der Sohn, mit seiner in köstlicher Naivität erwachenden und dann fest und zäh in seinem Herzen verankerten Liebe zu der schlanken, schönen Else Riewitz, der „Städtischen“, um deren Gewinnung sich das Problem und der Konflikt bis zur stärksten dramatischen Spannung zwischen Vater und Sohn verdichtet. Hier hat Speckmann gezeigt, daß er auch in wuchtigen und bis zur höchsten Leidenschaftlichkeit bewegten Szenen Meister ist, daß er in sicherer Technik und dramatischer, bis zum katastrophalen Höhepunkt straff geführter Steigerung den Knoten zu schürzen weiß. Bis zur äußersten Konsequenz, dem endgültigen Bruch und tragischen Ausgang zu gehen, ist freilich nicht des Dichters Sache. Er biegt fast stets — hier allerdings nicht restlos überzeugend — in einen Weg ein, der eine seinem innersten Wesen entsprechende friedlich-schiedliche Lösung in sich birgt. Aber wir dürfen dem Dichter darum nicht grollen, gibt er doch gerade im „Heidehof Lohe“ soviel Schönes, daß man das Buch, als Ganzes betrachtet, als ein Heimat- und Kulturbild vornehmster Art ansprechen muß.

In schaffensseligen Tagen auf Capri entstand dann,

wie schon kurz erwähnt, „Das goldene Tor“, wiederum ein echter Speckmann, ein liebes, stilles Buch, einer der feinsten Entwicklungsromane, die wir besitzen. Traurig hebt sie an, traurig endet sie, die Geschichte von dem armen Heideschulmeisterlein Peter Eggers. Aber über dem Leben und Sterben dieses Einsamen, abseits von Glanz und Reichtum Stehenden, liegt gleichwohl jenes „große, stille Leuchten“, das Kern- und Angelpunkt von Diedrich Speckmanns Kunst bedeutet. Die wundersame Sehnsucht nach dem „goldenen Tor“ des Lichten, Schönen, Ewigen, das gleichsam symbolisch die Erdentage Peters erhellt und selbst in der ärgsten Finsternis seine Seele wach hält und leuchten läßt, macht trotz aller Not auch dieses einfache Leben hell und wird dem Sterbenden schließlich ein liebevoller und tröstender Wegweiser in die Ewigkeit.

Ganz Idyll, ganz Sonne, Licht und Glanz ist die nächste Sammlung von Erzählungen „Herzensheilige“, eins der schönsten und reinsten Bücher Speckmanns. Ludwig Richter, der deutsche Maler, hat in diesen Blättern seliger Ferienerinnerungen mit seiner treuherzigen Art und seinem beschaulichen, frommen Wesen liebevoll als Schutzgeist gewaltet. Die Geschichten selbst, die zu einer Rahmenerzählung zusammengefaßt sind, bilden den Kern. Eine ganze Galerie von „Herzensheiligen“ taucht auf. Kein neues, unerhörtes Geschehen wird dabei geboten, aber dafür eine keusche, besinnliche Kunst, etwas für die Stillen im Lande, „die da wissen, daß es mit dem Hurra- und Hosianna-Geschrei für jedes Neue und Allerneueste nicht getan ist, sondern daß es gut tut, wenn wir uns immer wieder fein besinnen, was wir Deutsche nach unserer inneren Anlage eigentlich sind, und was wir aus den Tagen unserer Väter ererbt haben, damit wir still und stetig darauf weiter bauen“. Besonders reizvoll ist aber auch schon die Einkleidung. Duft und Stimmung liegt über dem Heidewinkel, in dem sich die sieben Freunde zur Ferienzeit verkrochen haben, um Ausspannung, nicht Spannung zu suchen. Mit feinem Humor ist die Eigenart jedes Einzelnen geschildert... Und dann beginnt ein

jeder der sieben Genossen seine schlichte Weise von jenen Menschen und Schicksalen zu erzählen, die ihm, durch die Erinnerung verklärt, wie liebe alte Heilige aus der tiefsten Kammer seines Herzens auftauchen...

Hatte Speckmann bisher ausschließlich die Heide als Landschaft und Hintergrund in den Mittelpunkt gestellt, so wählt er in seiner nächsten Erzählung „Geschwister Rosenbrock" die Moorgegend bei Bremen zum Schauplatz. Die Geschichte selbst ist wieder außerordentlich schlicht und geradlinig. Wehmütig summt die alte Weise durch die Blätter „Wem nie durch Liebe Leid geschah..." Gerd und Leidchen, sie wachsen uns ans Herz, wie sie, deren Wege und Meinungen so verschieden sind, doch, durch das Band inniger Liebe miteinander verbunden, fest in Freud und Leid beisammen stehen. Und Gerd ist es dann, der in seiner schlichten und grundehrlichen Art die Schwester alles Leid, das ihr durch Liebe geschehen ist, tragen lehrt, dessen treue Bruderliebe nicht von ihr läßt, bis zu ihrem frühen Tode. Eine Prachtgestalt, dieser Gerd, echt und lebenswahr, ein etwas schwerfälliger, bedächtiger, „drögepeteriger Jan vom Moor", aber mit goldenem Herzen, geradem Sinn und froher Arbeitslust begabt, so wie es ihrer viele gibt unter den Moorbewohnern. Und dann der Gegensatz, die schöne und lebensfrohe Schwester, die ihren Flug in die Stadt so bitter bezahlen muß. Ganz besonders anziehend aber ist wiederum neben der tiefgründigen Charakterzeichnung der Menschen die Schilderung des Landschaftlichen, des Lebens und Treibens im Moor, der Torfarbeit und Schiffahrt, kurz, des ganzen Daseins, in dem sich ein Tag nach dem andern in stetem und entsagungsvollem Ringen ums tägliche Brot bei den ernsten und einfachen Moorleuten abspielt. Hier weitet sich die schlichte Erzählung zu einem Kulturdokument großen Stils, zu einer von warmer Empfindung und gründlichem Studium in gleicher Weise befruchteten Schilderung des Volkstums der Moorgegend in seiner ganzen nüchternen Art und einfachen Größe.

Aus seiner früheren Tätigkeit als Pastor entsprang

der Roman eines Geistlichen „Erich Heydenreichs Dorf". Das war nur zu natürlich, mußte doch dem ehemaligen Prediger die Gestalt des Heidepastors unter den naiv-bibelfesten Heidebauern, von denen womöglich jeder am liebsten sein eigener Seelenhirt sein möchte, besonders anziehen, und gab es doch gerade um die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts durch das neue Zivilstandsgesetz dort in jenen Heidewinkeln, „wo die Uhr um hundert Jahr nachgeht", eine in den Separationsbestrebungen von Hermannsburg und Umgegend gipfelnde religiös-kirchliche Kampfbewegung, die den Dichter zu kulturhistorischer Darstellung und Beleuchtung der Verhältnisse gleichfalls reizen mußte. So ist denn ein Buch ganz eigener Art entstanden, einmal durch das neue Moment der bewußten Hineinbeziehung rein religiöser und kirchlicher Fragen und weiter dadurch, daß diesmal neben dem Pastor ein nicht minder wichtiger Held steht, der sich in der Gesamtheit des Heidedorfes Ummersloh und seiner Bewohner verkörpert. Voll greifbarer Lebendigkeit steht die ganze Reihe bäuerlicher Hartschädel vor einem. Meisterhaft sind die einzelnen Typen, der dickköpfige Bullwinkel, der Sattelhofbauer, der „separierte" Pastor Nieweg, die Familien der Heydenreichs und des adeligen Kirchenpatrons von Branken geschildert, vielfach mit höchst erquicklichem und ergötzlichem Humor und immer — namentlich in dem Verhältnis der Kinder zu einander — mit einer warm beseelten und frischen Realistik, sodaß die tendenziöse Seite, die einem Standesroman leicht anhaftet, niemals aufdringlich in die Erscheinung tritt. Auch die innere Entwicklung des Pastors gegenüber seinen anders gearteten adeligen Jugendgespielen ist in hohem Grade überzeugend dargestellt und zeigt aufs neue, wie Speckmann mit großer Feinheit gerade dem Wachsen und Werden junger Menschenseelen nachzuspüren vermag.

Nach diesem kulturhistorischen Exkurs kehrt Speckmann mit seiner Erzählung „Der Anerbe" wieder ganz in die jeglicher Tendenz bare Heimatschilderung zurück. Heideluft und Immensummen durchzieht das

Buch. Ein paar Prachtgestalten im Mittelpunkt: Klaus-Ohm, der Onkel, der für alles sorgt, und in dessen verkrüppeltem Körper ein klarer und scharfer Geist, ein warmes und liebevolles Herz wohnt, und Marten, der „Anerbe", der etwas ungelenke, fast tölpelhafte und verschüchterte Sohn und Gutserbe, der seine Rechte auf den väterlichen Besitz erst mit Hilfe des klugen Klaus-Ohm gegenüber der Stiefmutter und dem Stiefbruder zur Geltung bringen kann. Schon um die Figur des Klaus-Ohm allein muß man das Buch schätzen, denn sie ist mit so viel Liebe und Verständnis geschaffen, daß wir in ihr eine der wohlgelungensten Gestalten aus der Hausgalerie der „Herzensheiligen" Diedrich Speckmanns sehen müssen. Wie der Alte als treuer Freund seiner Bienen mit den fleißigen Tierchen umgeht, wie sie ihm reichlich alles, was ihm das Leben sonst versagt hat, ersetzen, wie sie gleichsam seine Kinder, seine Freunde und sein Trost in allen Lebenslagen sind, wie sich in ihnen und ihren Gepflogenheiten dem Alten auch das ganze Leben der Menschen wiederspiegelt und er stets bei ihnen Rat und Hilfe sucht, das weiß Speckmann alles mit einer fast andächtigen Hingabe darzustellen. So ist es nicht verwunderlich, daß auch dieses Buch glücklich und versöhnlich ausklingt, konnte doch unter der Leitung und Fürsorge eines so wundervollen Charakters wie Klaus-Ohm aus Marten, dem „Anerben", nur ein tüchtiger und guter Mensch werden, der nach manchen traurigen Erfahrungen doch schließlich Glück und Frieden finden mußte.

Die beiden nächsten und letzten Bücher Speckmanns sind entstanden, als sich das tragische Geschick unseres Vaterlandes erfüllt hatte. Sie sind daher naturgemäß stark beeinflußt von den Problemen und Fragen des Tages. Die erste, 1919 erschienene Erzählung aus der Gegenwart „Die Heidklause", noch gewissermaßen tastend und suchend nach neuen Zielen, noch ganz im Bann des unseligen Erlebens, die letzte „Neu-Lohe" schon in kräftigerem Anlauf auf der Suche nach Neuland; beides echte Zeitbücher, wie sie uns nottun, denn ihr Verfasser berauscht sich nicht an bloßen Worten und

predigt keinen blutleeren Optimismus, sondern steht mit beiden Füßen auch hier auf der heimatlichen Scholle und hat damit in der Flucht und dem Wechsel der Zeit etwas Bleibendes und Greifbares gefunden, den unverrückbaren Wurzelgrund für seine Ideen. — Langsam, ganz allmählich nur heilen die beiden Kriegsteilnehmer Martin Böker und der „lütte Köster“ Theodor Brandt von den Erlebnissen des Krieges und noch mehr von den frisch auf sie einstürmenden Ereignissen der Revolution. Beide besinnen sich, unter dem tatkräftigen Beistand einer resoluten Frau, auf ihr Tiefstes und Persönlichstes. Martin in seiner Heidklause wird ein unablässiger wissenschaftlicher Arbeiter, und das Schulmeisterlein läßt mehr und mehr seine hochtrabenden und volksbeglückenden politischen und sozialen Reden und Ideen und lernt wieder Achtung vor seinem Volksschullehrerstande. Und beide finden dann schließlich die Lebensgefährtin, an deren Seite sie tapfer und auf das Wesentliche den Blick gerichtet, getrost der Zeit die Stirne bieten.

In „Neu-Lohe“ spielen die Zeitprobleme eine noch weit größere Rolle. Hier handelt es sich um die in Speckmanns ersten Büchern schon leise angedeutete Frage nach der Urbarmachung des Ödlandes der Heide und damit der Gewinnung neuer menschlicher Siedlungen. So weitet sich das Werk zu einem kulturell und literarisch gleich wertvollen Beitrag zum Neuaufbau unseres Vaterlandes dadurch, daß Speckmann hierfür einen gangbaren Weg eben in der Bodenreform sieht, d. h. in der Besiedlung kleinerer Landflächen durch Männer, die den Fangarmen der Großstadt entrinnen wollen, um auf dem Lande als Bauern ihr bescheidenes, aber sicheres und gesundes Dasein zu führen. Diesen Gedanken setzt der Anerbe von Alt-Lohe in die Tat um, und Neu-Lohe gedeiht trotz der Wühlarbeit der Parteigenossen der Siedler. Hinzu tritt das Problem einer gesunden Ertüchtigung der Jugend, die Volkshochschulfrage wird angeschnitten u. a. m. Und das alles in einer so freimütigen und unparteiischen Weise, in einer so gesunden und sieghaften Art, daß das

Buch, wie wenig andere ähnlichen Schlages, Freude und feste Zuversicht für die Zukunft unseres Volkes zu wecken imstande ist. Höchst geschickt und zwanglos ist dabei auch in diesen letzten Büchern wieder die Verbindung mit der Heimat hergestellt. „Die Heidklause“ ist letzten Endes nichts anderes, als eine Art Heidjers Heimkehr aus dem Weltkrieg, „Neu-Lohe“ knüpft an den „Heidehof Lohe“ und seine Menschen wieder an und schildert den Nachwuchs der Lohhof-Leute und ihr Verhältnis zu den veränderten Zeitläuften. Der Ring ist geschlossen, und der Dichter ist trotz des Neuen, das in seine Bücher getreten ist, sich und seiner innersten Wesensart treu geblieben. Nur gewachsen ist er, will es mich dünken, nur noch tiefer und umfassender ist er in seiner Kunst geworden; auch in bezug auf das dem kulturellen Hauptproblem der Siedlungsfrage sich gesellende andere von den beiden ungleichartigen Söhnen des Lohe-Hofes. Die Lösung, daß der prächtige Anerbe schließlich einsieht, daß er doch niemals ein rechter Bauer wird, und nun den Hof neidlos seinem jüngeren Bruder abtritt, um selber Leiter einer neu zu errichtenden Volkshochschule zu werden, ist zwangloser und im Grunde natürlicher und verständlicher, als die vom Dichter gewollte Verbindung des Bauern mit der Städtischen im „Heidehof Lohe“.

Es ist müßig, bei Diedrich Speckmanns Kunst nach literarischen Analogien zu suchen. Und wenn man's schon täte, so wären es nicht die schlechtesten Dichter, die man anführen könnte: Gottfried Keller mit seiner realistischen, humordurchsonnten Erzählerkunst, Wilhelm Raabe mit seiner knorrigen Subjektivität, Eduard Mörike mit jenem großen, stillen Leuchten, das aus seinen Büchern strahlt, und von den neueren etwa Timm Kröger in seiner Vorliebe für die Stillen im Lande, die Sonderlinge und Eigenbrödler. Aber was will das alles besagen? Das Sondergebiet Speckmanns ist so ausgeprägt, seine künstlerische Eigenart ist so deutlich zutage liegend, so klar und durchsichtig, daß sie jedem ohne weiteres als völlig naturgeboren und erdentwachsen erscheinen wird.

Des öfteren flicht der Dichter Betrachtungen über die Kunstübung im allgemeinen und seine eigene Dichtungsart im besonderen in seine Bücher ein, die besser als alle nachzeichnenden kritischen Worte das innerste Wesen dieses deutschen Heimatdichters erhellen. Wer freute sich nicht gerade heute in unserer von niederen Instinkten stark angekränkelten Zeit eines Mannes, der das Echte, Reinliche, Gesunde immer wieder in den Vordergrund stellt? Wer unterstriche nicht kräftig die derben und temperamentvollen Worte Speckmanns: „In einer Zeit, wo das Angefaulte, Unreinliche, Brüchige, Morsche sich so breit macht wie heute, wo neue Ethiken geschmiedet werden, daß es einen Hund jammern möchte; wo es durch das ganze Land stinkt, wenn irgendwo schmutzige Wäsche gewaschen werden muß — kann es für den anständigen Menschen eine wahre Wohltat sein, gehört es mit zu einer sehr heilsamen Seelenhygiene, daß man mal diesem ganzen Schweinkram entschlossen die Hinterfront zukehrt und dem Gesunden, Echten, Schlichten, Reinlichen, Guten die ganze Seele zuwendet, denn, zum Donnerwetter! das gibt's doch auch noch auf der Welt!" — Und alles Eigenartige und Liebenswerte in Diedrich Speckmanns Kunst wird uns aus den folgenden Worten des Dichters klar, die das, was das Schönste und Tiefste an ihr ausmacht, so treffend zum Ausdruck bringen, daß sie hier in ihrem ganzen Umfang eine Stelle finden mögen. Da heißt es: „Meine Heimaterde, du schlichtes, braunes Land ... auch auf dir liegt das, was einer, der ein viel stolzeres, schöneres Land zur Heimat hatte, ‚das große, stille Leuchten' genannt hat. Und in solchen Stunden ist der Bund geschlossen zwischen dir und deinem Sohne. Daß du ihn nimmer los lässest, sondern ihn fest hältst, auch in der Ferne, mit den starken Banden der Kinderheimat. Und daß er immer gern wieder im Geist die alten, lieben Jugendpfade wandelt, und Einkehr hält in deinen altvertrauten Dörfern und Gehöften und deinen Kindern auf die Hände sieht, und in die Augen, und wenn's glücken will, wohl auch in die Seele ... und daß er da mit Vorliebe nicht nach dem Dumpfen, Schwülen, Stür-

mischen sucht, sondern am liebsten nach dem Leuchten, dem stillen Leuchten, sei's nun groß oder klein ... Und daß er dann seinen Freunden davon erzählt. Nicht so, daß er dir, du schlichte, braune Heide, eine Romantik oder Größe oder sonst etwas dir Fremdes andichtet. Nicht so, daß er deinen schlichten Kindern allerhand Gedanken in das Hirn schmuggelt, die sie nicht denken, Gefühle in das Herz lügt, die sie nicht fühlen. Nein, das kann er nicht, dafür hat er dich und deine Kinder einfach zu lieb. Er kann und will nichts anderes, als schlicht und treu von dir erzählen, von dir und deinen Kindern, seinen Brüdern und Schwestern, wie sie arbeiten und feiern, lachen und weinen, irren und zurecht kommen, lieben und leiden, glauben und hoffen und sterben, kurz, von einem Leben, das seinen Sonnenbrand hat und sein Nebelgrau und sein Nachtdunkel, aber doch auch sein stilles Leuchten."

Dieses stille Licht hineinleuchten zu lassen in die Unrast unserer Tage, jedem Leser eine Hausgalerie von Herzensheiligen zu schaffen, daß er, wenn's ihm draußen zu kahl und kalt wird, einfach in seine Galerie hineinhuscht, wo's ihm traulich und warm und im Herzen wohl und reich wird, unterzutauchen in die patriarchalischen Verhältnisse im Heidelande, ohne Scheu vor Rückständigkeit das Gute an der Väter Art hochzuhalten und es für die neue Zeit nutzbar zu machen, echte, tiefe, herzgeborene Frömmigkeit zu predigen, wieder Schlichtheit und Einfachheit bei den Menschen und Liebe zu der großen Meisterin Natur zu wecken — das ist Diedrich Speckmanns unablässiges Bemühen, das ist zugleich die Seele seiner Kunst.

„Auf leisen Sohlen wandeln die Schönheit und das Glück", sagt Wilhelm Raabe einmal. Leise, und darum Schönheit und Glück bringend ist auch Speckmanns Dichtung. Wer lediglich Spannung und Erregung bei seiner Lektüre sucht, der wird, wenn auch der Dichter sie wohl gelegentlich bis zu dramatischer Wucht gesteigert auslösen kann, letzten Endes nicht das finden, was er sucht. Wer aber an Echtheit und Ehrlichkeit, grunddeutschem Wesen und kernfester Gesinnung, an Blütenduft und

Immensummen Gefallen hat, an einer Charakterisierungskunst, wie sie sich in vielen fast holzschnittartig herausgearbeiteten Gestalten, wie der alte Arnsvater, der Lehrer Bartels, der Lohhofbauer, Mutter Lohmann u. v. a., zum Typischen auswächst, und zugleich an einer kristallreinen Sprache, die, obwohl sie das Plattdeutsche, wie es auch Timm Kröger liebt, nur gelegentlich, gewissermaßen als „Trommelschläge" verwendet, doch durch und durch niederdeutsch gedacht und gefühlt ist, der greife zu Speckmanns Büchern und er lese sie in ihrer Gesamtheit, wie sie nunmehr in der vorliegenden schmucken Ausgabe vom Verlag dargeboten werden. Er wird erkennen, daß der jetzt fünfzigjährige Dichter, obwohl er mit Vorliebe in die Vergangenheit den Blick schweifen läßt, doch ganz in unserer Zeit wurzelt; er wird immer wieder in seinen Dichtungen das leidenschaftliche Suchen und Schürfen nach jenen Kräften spüren, aus denen heraus unser Volk allein genesen kann. Und groß und mächtig steht bei all diesem Streben und Bemühen als fester Grund, als unerschütterlicher Felsen für all unser Tun und Wollen und Fühlen die Heimat da. Trutzig und unbeirrt von literarischen Moderichtungen irgend welcher Art hält Diedrich Speckmann zu ihr und ihren reichen Schätzen an Kultur, Sprache und Sitte. Wer aber so fest in der heimatlichen Scholle wurzelt und trotzdem, nach einem schönen Wort des Finkenwärder Dichters Gorch Fock, „mit der Heimat im Herzen die Welt umfaßt, mit der Heimat vor Augen die Welt liebend und bauend durchdringt", der gehört zum deutschen Volk und das deutsche Volk zu ihm.